Aus unserem Kriegsleben in Südwest-Afrika



von

Max Schmidt

Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika.

Erlebnisse und Erfahrungen

von

Max Schmidt,
Divisionspfarrer der 1. Garde-Division in Potsdam,
1900/01 Feld-Divisionspfarrer im ostasiatischen Expeditionskorps,
1904/05 in der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika.

10 tes Tausend.

1907.
Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.



Den Kameraden der Schutztruppe

und

den Angehörigen unserer Gebliebenen.



Vorwort.

Mein Bericht über die Erlebnisse in Südwestafrika, der oft und von vielen Seiten gefordert wurde, will möglichst weiten Kreisen veranschaulichen, was unsere Schutztruppe äußerlich und innerlich erlebte und wie sich die Amtsführung in solchem Kriege gestaltet. Darnach ist die Auswahl des Stoffes getroffen worden.

Wer noch näheres Eingehen auf die seelsorgerliche Seite erwartet hat, wird mir doch recht geben, wenn ich hierbei die behutsamste Zurückhaltung für Gewissens- und Amtspflicht erkläre.

Äußerungen über rein militärische Dinge stehen einem Feldprediger natürlich nicht zu. Um so stärker fesselt die Psychologie des Krieges sein Interesse und sein Amt.

Mein Buch möchte vielen Kreisen unseres in Sturm und Krieg erprobten Volkes die Herzen für unsere heldenmütig kämpfende und hart entbehrende Schutztruppe erwärmen helfen.

„Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!" Laßt uns auch die Lebenden und bis zum Tode Getreuen nicht vergessen!

Potsdam, den 8. Nov. 1906.

M. S.

Zum 9.—13. Tausend.

Die neunte Auflage kann ich mit freudigem Danke für die Aufnahme und Verbreitung meines Kriegsberichts hinaussenden. Gottes Segen für seinen weiteren Lauf und Dienst!

Gottlob, daß den deutschen Herzen der Name Schutztruppe allmählich anfängt, wie Heldenruhm zu klingen, der schlicht und echt von fernen Walstätten und stillen, einsamen Ehrenhügeln das Vaterland an sein Bestes mahnt.

Mein Buch ist in viele Kapitel gegliedert, um jedem Leser nach seinem Interesse die Auswahl — oder das Überschlagen — zu erleichtern. Auch die eingestreuten Stellen des Tagebuches scheinen mir — und vielen anderen — für manche Leserkreise wertvoll.

Absichtlich habe ich nicht lediglich die schwersten und die herrlichsten Zeiten dargestellt, sondern daneben das Einerlei ermüdender Verfolgungsmärsche und die Geduldsschule langen, inhaltsarmen Feldlebens. Dem Bilde fehlte sonst die volle Wahrheit.

Potsdam, 18. Jan. 1907. M. S.

Inhaltsverzeichnis.



1. Beim 2. Feldregiment in Munsterlager.

Zum 29. Mai 1904 ward ich zum Truppenübungsplatz unseres 10. Korps, nach Munsterlager, kommandiert, um zwei Bataillonen des neugebildeten 2. Feldregiments der Schutztruppe vor ihrer Ausfahrt nach Südwestafrika noch einen erbetenen Gottesdienst und eine Abendmahlsfeier zu halten.

Wie lebhaft mußte dieser Befehl an die eigene Mobilmachung vor vier Jahren und die damalige Kriegsfahrt nach China erinnern, obwohl der jetzige Auszug offenbar in weit größere Gefahren führte! Jedenfalls konnte ich mit den Kriegern empfinden, wie ihnen ums Herz war.

Munsterlager kannte ich seit Jahren. Als unser Transportdampfer Batavia im September 1901 mit 2000 Ostasiaten nach unvergeßlich ernster Fahrt die heimische Küste erreicht hatte, mußte unser ganzer Transport auf etwa 6 lange Wochen nach diesem Übungsplatze in Quarantäne *). Der Typhus hatte sich allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz mit uns an Bord geschlichen und auf dem engbelegten Schiffe nur gar zu schnell zu einer immer drohenderen Gefahr gesteigert. Manchen Kameraden hatten wir unterwegs ins nasse Seemannsgrab versenken, andere schwerkrank in den Hafenstädten von Singapore bis Port Said ausschiffen müssen, und erst nach sieben todesernsten Wochen legten wir damals mit sehr hoher Krankenziffer in Bremerhaven an. Gar anders, als wir beim ersten Flattern unseres Heimatswimpels träumten, hatte sich Heimfahrt und Ankunft in der Heimat gestaltet. Eine wochenlange, absperrende Unterbringung auf dem Übungsplatze Munster war die notwendige Folge. Immerhin grüßten die saftgrünen Wiesen und die stillen Fichtenwälder der schönen Lüneburger Heide noch mit sonniger Schönheit, und mit ausgedursteten Augen sahen wir nach langer, weiter Kriegsfahrt wieder den ersten, grünen, deutschen Wald.

*) Absperrung zur Beobachtung des Gesundheitsstandes.

Nur die Sehnsucht nach Hause wuchs ungeduldiger von Woche zu Woche.

Zu dieser Heimfahrt von China kehrten die Gedanken während der Bahnfahrt von der Garnison Braunschweig nach Munsterlager stets wieder zurück, zu jenen Wochen des Dienstes unter Lebenden und Sterbenden auf unserem „Totenschiffe" und zu den gemeinsam überstandenen Wochen der Einpferchung hernach. Jener erste Gottesdienst stand gleichfalls wieder klar vor dem Gedächtnis, den wir damals vor drittehalb Jahren auf dem weiten, grünen Waldanger gefeiert hatten. Auch andere hatten ihn nicht vergessen, wie ich mehrfach erfuhr. Viertausend Ostasiaten standen dort vereint, die beiden Transporte „Batavia" und „Neckar", beim Feldgottesdienste nur — aus Vorsicht — durch eine breite Lagergasse getrennt. Plötzlich klangen mitten in unsere Feier die Glocken des nahen Kirchdorfes Munster herüber. „Kameraden, das sind die ersten Kirchglocken der Heimat!" — mit diesem Zurufe hatte die Predigt innegehalten und jeder von uns diesen langentbehrten Klängen eine Weile still gelauscht und dabei mehr als bloßen Klang gehört. Dann war der Gottesdienst fortgesetzt worden: „Hört, die Glocken rufen zum Herrn, wie unser heutiges Bibelwort." Was mußte alles an jenem Tage der kurze Schriftvers den viertausend heimgekehrten Kriegern sagen: Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohltat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat. (Marc. 5, 19).!

In dies wohlbekannte Munsterlager nun abermals in großer Stunde zu heiligem Dienst!

Überall das kriegerische Bild, das eilige Treiben der letzten Mobilmachungstage! In den Lagerstraßen herzbewegliche Gruppen: Angehörige und Freunde, die ihren Schutztrupplern noch einmal ins Auge sehen wollten.

Eins der beiden hier zusammengestellten Bataillone war schon neu eingekleidet; die grauen Cord-Uniformen und die gelben Reiterstiefel muteten afrikanisch an. Das andere Bataillon trat zum Gottesdienste noch in den Uniformen der verschiedensten Regimenter an, denen die Leute entstammten — ein überaus buntscheckiges Bild.

Ein Abschiedsgottesdienst für eine zum Kampf ausrückende Truppe ist eine große, aber keine schwere Aufgabe. Denn in Stunden, in denen der Herrgott selber vernehmlich zu reden

anhebt, sind Herzen und Gewissen offen. Alle evangelischen Offiziere und Mannschaften begehrten das heilige Mahl.

Doch ein Mißverhältnis empfand ich an diesem Tage immer drückender. Im Juni 1900 hatte ich in Döberitz dem ersten Bataillon des 1. ostasiatischen Inf.-Rgts. den gleichen Dienst tun dürfen, aber damals als schon mobiler Feldprediger, der zu dieser Truppe gehörte. Diese innerste Zusammengehörigkeit fehlte jetzt. Wenn Klaus Groth schreibt:

Von Flot un Wellen
Is dat am besten
In'n Drögen vertellen*) —

so darf sich mit diesem halb schalkhaften, halb spöttischen Worte kein Soldatenpfarrer zufrieden geben. Wer die Herzen zu schwerer Meer- und Kriegsfahrt stärken soll, entzieht seinen eignen Worten das Mark, falls er selber in sicherem Frieden daheim zurückbleibt.

Schon vor langen Wochen hatte ich mich für die Schutztruppe zur Verfügung gestellt, doch den Bescheid erhalten, daß die Aussendung von Feldgeistlichen noch nicht vorgesehen sei.

Nun fanden sich in Munsterlager unter den Ausziehenden alte Ostasiaten in erstaunlich hoher Zahl, Offiziere wie Unteroffiziere, die einen immer wieder und in unverkennbarem Ernst mit der Frage begrüßten, ob sie denn diesmal kein Feldgeistlicher begleite. Auch der Regimentskommandeur fragte mich am Abend dieses Tages, ob ich zum Mitgehen bereit sei; er wolle auch seinerseits einen evangelischen und einen katholischen Feldprediger telegraphisch beantragen.

So wurde dieser Tag in Munsterlager für mich entscheidend. Es galt, das Gewissen still und klar vor Gottes Angesicht zu prüfen. Der Drang in die Ferne und der tatenfrohe Ehrgeiz, dem mancher junge Offizier folgt, durfte bei dem Feldprediger nicht die treibende Kraft sein. Über die Schwere des südwestafrikanischen Aufstandskrieges konnte man sich gleichfalls nicht hinwegtäuschen. Aber das Gebot des Gewissens sprach vernehmlich genug: Der Mann und der Christ gehören dahin, wo sie am allernötigsten sind. Bei welcher Truppe, in welcher Garnison konnte unser Dienst denn nötiger sein, als in den Gefahren und Kämpfen der Schutztruppe?

*) Von Flut und Wellen läßt sich's am besten im Trocknen erzählen.

Alsbald ging die erneute Meldung nach Berlin. Der Gedanke an die Lieben in der Heimat, der manchesmal das Blut heißer zum Herzen trieb, durfte die Klarheit der erkannten Pflicht nicht trüben. Andere mochten sich ebenso für Südwestafrika gemeldet haben; die Vorgesetzten konnten entscheiden. Mein Gebet in dieser Zeit konnte nur sein: Des Herrn Wille möge geschehen.

2. Mobilmachung.

Vierzehn Tage gespannter Erwartung waren vorübergekrochen, als am 15. Juni ein Telegramm des Kriegsministeriums an das Garnisonkommando Braunschweig meine Untersuchung auf Tropendienstfähigkeit befahl. Nach wenigen Stunden flog die bejahende Meldung nach Berlin zurück. Die Lage war geklärt.

Für die Ordnung amtlicher wie persönlicher Pflichten und zur eigenen Mobilmachung blieben noch gut zwei Wochen, also reichliche und dennoch schnell enteilende Zeit. Vor vier Jahren war weit kürzere Frist vergönnt.

Die Erfahrungen vom chinesischen Kriegszuge ließen sich für die neue Ausreise mannigfach verwerten, reichten jedoch bei weitem nicht aus. Wie wertvoll waren daher die Ratschläge, die ich in der Garnison von zwei erfahrenen Afrikanern erbitten konnte! Um so zweckmäßiger vermochte man nun die Weisungen zu befolgen, die vom Oberkommando der Schutztruppen für die Ausrüstung der Offiziere erlassen waren und in sinngemäßer Anwendung auch für die beiden Feldgeistlichen (den evangelischen wie den katholischen) galten.

Die Feldausrüstung mußte eine zwiefache sein, für die Zwecke des Amtes und für die eigenen Bedürfnisse, und hier wieder doppelt für die Seefahrt und das afrikanische Feldleben. Es hieß, alles um so sorgsamer zu bedenken, als niemand die Dauer des Krieges und einer vielleicht nachfolgenden Besatzungszeit voraussagen konnte. Auf Nachsendungen von der Heimat bis zu den Feldtruppen in der kulturfernen Steppe blieb natürlich kein sicherer Verlaß. Bei alledem behielt der alterprobte Rat seine Geltung, sich und andere ja nicht mit zu vielem Gepäck zu belasten.

Die Pferde-Ausrüstung wurde vom Oberkommando beschafft.

Eingehende Sorgfalt verlangte der Amtskoffer mit den Bedürfnissen für Gottesdienste und Abendmahlsfeiern. Solche Koffer werden freilich für die Mobilmachung stets bereit gehalten, und ihre Größe, ihr Inhalt wie die Ausnutzung ihres Raumes ist nach den Erfahrungen zweier großer Feldzüge geregelt. Für die Anforderungen des südwestafrikanischen Steppenkrieges empfahl sich's indessen, auf eine außerordentliche Festigkeit dieses Koffers bei recht handlicher Form zu achten. Das Abendmahlsbrot müßte in beträchtlichem Vorrat mitgeführt und eingelötet verpackt werden. Auch eine nicht zu geringe, ausgesuchte Büchersammlung war für Lazarette wie für andauerndes Etappen- und Lagerleben ratsam.

Als Feldbekleidung war für die beiden Feldgeistlichen die Uniform der Schutztruppe mit einigen Abzeichen festgesetzt. Statt des blauen erhielten wir ein violettes Band um Tropenhut und Mütze, ebenso eine violette statt der blauen Paspel an Cord- wie an Khaki-Uniform; am Rock außerdem vierzehn kleine versilberte Kronenknöpfe, die später im Felde oftmals mit Staunen gezählt wurden. Das alte Abzeichen der Feldprediger, die Feldbinde aus zwei violetten und einem weißen Seidenstreifen mit dem roten Kreuz in der Mitte, wurde mitgenommen, obwohl ihre praktische Verwendbarkeit von vornherein fraglich blieb. In Afrika habe ich diese weitscheinende Feldbinde wohlweislich weder auf Märschen, noch in Gefechten angelegt; wohl dagegen bei Gottesdiensten in ruhigeren Zeiten wie beim Etappendienst. Bei solchen Feiern konnte man auch das silberne Brustkreuz tragen, das in wertvoller, würdiger Ausführung für diesen Kriegszug vorgeschrieben war.

Da von den aufständischen Eingeborenen keine Rücksicht auf das rote Kreuz zu erwarten stand, waren auch wir mit Gewehr und Patronengurt, sowie mit einer Browning-Pistole bewaffnet.

Als die Ausrüstung bis zum Kompaß und zur Kinnkette besorgt war, galt es schnellen Abschied von der liebgewordenen Garnison, von manchen treuen Freunden, noch einen tapferen Besuch bei den Angehörigen, eine kurze Fahrt zu teuren Gräbern und als letzte Wegzehrung eine stille Abendmahlsfeier im Dom zu Braunschweig. Dann vorwärts mit Gott! Am 2. Juli war

Meldetag beim Oberkommando in Berlin und auf der Feldpropstei; die Ausreise war auf den 5. Juli befohlen.

3. An Bord des „Hans Wörmann".

Was haben die letzten Tage alles an treuer Freundschaft, herzbewegenden Briefen und ernsten Eindrücken gebracht! Manch tapferer, manch christlicher Gruß hat einem wohlgetan.

In den Krieg zieht man lieber mit einer großen gleichgestimmten Truppe, als wie jetzt auf einem Postdampfer. Aber das erste abgehende Schiff war gewählt worden, um uns ohne weiteren Verzug ans Ziel zu schaffen.

Wie anders freilich jene Ausfahrt nach China auf dem großen Dampfer Rhein, der mit dem Korps- und einem Brigadestabe 2200 Krieger an Bord hatte. Von ihrem Kaiser selber begrüßt und angefeuert, von einer dichtgedrängten Menge verabschiedet, unter den Heldenklängen deutscher Kriegsmärsche zogen damals die Truppen aus dem heimischen Hafen, und noch lange klang es vom abfahrenden Schiffe zurück:

Dir woll'n wir treu ergeben sein,
Getreu bis in den Tod;
Dir woll'n wir unser Leben weihn,
Der Flagge schwarz-weiß-rot.

Diesmal fuhr unser Postdampfer still und klanglos mit wenigen Reisenden nach dem wilden Südwest. Durch Hamburgs herrlichen Hafen, an seinen schönen Elbufern vorüber! So lange der schon sinkende Tag noch ein Zwielicht gönnte, schaute man auf den heimischen Strom und die im Dämmer entschwindende Heimat.

Täglich vermißte ich die mitfahrende Truppe von neuem. Ist doch die gemeinsame Ausfahrt zu fernen Gefahren eine unvergleichliche Gelegenheit, Vertrauen und Herz der Soldaten und eine offene Tür für die Ausrichtung des Amtes zu gewinnen. Die sechs Wochen der Kriegsfahrt nach Ostasien waren dafür lehrreich genug. Es waren damals nicht bloß die zwei sonntäglichen Gottesdienste an Bord (einer für das Vorder- und einer für das Achterschiff), die man ausnutzen konnte, sondern noch mehr das tägliche Zusammensein und vor allem die häufigen Schiffsabende, an denen wir bei frischem Lied und

ernstem Choral in kameradschaftlicher Form alles miteinander besprachen, was wir äußerlich wie innerlich erlebten, was wir bei unserer weiten Fahrt sahen und lernten. Das Bild solcher Schiffsabende stand wieder vor der Seele. Nach vollbrachtem Tagewerk drängten wir uns auf dem größesten und windstillsten Raume des Hauptdecks zusammen, manche enterten auf die Ladebäume oder in die Wanten hinauf. Bei jener Ausfahrt mußte die Truppe ja noch auf schwere Kämpfe und Gefahren gefaßt sein, und ein inneres Erwachen der jungen Krieger war die köstliche Folge. Es waren Frühlingsblüten, die durch die dann folgende vielfach tatenlose oder tatenarme Enttäuschung auf chinesischem Boden hoffentlich nicht alle verwelkt sind. Damals konnte man den von der Truppe selber ausgehenden Wünschen kaum genügen, und stets mehrte sich die Zahl der Kameraden, die zur Gewissensaussprache den Feldprediger in der stillen Kabine aufsuchten.

An jene Zeit gedachte ich auf dem stillen Postdampfer mit mannigfacher Bewegung. Jetzt konnte man nichts sein, als abwartender Passagier.

Unter den Mitfahrenden begrüßte mich sofort ein Ostasiate, Oberleutnant Ahrens, mit dem ich in Tientsin lange Monate zusammen gestanden hatte. Freudiges Wiederfinden! Auf unserer jetzigen Fahrt und darauf im wilden Kriegsleben wurden wir recht nahe Freunde. Außer ihm fuhr mein katholischer Amtsgenosse, mit dem sich von Anfang an ein wohltuendes, kameradschaftliches Verhältnis entspann, ferner ein Feldapotheker, sowie eine Anzahl Zivilpassagiere mit. Wir lebten in traulicher Gemütlichkeit, zu der unser vortrefflicher Kapitän mit seiner Liebenswürdigkeit und seinem wetterfesten, launigen Humor viel beitrug. Auch meinen späteren Feldküster fand ich hier auf dem Schiffe, einen Unteroffizier, der schon mehrere Jahre bei der Schutztruppe gedient und mehrere Gefechte mitgemacht hatte; er kehrte von einem Heimatsurlaub nach Afrika zurück.

Jetzt nach zwei Jahren ist's ein wehmütiges Erinnern. Von unserem kleinen Kreise sind zwei in Südwestafrika gefallen, auch der genannte Freund, und zwei Farmer, die damals in vollem Vertrauen ins Hottentottengebiet zurückkehrten, wurden wenige Monate später vom Aufstande der Witboois grausam heimgesucht. Das ist das männermordende Südwestafrika.

4. Einige Tagebuchblätter von der Seefahrt.

8. Juli. Von Hamburg bis Swakopmund soll unser Dampfer mit durchschnittlich 10 Knoten 27 Tage fahren.

Also wieder hinein in die Nordsee, den Kanal und die Biscaya! Wem schon größere Meerfahrten vergönnt waren, schaut wohl mit gelasseneren Augen in die See. Doch auch ihm hebt sich die Brust, wenn er das gewaltige Meer wieder grüßen darf, und jeden Tag fesselt ihn diese glitzernde, farbenmächtige, geheimnisvolle See aufs neue, die ihn unermessen umwogt. Wie die Dünung dort ihre Wasserberge heranrollt! Wie sich der Himmel mit seinem Wolkenheer über diese bewegte Tiefe wölbt! Wie die Schiffe mit scharfem Bug das Gewoge durchschneiden und mit langem, sprühendem Schaumschleier ihren Schiffskörper einhüllen!

Hier auf offener See haben unsere Maler ihr „Spiel der Wellen" erschaut; in diese Gewalt und Schönheit haben sie Auge und Phantasie getaucht, während der kräftige Salzhauch ihnen um Stirn und Schläfe spielte.

Hier, bei solch frischer Fahrt mögen die Helden der alten Hansa ihren Wahlspruch erdacht und geprägt haben: Navigare necesse est, vivere non est.*)

Hier, auf solchen Hochstraßen des den Erdball umspannenden Verkehrs erkennt jeder, je mehr sein Gesichtskreis sich weitet, in greifbarer Klarheit, daß jetzt und künftig ein großes Stück deutschen Strebens und deutscher Zukunft auf das freie, allen Völkern offene Meer hinausweist. Kein mare clausum, sondern mare liberum!**)

Hier, beim Anblick solcher Schöpfungsgröße hat der Psalmsänger vor Ehrfurcht das Haupt geneigt und mit ausgebreiteten Händen gerufen: Sein ist das Meer, und Er hat's gemacht, und seine Hände haben das Trockene bereitet.

10. Juli. Selbst das Große wird alltäglich. Man späht nach Schiffen, die in Sicht kommen, nach ihrer Flagge, ihren Schornsteinen, ihren Aufbauten. Man freut sich des munteren Wettlaufs, in dem die Tümmler das Schiff geleiten. Man sucht mit dem Glase ferne Inseln und Vorgebirge ans Auge heran=

*) Seefahren ist nötig, zu leben nicht.

**) Kein andern verschlossenes, sondern allen offenes, freies Meer!

zuzwingen und fährt und fährt! Jeder wartet schon auf den Zeitpunkt, an dem die zurückgelegte Seemeilenzahl angeschlagen und auf der Karte ein neues Fähnlein einige Grad südlicher festgesteckt wird.

Jetzt ist die beste Zeit, sich mit Ruhe in die Schriften über Südwestafrika zu vertiefen, die uns das Oberkommando mitgegeben hat. In der Sammlung an Bord ist noch manches andere lesenswerte Buch für unsere Zwecke, und noch wertvoller ist die bereitwillig gewährte Auskunft des langjährigen Afrikafahrers, unseres kundigen Kapitäns. Was der Mann aber alles gefragt wird!

13. Juli: Funchal auf Madeira.

In erster Morgenfrühe geht unser Schiff vor Anker. Herrlich erhebt sich das grüne Eiland aus dem tiefblauen Meer. In stiller Schönheit — wie ein Märchen — taucht es aus Flut und Morgen. Der wolkenlos klare Himmel darüber, die fast regungslose, schlafende See zu seinen Füßen! Hier sieht man den Anfang des 104. Psalms in seltener Pracht vor das entzückte Auge gemalt.

Erst am Nachmittage fahren wir weiter; also schnell an Land!

Die Hafenstadt Funchal schmiegt sich an den Fuß hoher Berge. Auf Holzschlitten, von Ochsen gezogen, glitten wir durch die Straßen, die mit lauter runden Steinen wie mit Straßenbuckeln gepflastert sind. Aufdringliche Führer waren kaum abzuwehren. Es traf sich günstig, daß einer unserer Mitreisenden, ein Hamburger Kaufmann, spanisch sprach, also auch zu diesen Portugiesen verständlich zu sprechen und, als es nottat, zu wettern wußte.

Mit einer Zahnradbahn klomm man leicht zur Höhe des Hotels Belmonte. Ringsum der ganze Zauber Madeiras. Unter hohen Palmen, Kamelien-Bäumen (wie ich sie so hoch nur einmal in Nagasaki gesehen), unter Drachenbäumen und all den interessanten Schönheiten tropischen Pflanzenwuchses konnten wir lange an den ragenden Höhen, den dichtbesiedelten Niederungen der immergrünen Insel unser Auge weiden und dann weiterschauen auf das blau leuchtende Meer. Dazu diese reine, wonnige Luft, die uns selbst nach achttägiger Seefahrt noch auffiel. Die Brust sehnte sich, diesen Balsam einzuatmen.

Man schaute mit durstigen Augen und atmete mit durstenden Lungen.

Das Belmonte-Hotel war zur Zeit in deutschen Händen, doch hörten wir von einem bevorstehenden Wechsel.

Vor dem Madeira-Wein waren wir noch an Bord gewarnt worden; guten Madeira bekäme man sicherer in Deutschland.

Von der Belmonte-Höhe zur Stadt glitten wir auf Schlitten zurück, die meist zwei bis drei Personen Platz bieten. Auf abschüssigen, steilen Straßen sausten sie mit wachsender Schnelle über das glatte Steinpflaster, jeder Schlitten von zwei gewandten Lenkern bedient. Diese stellen sich hinter den Sitz auf die Kufen, stoßen mit einem Fuße das Gefährt abwärts und springen ab, um dem ins Schlenkern geratenden Schlitten die Richtung wiederzugeben oder ihn aufzuhalten. Bei der jähen Fahrt ist die Reibung so stark, daß die Schlittenkufen zu rauchen beginnen und deutlichen Brandgeruch verbreiten. Starkgefettete Öllappen, die unter den Kufen angeheftet sind, können die Wirkung solcher Reibung nicht völlig ausgleichen.

Es blieb noch Zeit, durch einige Plätze und Straßen Funchals zu schlendern; dann mit reichen Eindrücken an Bord zurück.

14. Juli Teneriffa.

Auf wenige Stunden mußten wir Teneriffa anlaufen, da uns zwei Passagiere in Santa Cruz verließen. Die kurzen drei Stunden wurden natürlich ausgenutzt. „Wer die Sekunde ausnutzt, der nutzt das Leben aus!"

Schon umstanden wir, des Ausbootens gewärtig, das Fallreep, als wir den ersten „Orlog" (Kampf) erlebten, ein höchst lächerliches Gefecht, das jedoch kein bloßer Scherz war. Mehrere Boote mit spanischen Händlern hatten sich, wie in jedem Hafen, alsbald längsseit gelegt und hielten ihre Waren, Getränke, Früchte usw. feil. Vom Boot zur Reling ist die Handelsverbindung durch zugeworfene Stricke und auf- oder niederlaufende Körbe stets schnellstens hergestellt. Einige Übereifrige waren aber aufs Deck geklettert, was strengstens untersagt wurde; unter den Händlern sollen manche verrufene, diebische Gesellen sein. Die Zurückgewiesenen traten mit geballter Faust dem ersten Schiffsoffizier entgegen, und der Wasserschlauch mußte gegen sie gerichtet werden, der leider hier im Hafen zu wenig Druck hatte, um schnellen Frieden zu erzwingen. Sofort griffen die Insassen der

Boote mit südländischer Leidenschaft in den Kampf ein. Sie bombardierten den Schlauchhalter und die Schiffsbemannung mit ihren Flaschen, deren Inhalt sie soeben noch als vorzüglichen Wein angepriesen hatten. Da diese Geschosse an der Reling krepierten, war gegen ihre Splitterwirkung eine gewisse Vorsicht vonnöten. Doch weit schlimmer, hätten wir diesen wertvollen „Wein" trinken müssen!

Nach dem Ausbooten schlenderten wir in Gruppen durch die meist engen Straßen, die freien Plätze und bogen schließlich zu der weiten Konzert-Terrasse zurück, die wir alsbald nach der Landung betreten hatten. Ganz nahe am Hafen, praktisch und schön gelegen, bildet sie augenscheinlich den Hauptverkehrsplatz. Hier sind die „Linden" oder die „Brühlsche Terrasse" von Santa Cruz. Hunderte lauschten hier bereits den Klängen einer leidlichen Kapelle.

Bei der Rückkehr zur Hafenmole, deren mächtige Schichtblöcke gerade die Aufmerksamkeit fesselten, wurden wir plötzlich von deutschen Lauten angesprochen. Es waren Landsleute, die uns „olle Kamellen" erzählten, wie man sie aus jeder Hafenstadt kennt; als blinde Passagiere seien sie hier abgesetzt usw. Mochte ihre Not erdichtet oder wahr sein, mit größerer oder geringerer Schuld zusammenhangen — jedenfalls konnten wir deutsche Landsleute nicht ohne Hilfe lassen.

15. Juli. Der Pik von Teneriffa, nach dem wir lange ausspähten, verhüllt ungnädig sein weißes Haupt. Aber das Meer entschädigt uns. In den südlicheren Teilen des Atlantischen Ozeans herrscht eine so reine Bläue des Wassers, wie teilweise im Mittelmeer oder in den indischen Gewässern. Man könnte versucht sein, die Feder hineinzutauchen, um mit diesem Blau zu schreiben.

Hier sieht man die fliegenden Fische wieder, ehedem unsere Begleiter vom Roten Meer nach dem fernen Osten. Der Bug des Schiffes schreckt sie auf. Zu Dutzenden, ja in Scharen schwirren sie dem nächsten Wellenberge zu.

Doch diese merkwürdigen, mattroten Quallen, wie sie in diesen Breiten als halb aus dem Wasser tauchende Scheiben vorübersegeln, sah ich noch nie. Wieder eines dieser seltsamen Gebilde! Wie uns der Kapitän belehrt hat, tragen diese Quallen den auffälligen Namen „spanische Kriegsschiffe" oder „men of war", die Seeleute nennen sie gar „arme Matrosenseelen". Ihr

einsames Vorüberstreichen, ihre seltsame Gestalt mögen die Phantasie zu allerlei Gedankenspielen reizen.

17. Juli. Gestern an Kap Blanco vorüber. Heute Gottesdienst im Speisesaal der ersten Kajüte. Die Reisenden der ersten und zweiten Kajüte waren wohl anwesend, allein die Zwischendeckspassagiere und die Schiffsbesatzung, denen ich vornehmlich dienen wollte, blieben fern. Künftig werde ich's mit meiner ursprünglichen Absicht im Freien an Deck versuchen. Wann haben die Seeleute unserer Handelsmarine wohl einen Sonntag?!

22. Juli. Grand Bassa an der Küste Liberias. Gestern stundenlang die liberianische Küste vor Augen. Da wir dicht unter Land fuhren, sahen wir Monrovia.

Der dem Dampfer scharf entgegenstehende Wind hat uns aufgehalten; mehrere Tage nur etwa 230 Seemeilen!

Heute in Grand Bassa, wo wir einen jungen Bremer Kaufmann an Land setzten, der, eben weltflügge, seine erste Ausfahrt macht. Er tritt in eine Faktorei, die mit dem Hause Vietor-Bremen in Verbindung steht und deren Hauptausfuhr Kaffee, Palmenkerne und Piassava sind. Im Freistaat Liberia sind die deutschen Handelsinteressen die vorherrschenden.

Leicht ist es für den Europäer, wie uns von kundiger Seite erörtert wird, im Negerstaate Liberia keineswegs. Das tropische Klima droht mit Malaria und dem furchtbaren Schwarzwasserfieber; die Negerbevölkerung, in deren Nähe und Mitte man lebt, vergrößert noch die Gefahr der Ansteckung. Der Neger-Freistaat soll kaum noch zahlungsfähig sein. Die Parteilichkeit gegen alle Weißen ist stark; einen Rechtsstreit muß der Europäer erst durch alle Instanzen treiben, ehe er sein Recht erlangt.

Der Strand von Grand Bassa empfängt uns sofort mit tropischer Fruchtbarkeit. Baumwoll-Bäume, so groß und breitästig wie deutsche Eichen, treten nahe an den Strand. In wenigen Minuten sieht man Kokospalmen, Bananen, Ölpalmen, Kaffeebäume. Die ganze Küste muß ein üppiger Fruchtgarten sein.

Beim Weitergehen kommen wir an eine geräumige, mit Piassava überdeckte Fläche; die zum Trocknen ausgespreiteten Schwaden ähneln dem heimischen Flachs. Bald sind wir bei den ziemlich unansehnlichen Häusern der wohlhabenderen Neger, der schwarzen „honorables“, später bei den mehr im Buschwerk versteckten, kegelspitzen Lehmhütten der ärmeren. Ein halbwüchsiger Negerjunge begleitet uns als ungebetener Führer, um

einige Geldstücke zu erbetteln. Aber Vorsicht! Der arme Junge scheint aussätzig; an einer faulenden Hand hat er nur noch Fingerstümpfe, und seine Beine sind voller Schwären.

Die Faktorei, unseres Reisegefährten neue Heimat, lag wenige Minuten vom Strande. Wie alle besseren Häuser in Grand Bassa ist sie nicht mit dem Erdgeschoß auf den Boden gebaut, sondern aus Gesundheitsgründen auf einen Unterbau von meterhohen Pfeilern gestellt. Neger waren vor dem Hause mit der Piassava beschäftigt. Unsere Zeit reichte noch zu kurzem Besuche.

Auf dem Rückwege zum Schiffe überall schwellende Tropenfülle, aber auch manche verdächtige Sumpfstellen, an denen der Mangel hygienischer Fürsorge zutage tritt.

Zwischen farnüberwucherten Baumriesen spannen sich farbenglühende Blumenranken, üppige Schlinggewächse über den Boden und an den Stämmen empor. Durch weite Polster zierlicher, zusammenschreckender Mimosen wandert der Fuß. Am Strande selber lag kieloben ein langes Boot, völlig von Blatt- und Blumenranken übersponnen.

Die Brandung ist nicht gering. Felsenriffe treten deutlich hervor, und ein gestrandetes Schiff streckt als Warnzeichen seine Masten aus dem Wasser hervor. Also aufmerksame Fahrt der Felsen und — der Haie wegen, die hier zahlreich lauern!

Unsere Abfahrt verzögert sich, da unser Kapitän nicht die gewünschte Zahl der sogenannten Kru-Jungen, die er hier an Bord nehmen will, zusammenbringt. So heißen die Neger dieser Kru-Küste, die zu Löschungsarbeiten in Swakopmund angeworben werden. Wegen der weiten Fahrt, des für Tropensöhne kalten Klimas und wegen der schweren Arbeit hat Swakopmund hier keinen verlockenden Namen. Statt 150 kann der Kapitän nur die Hälfte mitbekommen. Es müssen daher noch andere Plätze der Küste angelaufen werden — neue Verzögerungen für unsere Fahrt!

Wie mag's jetzt in Südwestafrika aussehen?! Die Nachrichten der englischen Zeitungen in Madeira hatten uns nichts gemeldet.

23. Juli. In River Ceston und bei Kap Palmas vor Anker; noch einige Kru-Jungen geworben.

Bei Kap Palmas wollten wir auf der Barkasse mit an Land. Im Schmucke seiner Palmen, seiner europäisch anmutenden

Häuser und mit den aus grüner Pracht hervorlugenden Negerhütten lag es lockend und nahe vor uns. Da kam ein Zwischenfall, der sich bedenklich genug anließ. Die Barkasse war vorzeitig zu Wasser gelassen, als das Schiff noch nicht vor Anker gegangen war. Die Schraube mußte jedoch einige Schläge rückwärts machen, und dabei schlug das Boot voll Wasser. Wir hörten plötzlich die Rufe eines Stewards nach Rettungsgürteln, eilten zur Reling und sahen drei Menschen im Wasser neben und in der sinkenden Barkasse, die selber zum Glück noch mit der Winde am Ladebaum befestigt hing. Doch wurde jeder Unfall verhütet. Der Heizer der Barkasse wurde bald an Bord gezogen; er hatte die Geistesgegenwart bewiesen, beim Sinken seines Dampfbootes durch schleuniges Entfernen eines noch erreichbaren Maschinenteils die Explosion des Kessels zu verhüten. Der in der Barkasse beschäftigte Schwarze schwamm in sichtlicher Eile zum Fallreep; er fürchtete offenbar die hier häufigen Haifische. Nur der Bootsmann, der gestern noch stolz an seinem Steuer gesessen hatte, lag mit verstauchtem Arm bleich im Wasser, ohne sich am zugeworfenen Tau emporziehen zu können. Da kletterte ein gewandter Matrose hinab und legte dem Hilflosen eine kunstgerechte Matrosenschlinge um den Oberkörper; so ward der Geängstigte an Deck gezogen. Auch die Barkasse kam nach mühsamer Arbeit wieder in Ordnung. An Land konnten wir freilich nicht.

Wir üben jetzt wetteifernd Pfahlstiche und sonstige Kunstknoten.

Vor Kap Palmas lag wieder ein gestrandeter Dampfer, ein englischer. Ohne Deck rostete der eiserne Rumpf auf dem Sande; wie uns gesagt wurde, schon seit Jahren. Ein Wörmann-Wrack soll ebenfalls in der Nähe liegen. Die Küste ist durch viele Felsriffe gefährdet.

Der Kapitän ließ daher fortgesetzt loten, gestern wie heute. Der Matrose wirft die Lotleine starken Schwunges ins Wasser und meldet dann in seinem Hamburger Platt: Säben Fåden — säben Fåden — knapp säben — sös un halw. Da läßt der Kapitän die Ankerketten hinabrasseln.

25. Juli. Äquator.

Des Vormittags die Linie überschritten. Die anderswo üblichen Matrosenscherze der Linientaufe sind auf unserem Wörmanndampfer verboten. Hier erscheint kein Neptun mit

Dreizack und Sextanten und kein bartloser Matrose als Neptuns Gemahlin. Auf einem Dampfer war das zum Taufbecken ausersehene Segelleinen mit an der Reling befestigt gewesen und ein bei Einseifung und Wasserbad arg gepeinigter Täufling nach der verkehrten Seite über die Reling, also in voller Fahrt über Bord gesprungen. Es hatte Mühe und Aufenthalt gekostet, ihn aus der Gefahr zu retten.

Die Kapitäne hatten also ihre guten Gründe, nichts von jenem Mummenschanz zu halten.

26. Juli. Wir sehen nichts, als Wasser und eine neblige Luft, die den ganzen Tag keinen Sonnenstrahl durchläßt. Die Schiffsoffiziere konnten nicht einmal eine Sonnenhöhe nehmen und daher nur nach der Loggleine die durchlaufenen Seemeilen bestimmen. Der scharfe Wind hält uns wieder empfindlich auf.

Die Kru-Jungen werden an Bord ohne Anstrengung nur gerade beschäftigt. Außer ihrem heimischen Namen haben sich die meisten für ihre Seefahrten noch absonderliche Namen gewählt oder von den Seeleuten beilegen lassen. So nennen sie sich stolz z. B.: Bierglas, bottle bear, Meier oder — nach ihrer Heimat — Benguela, Grand Bassa, Matadi — oder auch Charley, Joe, Jimmy, Every day usw. Von den derben, teilweise häßlichen Scherzen, die bei dieser Namengebung unterlaufen, scheinen sie nichts zu ahnen oder setzen sich harmlos darüber hinweg.

1. August 1904. Gestern schwammen wir auf der Höhe von Sankt Helena. Das Eiland in dieser Meereseinsamkeit muß ein Gefängnis gewesen sein, ebenso gewaltig, wie furchtbar — genau wie Bonaparte selber.

Es wird immer kälter an Bord. Die weißen Anzüge sind verstaut; alles ist über die ungewohnte Kälte noch verwundert, aber in diesen Breiten ist ja jetzt Winterszeit.

Heute, am letzten Tage unserer Fahrt, bot uns die See ein stundenlanges, höchst fesselndes Schauspiel.

Vögelscharen, nach vielen Tausenden zählend, bedeckten vor uns die See. Erst, als unser Schiff ihre langen, breiten Linien durchfuhr, flogen sie schwerfällig auf, wobei ungezählte Tausende hastender Flügel das sich kräuselnde Wasser peitschten. Es waren schwärzliche Möven und weiß-graue Wildgänse, Guano-Lieferanten der südwestafrikanischen Küste. Zugleich tauchten vor und neben dem Dampfer starke Tümmlerscharen auf, die in

langen Schützenlinien vorwärts sprangen. Ein paar Wale hielten sich in vorsichtigerer Entfernung. Dreister schossen die Seehunde nahe vor unseren Blicken durch die Tümmlerlinien. Ein buntes, überraschendes Gewimmel!

Um Mitternacht sahen wir den Leuchtturm von Swakopmund und die Lichter von etwa einem Dutzend z. T. größerer Schiffe.

5. Vor Swakopmund.

Am 1. August am Ziel! Dort breitete sich zu beiden Seiten des Leuchtturms Swakopmund in weiter, gelber Wüste vor uns aus. Das jetzt trockene Flußbett des Swakop ist als grau=grün=licher Streifen erkennbar, den spärliche Stauden und Sträucher von der fahlen Fläche abheben. Im Hintergrunde ragt ein beträchtlicher Gebirgszug auf.

Wenn wir nur erst an Land wären und die Nachrichten der letzten vier Wochen erlangten! Ob am Waterberg die Entscheidung gefallen ist?

Aber schwere Enttäuschung! Wir können nicht von Bord. Das Signal von der Mole lautet: Unpassierbar! Die See erscheint nur mäßig bewegt, aber sieh dort am Strand und an der Mole! Die langen Dünungswellen türmen sich am Strande zu furchtbarer Brandung!

Das Wetter war schon mehrere Wochen ungünstig; alle hier ankernden Schiffe warten zum Löschen ihrer Ladung auf ruhigere See: vier Wörmann=Dampfer, die Palatia von der Hamburg=Amerika=Linie, ein Lloyddampfer, zwei englische Schiffe von Kapstadt und einige kleinere.

Der Kapitän fuhr kurz entschlossen zur nahen Walfisch=Bai, um dort in stillerem Wasser einen mitgebrachten Leichter ins Wasser zu setzen und ans Schlepptau zu nehmen. Nach etwa einstündiger Fahrt waren wir im ruhigen Wasser der Bai; anlaufen wollten wir nicht. Die Walfischbai ist ebenso öde und fahl, wie die ganze Küste, ihr Hafen jedoch vortrefflich. Hier liegt das Wasser so still wie ein Landsee!

Den Leichter im Schlepptau fuhren wir auf die Rhede von Swakopmund zurück. Die Brandung tobte ungemindert fort. Wir mußten den zweiten und den dritten Tag an Bord ausharren! Am dritten waren wir auf dem Leichter bereits nahe

der Mole, aber Signale riefen zurück. Meinen Vorschlag, mich in der Walfischbai an Land zu lassen, lehnte der Kapitän als Verstoß gegen seine erhaltenen Vorschriften ab.

Die Kru-Jungen benutzen die Wartezeit und angeln! Sie fangen Grundhaie von Armeslänge, die sie sofort zu leckerem Mahle bereiten. — Wir sind weniger stoisch veranlagt und rennen manchen Kilometer ums Deck herum zusammen.

Von den anderen Schiffen erlangen wir spärliche Nachrichten; der Hauptkampf stehe in den nächsten Tagen bevor, genaue Mitteilungen über die Truppenbewegungen würden geheim gehalten. Ein Gerücht erzählte von Major v. Estorffs Tode, doch glaubte es niemand.

Endlich, am 5. August kamen wir in früher Stunde an Land. Die Brandung spritzte zwar an der Mole über unsern Leichter hinüber, aber wir kamen durch!

6. Nach Okahandja und zur Truppe!

In Swakopmund herrschte das regste Treiben, wie es auf dieser Hauptetappe und im Eingangshafen der Kolonie natürlich war.

Zuerst zur Etappenkommandantur, unser Eintreffen zu melden! Dort lagerte seit einigen Tagen ein telegraphischer Befehl, der die beiden Feldgeistlichen nach Okahandja rief. Also schleunigst für das Gepäck gesorgt und mit dem nächsten Zuge ins Innere! Der schon für den späten Nachmittag verabredete Gottesdienst mußte abgesagt werden; nur ein Besuch des reichlich belegten Lazarettes ließ sich ermöglichen.

Auf dem „Bähnle", der schmalspurigen, aber nun höchst wertvollen Eisenbahn, fand sich unsere Reisegesellschaft vom „Hans Wörmann" großenteils wieder zusammen. Der Bahnzug war stark beladen, aber oben auf den Hafer- und Postsäcken blieb ein luftiger, in den Mittagsstunden freilich recht heißer Sitz. Nach dreitägiger Fahrt über Jakalswater und Karibib waren wir in Okahandja. War auch der erste Tag mit der Fahrt durch die Namib, diesen fast pflanzenlosen Wüstengürtel der Küste, öde genug, so bot schon die Weiterfahrt durch das hohe wilde Gebirgsland erfrischendes Interesse. Die Felsberge starren zwar kahl in die klare Luft, aber ihre Hochtäler zeigen reichlichen

Graswuchs und gehen später in eine an Gräsern und Strauchwerk reiche Steppe über. Die Bahn windet sich durch die trockenen Flußbetten und klettert in den Gebirgstälern immer höher hinauf. Von Karibib bis Okahandja kamen wir bereits ins Herero-Gebiet mit seiner Buschsteppe. Die Akazien bedecken bald parkartig in kleinen Gruppen, bald in dichtem Bestande diese grasreiche Steppe.

Am dritten Reisetage zeigten sich die ersten Spuren des Aufstandes: einzelne Gräber an der Bahnstrecke und verwüstete, in ihren Trümmern zur Verteidigung eingerichtete Bahnhöfe.

In Okahandja traf ich gute Bekannte aus China, auch Major v. Glasenapp, dem die Gefahren und die Verantwortung der letzten Monate trotz seiner soldatischen Mannesruhe deutlich anzusehen waren. Wie oft durfte ich später Zeuge des Vertrauens und der Hochschätzung sein, mit der seine Seesoldaten wie seine Offiziere an ihrem Führer hingen.

Bei der Meldung auf dem Etappenkommando erhielten die beiden Feldgeistlichen Befehl, eiligst nach dem Waterberg zur Truppe zu reiten. Auf unsere Frage wurde uns bedeutet, bei schnellem Ritt könnten wir vielleicht die Truppen noch gerade vor dem Kampfe erreichen. Schnell wurden Burschen bestimmt und aus dem dürftigen Bestande der Etappe die nötigen Pferde ausgesucht. Auf meinen Vorschlag ward Unteroffizier Albes, der Reisegefährte, mir als Feldküster beigegeben. Es hat sich sehr bewährt, zu diesem Dienste einen alten Schutztruppler zur Seite zu haben, der schon 3 Jahre lang im Lande gewesen war, sowohl den Süden wie den Norden kannte, vortrefflich schoß und sich in allen Künsten des Feldlebens und der Pferdepflege erfahren zeigte. Er hatte bereits mehrere Gefechte gegen die Herero mitgemacht und trat auch weiterhin bei jedem Kampfe selbstverständlich ein.

Der Andrang zum Burschendienst war stark; die Leute wollten wenigstens auf diese Weise an die Front.

Mein Gepäck konnte ich in Okahandja bei einem bewährten Handelshause unterbringen, zu dem sich von der Garnison her Beziehungen geboten hatten. Die Brüder V. haben mir in den verschiedenen Perioden des Krieges manche hilfsreiche Liebenswürdigkeit bewiesen.

Am 9. August begann das „Padleben". Fünf Gewehre stark ritten mein katholischer Kollege und ich nebst Unteroffizier

und zwei Burschen mit 5 Reit- und 2 Packpferden bis zur ersten Etappe Otjosazu. In der letzten Marschstunde sahen wir bereits die weißleuchtende Missionskirche.

Die Herero hatten in Otjosazu schlimm gewütet. Hier waren zwei Weiße erschlagen, selbst Kirche und Missionarswohnung standen z. T. verwüstet. In den Trümmern des Missionarshauses lag der Etappenkommandant, Oberleutnant G. vom 2. Feldregiment einquartiert. Über seiner Tür oder richtiger über dem Sackleinen, das die Tür vertrat, grüßte ein Soldatenspruch, den ein Unteroffizier in großen, farbigen Buchstaben kunstfertig hergestellt hatte:

Vertrau auf Gott,
Dich tapfer wehr!
Darin besteht dein Ruhm und Ehr;
Denn wer's mit Gott herzhaftig wagt,
Wird nimmer aus dem Feld gejagt.

Für einen kleinen Posten, dem in diesen Tagen erhöhter Gefechtsbereitschaft die wichtige Etappe anvertraut war, gewißlich eine treffende Losung!

Beim Durchwandern dieser Haustrümmer fand ich an einer rauchgeschwärzten Wand einen Haus- oder Geleitsspruch des Missionars: Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn. Passend und vielsagend für die Missionstätigkeit und deren damalige Lage in diesem blutigen Aufstande! Passend auch für die Truppe im Felde und unsere Lieben in der Heimat!

Am Abend konnte ich in der Missionskirche über beide Worte, den Bibelspruch des Missionars und den soldatischen Wahlspruch am Etappeneingange eine Feldandacht halten. Wir saßen in der halbdunklen Kirche; zwei Lichter auf Flaschen gesteckt, brannten spärlich neben dem schönen Holzkruzifix, das die Plünderer in der Kirche verschont hatten.

Nahe bei dieser Kirche und dem fruchtbaren Missionsgarten, nur durch das Flußbett geschieden, liegen schlicht und würdig drei deutsche Soldatengräber. Wir lasen: „Hier ruht in Gott Hauptmann v. Bagenski, 6. Feldkomp., gefallen bei Owiumbo, 13. 4. 1904.“ In den beiden folgenden Gräbern ruhen Unteroff. Reschke (6. Feldkomp.) und Reiter Backer (3. Feldbatt.). Neben diesen Grabhügeln trägt ein aufgeschichteter Steinhaufen eine Holztafel: „In Gott ruhen auf dem Gefechtsfelde bei Owiumbo, wo sie den Heldentod erlitten

Oberleutnant Reiß, Sergeant Heinrich, Gefr. Schwarz, Gefr. Hamer, Gefr. Nicolai, Gefr. Krause, Kriegsfreiw. Bönsch."
Am 10. August ritten wir über Okatumba, Owiumbo weiter. Okatumba hatte nur ein verlassenes, leeres Missionshaus. Bei Owiumbo, dem Gefechtsfelde vom 13. April 1904, sahen wir drei Gräber unserer Gefallenen im Schatten breitästiger Akazien und jenseits des Flußbettes die Reste des ausgedehnten Kaffernlagers. Ein weiter Blick über eine grüne, baumreiche Hügellandschaft! Die Giraffenakazien (in Südwestafrika nach der Burensprache Kameldornen genannt) sind wahre Baumriesen.

In den heißen Mittagsstunden waren wir beim Abkochen, als vom Norden her ein Transport typhuskranker Soldaten herunterkam. Bis auf einen Unteroffizier waren's keine Schwerkranken, dennoch alle sehr mitgenommen. Gut, daß wir uns um den Schwerkranken kümmern konnten.

Erst spät bei sinkender Nacht war die Etappe Owikokorero *) wehmütigen Angedenkens erreicht. Das Gefechtsfeld vom 13. März 1904 liegt eine kurze Strecke weiter östlich; an ihm führte der Marsch in späteren Wochen vorüber.

Die Etappe hatte nur geringe Gefechtsstärke, und der Kommandant begrüßte uns: „Nun habe ich doch noch 5 Gewehre mehr." Einem jeden wurde alsbald sein Alarmplatz für die Nacht angewiesen. Die Leute schliefen mit angelegtem Patronengurt. Schützengräben und Dorngehege umgaben das Etappenlager.

Die Verpflegung war knapp, doch konnten wir schwarzen Kaffee mit etwas Brot erhalten, sogar noch eine Scheibe Cornedbeef dazu.

In der Nacht umschleichen und umheulen Schakale das Lager. Sie schnuppern auch in den Zelten nach Nahrung, aber das stört niemand. Sie gehören zu derselben Gattung, wie die heimischen Füchse.

Eine höchst peinliche Überraschung war am Morgen das Fehlen unserer Pferde. Im Pferdekraal, d. h. im Dornpferch müssen sie einander gekeilt haben und dabei ausgebrochen sein. Nach mehreren Stunden waren sie noch nicht wieder eingefangen! Nur unser Schimmel, ein guter Afrikaner, und der mir so sehr gerühmte, aber schon am zweiten Tage erschlaffte und lahmende

*) Der Ton auf der drittletzten Silbe.

Argentinier waren zurückgeblieben. Stundenlang mußten wir nun suchen, und jede Viertelstunde ist kostbar!

Eine neue Verlegenheit! Wir waren auf den kürzesten Weg über Otjire angesetzt; hier erfuhren wir, daß der kleine Posten Otjire dieser Tage eingezogen war. Auch konnte weder ein wegkundiger Mann noch ein Pferd für ihn gestellt werden. Wie sollten wir ohne Führer in dieser Buschsteppe, die jede Übersicht wehrt, den weiten Weg und die Wasserstellen richtig finden?

Doch am Nachmittage war die „schwarze Brigade" wieder flott; mit knapper Not waren Pferde beschafft worden. Die erzwungene Ruhepause hatte zum Schreiben einiger Dienstsachen und mancher Grüße gedient.

Unser Reisegefährte, Oberlt. A., der in Karibib bei der 5. Komp. seines Regts. geblieben war, stieß wieder zu uns. Er sollte ein aus Berlin mitgebrachtes Dienstschreiben ins Hauptquartier bringen.

Um die nunmehrige Kolonnenstraße nach dem Waterberg zu gewinnen, schlossen wir uns einem Ochsenwagen über Otjikururume *) an. Dorthin sind's 60 km. Wir hatten zwölf Gewehre, immerhin keine große Gefechtskraft in diesen kritischen Tagen und dieser kritischen Gegend. Des Nachts ward mit aller Sicherung biwakiert und bei Morgengrauen weitergezogen — mit häufigen Pausen und im Ochsentreck!

Nach der Mittagsrast ritt ich jedoch mit Unteroffizier und Burschen nach Otjikururume voraus. Es war eine stärkere Etappe unter Rittmeister Helm, dem alten Afrikaner. Nachrichten über die Lage am Waterberg konnte auch er uns noch nicht geben.

Am 14. August war unser Gottesdienst, den wir angesichts des schon klar vor uns aufragenden Waterbergs hielten, gerade beendigt, als unser kleiner Transport nachkam.

Der 15. August mußte uns endlich ans Ziel führen! So hofften wir.

Auf dem Pfade nach Ombuatjipiro waren wir kaum eine Viertelstunde fortgeritten, als ein deutscher Soldat in elendem Zustand hinter einem Termitenhaufen aus dem dichten Buschwerk hervortrat. Es war der 6. Tag, daß er ohne Nahrung und völlig verirrt umherlief. Er war mit drei anderen von einer Heliographenstation am Waterberg auf Patrouille geschickt, dabei auf Herero gestoßen und hatte sich mit Mühe ins Dickicht

*) Der Ton auf der drittletzten Silbe.

gerettet. Sein Pferd hatte er eingebüßt, sein Hut war von zwei Kugeln durchlöchert. Vom Verbleib der Kameraden wußte er nichts. Für den Durst hatte er auf seiner Irrfahrt einige Wasserstellen gefunden. Heute hatte er das Pferdegetrappel gehört und hinter einem Versteck nach den Reitern ausgelugt, ob es Deutsche oder Herero seien.

Alle boten ihm zu trinken und zu essen — er hatte nur Durst und nochmals Durst. Oberlt. A. gab ihm aus seinem kleinen Silberbecher, den heimische Kameraden ihm ins Feld mitgegeben hatten. Der Gerettete konnte den Pfad zur ganz nahen Etappe nun nicht mehr verfehlen. Dort hat er einen langen Schlaf tun müssen und hernach noch längerer ärztlicher Behandlung bedurft. Wir dankten Gott mit ihm über seine Errettung. Welch unbeschreiblichen Widerhall wecken in Afrika Bibelworte, wie dieses: „Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf das Dürre!“

Frohen Herzens eilten wir vorwärts. Die Wasserstelle Osire, die auf der uns mitgegebenen Skizze stand, war ausgetrocknet; auch in der Nähe kein Wasser. Daher ließen wir die Gäule, die nicht getränkt werden konnten, bei verlängerter Rast wenigstens grasen.

Zu guter Nachmittagsstunde gelangten wir zu mehreren tiefen Wasserlöchern, an denen ein stärkerer Heliographenposten lag. Dies, hörten wir, sei Ombuatjipiro, das uns zuletzt als Lager des Hauptquartiers angegeben war. Hier erst erfuhren wir von den Kämpfen am Waterberg, der nun in greifbarer Deutlichkeit nur wenige Kilometer von uns entfernt aufstieg. Am 11., teilweise noch am 12. August war's dort heiß hergegangen. Jetzt mußten die geschlagenen Hereromassen verfolgt werden. Zu einem absperrenden Ringe hatten unsere Truppen natürlich nicht ausreichen können.

Zum Waterbergtage waren wir also zu spät gekommen! Das schmerzte, obwohl wir keine Schuld daran trugen.

Auf die Meldung unseres Eintreffens, die nach Hamakari vom Heliographenbaum hinübergeblitzt wurde, kam des Nachts der Befehl zurück, der uns nach Hamakari entbot! In den folgenden Nachtstunden änderte sich jedoch die Lage.

Wir biwakierten in der Nähe des Signalbaumes, auf dem der Heliographendienst in die späte Nacht fortdauerte, in buntester Reihe nebeneinander, die einen im Halbschlaf, die anderen

wachend und auf den Signalbaum achtend, — als ein Alarmschuß alle auf die Beine und in die Verschanzungen rief! „Die Kaffern kommen", raunte man sich zu. Doch erwies sich alles als blinder Lärm. Ein nach Hamakari abgeschickter Munitionswagen war auf größere Hereromassen gestoßen und hatte sich schnell in unser Lager zurückgezogen. Diese Leute waren in der Nacht für Feinde gehalten worden. Sie hatten das Brüllen des gejagten Viehes, das Gebell der Kaffernhunde und sogar die Hererostimmen hören können. Ebenso mußte eine Postpatrouille, die einen mehr westlichen Weg gesucht hatte, vor den flüchtenden Schwarzen zu uns zurück. Der Weg nach Hamakari war also nicht frei. Da hieß uns ein neuer Befehl in Ombuatjipiro verbleiben. Von hier aus sollten wir uns den Truppen anschließen.

Bald erfuhren wir mehr von den Kampftagen. Offiziere vom Hauptquartier, von der Signalabteilung kamen und mußten berichten. Die Abteilung Müller, die am Gefechtsmorgen Major v. Mühlenfels übernahm, hatte einen schweren Kampf um die Wasserstelle Hamakari bestanden, — die 11. Komp. 1. Regts. sämtliche Offiziere verloren — das Hauptquartier selber war stark im Feuer gewesen. Die östlich angreifende Abteilung Estorff war in starken Stößen vorgedrungen und hatte die anfangs tapferen, dann in Furcht und Schrecken laut schreiend davonfliehenden Herero *) in den zum Teil umstellten Kessel zurückgetrieben. Die von der Westseite vorgehende Abteilung Deimling hatte den Omuweroume-Paß genommen und große Kaffernmassen vor sich hergejagt. Sehr schweren Kampf mußte die südöstliche Abteilung v. d. Heyde gegen überlegene Massen bestanden haben. Durch eine beträchtliche Lücke sind die Schwarzen, vom Dickicht der Buschsteppe begünstigt, zwischen zwei Abteilungen nach Südosten entwichen, aber nach schweren Verlusten an Menschen und mit Einbuße massenhafter Viehherden.

Dann wurde von Einzelzügen erzählt und hauptsächlich von unseren Gefallenen und Verwundeten: Die Namen Ganſſer, Arnim, Lekow, Bodenhausen kehrten oft wieder, aber diese nicht allein. Wie viele treue Kameraden hatten wir verloren!

Den 17. August kam das Hauptquartier am späten Abend durch Ombuatjipiro, und die Feldgeistlichen konnten sich bei Exz. v. Trotha melden. Am nächsten Morgen wurde mein ka-

*) Der Ton auf der drittletzten Silbe.

tholischer Kollege dem ersten, ich dem 2. Feldregiment zugeteilt. Wir wurden angewiesen, bei einer Abteilung eine Zeitlang unseren Dienst zu tun und dann bei günstiger Gelegenheit zur nächsten weiterzugehen. Ich begann daher beim 2. Feldregiment, das am 18. August durch Ombuatjipiro marschierte. Vorher wollte ich die Verwundeten von Hamakari aufsuchen; dies erwies sich jedoch unausführbar, wollte ich den endlich erreichten Anschluß nicht verfehlen.

7. Bei der Abteilung Deimling.

Was hatte das 2. Feldregiment seit unserer Abschiedsfeier in Munsterlager inzwischen gesehen und erlebt!

Der Oberst hieß mich bei der Meldung freundlich willkommen und während der nun beginnenden Märsche sah man bald einen Bekannten nach dem andern, Offiziere wie Unteroffiziere und Mannschaften, Bekannte vom ostasiatischen Expeditionskorps wie aus den verschiedenen heimischen Garnisonen, in denen wir gemeinsam gestanden hatten.

Beim Stabe des Obersten marschierte auch Hauptmann Franke, den die weiße Bevölkerung wie die Schutztruppe als den Retter der Kolonie verehrte. Er ist ein mittelgroßer, schlanker Mann mit entschlossenen Zügen und klarem, festem Auge, bei dem jedes seiner zurückhaltenden Worte den erfahrenen Afrikaner wie den besonnenen, wagemutigen Führer bekundet. Sein alter, in der Schutztruppe rühmlichst bekannter Wachtmeister war bei ihm. Oberst Deimling und Hauptmann Franke sah man viel miteinander beraten. Leider mußte der von Malaria hart heimgesuchte Hauptmann nach einiger Zeit die Truppe verlassen, um mit einer kleinen Bedeckung zu seiner alten Station Omaruru und von dort nach kurzem Aufenthalt weiter bis **Okahandja** und in ärztliche Pflege zu kommen. Wie wir später erfuhren, ist Franke auf diesem mehrtägigen Marsche versprengten Hereroscharen bedenklich nahe gekommen, hat aber trotz seiner körperlichen Erschöpfung sich und sein Häufchen unversehrt durch die Gefahren hindurchgeführt.

In der Abteilung Deimling beherrschte naturgemäß der Kampf am Waterberg und die eben überstandenen Verfolgungstage die Stimmung wie das Gespräch. Den Waterberger Tag sah man als bedeutenden Teilerfolg an, und die Ereignisse des

Kampftages wurden hin und her besprochen, auch wohl durch persönliche Erlebnisse beleuchtet. Oft und mit stets neuer Trauer erwähnte man das Geschick der Patrouille v. Bodenhausen. Mit zwölf Reitern war der tapfere Führer ausgeritten, und hernach hatten die Kameraden acht Leichen entkleidet, geschändet, mit ausgestochenen Augen wiedergefunden. Ein trauriger, zornerregender Anblick! Mit den Blutzeugen der Soldatentreue ist's eben nicht anders, als wenn Gottes Wort von den Märtyrern des Glaubens spricht: Sie wurden gesteinigt, zerhackt, zerstochen, durchs Schwert getötet; sie sind umhergegangen mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach und sind im Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde. — In dem allen müssen wir weit überwinden und trotz alledem für uns selber getreu bleiben bis an den Tod!

Besonders die Verfolgung der nach Südosten entwichenen Hauptmassen lag der Truppe noch in den Gliedern. Bis an die äußerste Möglichkeit war diese Verfolgung fortgeführt worden; Mann und Pferd hatten viel erduldet.

Nunmehr sollten die Abteilungen von verschiedenen Seiten zu einer großen umfassenden Verfolgung zusammenwirken.

Der Oberst holte in weitem Bogen nach Süden aus und führte dann seine Truppen in zwei Kolonnen (v. Wahlen und Meister) nach Nordosten und Osten. So zogen wir über Erindi Ongoahere*), Otjorudjondjou, Okawitumbika, Otjire nach Owikokorero*) — wo wir das Hauptquartier wieder trafen — darnach nordöstlich nach Onjatu, Engarawau, Ongombaheume, dann dem Eiseblauf folgend über Okauha**) nach Oparakane*). Westlich von der letztgenannten Wasserstelle, bei Okowindombo wurde die Nachhut der Herero gefaßt und nach kurzem Gefecht geworfen.

Alle diese Ortsnamen bezeichnen keine Dörfer oder Farmgehöfte, sondern sind nur die Hereronamen von Wasserstellen. Nur ganz vereinzelt trafen wir die Reste einer Farm, zahlreich dagegen verlassene Werften der Herero und mehrfach solche von größerer Ausdehnung. Wie anders muß der Eindruck dieser ungeheuren Buschsteppe gewesen sein, wenn der Farmer oder Soldat in Friedenszeiten auf weitem Ritt diese Dörfer mit ihren stattlichen Bewohnern und den großen Viehherden sah! Als ich auf einer Werft der treugebliebenen Bergdamara zum ersten

*) Der Ton auf der drittletzten Silbe.
**) Oka-uha.

Male diese Eingeborenen beim Tränken ihrer Kleinviehherden beobachtete, erschien mir's wie ein patriarchalisch-biblisches Bild — und diese Bergdamara waren doch nur arme, kleine Leute neben dem stolzen Hirtenvolke der Herero mit ihren nach Tausenden, ja Zehntausenden zählenden Herden.

Unsere Märsche führten zunächst noch wochenlang durch die dichtbestandene Weide- und Baumsteppe des alten Herero-Gebietes. Wenige schmale, sandige Pfade, in der holländischen Burensprache „Pad" (= Pfad) geheißen, ziehen sich durch diese Riesensteppe. Die Bewaldung, „der Busch", zu beiden Seiten ist bald lichter, bald ein undurchspähbares Dickicht. Die hohen Bäume wie das Unterholz sind bis auf wenige Ausnahmen Akazien, deren vielfache Arten längere oder kürzere Dornen tragen. Zumal der „Hackesdorn" hat kleine, wie Angelhaken gebogene, recht widerborstige Stacheln.

Je weiter wir nach Osten ins sogenannte „Sandfeld", in die Omaheke vordrangen, desto mehr wandelte sich die Baumsteppe zur Gras- und niedrigen Strauchsteppe. Man sah plötzlich übersichtliche Flächen, wenn diese auch stellenweise, vornehmlich an Flußläufen, wieder von hohen dichten Baumbeständen durchzogen waren.

Die Wasserstellen im Herero-Gebiet waren recht spärlich; doch birgt das so reichen Pflanzen- und Baumwuchs tragende und von so vielen Flußläufen durchschnittene Land sicherlich weit mehr Wasser, als bisher erschlossen und bekannt ist. Haben die Flüsse, die „Riviere" auch nur in der Regenzeit Wasser, so fließt doch unter der Oberfläche in vielen Rivieren unterirdisch fortsickerndes Wasser. Das verrufene „Sandfeld" besitzt mehr Wasser, als wir vermuten konnten.

Aber welche Schwierigkeiten für die Kriegsführung in dieser Steppe!

Die Tage waren im August, obschon dieser noch zu den kalten Monaten zählt, schon reichlich heiß, die Nächte bis in den September hinein empfindlich kalt.

So marschierten, biwakierten, verfolgten wir wochen- und monatelang. Die Pferde waren durch die Kämpfe am Waterberg und noch mehr durch die anschließende Verfolgung außerordentlich entkräftet. Hafer war knapp und fehlte tage-, ja wochenlang gänzlich. Die Tiere blieben auf die Weide angewiesen, die trotz aller Grasbrände der Herero sich doch immer

fand und bei bestimmten Grasarten eine überraschende Nährkraft bewies. Die Nachfuhr des Hafers, des Proviants und der Munition mußte immer schwerer werden, je weiter nach Osten die Truppe zog.

Mit den müden Pferden reiten wir meistens nur Schritt. Im Anfang eine quälende Geduldsprobe für den Reiter! Oder wir sitzen ab und führen! Wird ein kleiner Trab begonnen, so fallen bald erschlaffte Tiere unter dem Reiter. Das Pferd wird abgesattelt, und der Reiter zieht sein Roß zu Fuß hinter sich her. Da ertönt ein Schuß! Ein ganz erschöpftes Tier erhält den Gnadenschuß, um es nicht langsam verschmachten zu lassen. Wie viele Tierleichen häufen sich auf den Marschpfaden! Es sind die Wegweiser, die frühere Truppenzüge oder Kolonnen zurückgelassen haben.

Mancher Kavallerist wird an sein wohlgepflegtes Leibroß in der alten Schwadron und an das frisch-fröhliche Exerzieren mit Seufzen zurückgedacht haben.

Genau wie Kaiser Rotbart lobesam durchs heilige Land, marschieren wir in dieser afrikanischen Steppe.

„Und mancher deutsche Reitersmann,
Hat dort den Trunk sich abgetan!
Den Pferden war so schwach der Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen;"

Wie oft wurden diese Verse im Gedächtnis aufgefrischt! Fing sie einer beim Lagerfeuer an, so fielen die andern sogleich bestätigend ein. Der Humor war also nicht verdorrt, wenn wir die Märsche durchs „Sandfeld" noch in so poetischer Beleuchtung zu sehen vermochten.

Wer einst auf deutschem Gymnasium im Xenophon den Zug der Griechen durch Kleinasien gelesen hatte, verstand es jetzt besser, als in den Sturm- und Drangjahren des Tertianers: „Sie kamen durch wüste Gegenden und legten so und so viele Parasangen zurück."

Bei einer Lager-Ansprache wandte ich Scheffels bekannte, stimmungsinnige Verse von dem kreuzfahrenden Ritter vor Akkon auf unser Feldleben an:

„Kampfmüd' und sonnverbrannt,
Fern an der Heiden Strand
Waldgrünes Thüringland,
Denk ich an dich.

Mildklarer Sternenschein,
Du sollst mir Bote sein
Zur lieben Heimat mein
Weit übers Meer.
Feinden von allerwärts
Trotzt meiner Waffen Erz;
Wider der Sehnsucht Schmerz
Schirmt mich kein Schild!
Doch, was das Herz auch plagt,
Aush« ich unverzagt,
Wer Gottes Fahrt gewagt,
Trägt still sein Kreuz."

Dieser Schilderung stimmten alle zu, und mancher ließ sich hinterher Scheffels Wort still wiederholen. Nur ein Vorbehalt wurde ausbedungen: kampfmüd war die Truppe dennoch nicht. Wenn die Schwarzen sich nur zur letzten Entscheidung stellen wollten oder einholen ließen!

Unsere Märsche begannen wir meist in erster Frühe, um in den heißen Stunden rasten zu können. War der Feind in der Nähe, so marschierten wir des Nachts, um nicht durch die weithin sichtbare Staubsäule den Anmarsch zu verraten.

Sollte kein „Treck" mehr gemacht, der Tagesmarsch beendet sein, so wurde ein Biwakplatz ausgewählt, der gutes, reichliches Gras für die Pferde hatte und nicht in zu dichtem Busch lag. Manchmal mußte lange nach solchem Platze gesucht werden, der Pferdeweide und Schußfeld zugleich darbot.

Seine Sättel legt der Truppenteil kreisförmig zusammen. Ist der Biwakplatz günstig an einer Wasserstelle gelegen, so können die Pferde zur Tränke geführt und die Wassersäcke zum Abkochen gefüllt werden. War keine sichere Aussicht auf Wasser, so hat jeder seinen rechtzeitig versorgten Wassersack am Sattel mitzuführen.

Alles geht möglichst still und schnell in solchem Biwak. Die Lagerwache, die Pferdewache tritt an. Es wird abgekocht — falls der Feind nicht in der Nähe ist, dem die Truppe ihren Anmarsch verbergen will.

Das erste Sternbild steht schon eine Weile am Himmel. Es ist das südliche Kreuz mit den beiden benachbarten Sternen des Centauren. In mattem Glanz geht es auf, aber als erstes tritt es am Abendhimmel hervor. Nach wenigen Stunden flimmert und leuchtet der südliche Sternhimmel in ganzer

Pracht. Auch das Kreuz hat dann sehr an Helligkeit gewonnen und strahlt als ein flammender Christengruß vom Himmel hernieder, als wenn's den deutschen Kriegern dort unten sagen wollte: Sieh, ich bin auch hier und geleite euch bis in die fernste Wildnis, bis an die Enden der Erde. Nach Melanchthons Wort ist das Kreuz ja die kürzeste Predigt des Christentums — sicherlich auch, wenn es hier im fernen Kriegslande vom Abendhimmel herniederschaut.

Treten wir zum nächsten Feldgottesdienste wie in der Regel am Abend zusammen, wenn der Tag kühler geworden ist und dies Sternbild als erstes und noch einziges über uns aufgeht, so soll das südliche Kreuz uns die Feldpredigt halten. Wie vieles hat es einer Truppe in solcher Lage zu verkünden!

Kann der Abteilung mehr Ruhe und können gar mehrere Ruhetage hintereinander vergönnt werden, so kommt der Dienst des Feldpredigers zu seinem Rechte. Dann suchen wir unseres Gottes Nähe, und mancher, der ihn seit Jahren vergaß, wacht hier wieder auf. Oder wir sitzen am Lagerfeuer zusammen und halten Biwaksabende. Wort und Lied, Humor und Ernst wechseln. Offiziere, zumal alte Afrikaner, werden um ihre Mitwirkung gebeten. Sie erzählen von Erlebnissen und Gefechten, von der Eigenart Südafrikas. Ein mannhaftes Christenwort und ein deutscher Choral machen den Schluß. Hält der Feldgeistliche solche Biwaksabende allein, so wählt und ordnet er Lieder, Erzählungen und Ansprachen so, wie sie ihm am besten für die Herzen und Gewissen zu passen scheinen.

Am 21. August konnten wir in den Ruhetagen bei Okawitumbika den ersten Gottesdienst nach dem Siege am Waterberg halten; der Oberst teilte in anschließender Ansprache der Truppe die Anerkennung des Kaisers mit. Am 23. August durfte der erste Biwaksabend folgen.

Der Oberst, wie seine beiden Bataillonskommandeure kamen den Vorschlägen und Bitten zur Ausübung meines Amtes bereitwilligst entgegen, und von Anfang an war es eine Freude, wie die Truppen bei der Sache waren.

In solchen Ruhezeiten ließen sich auch am passendsten Schriften verteilen, soweit der Amtskoffer für sie Raum geboten hatte oder die Feldpost sie nachführte. Sonntagsblätter, gedruckte Predigten, die bekannten „Soldaten-Ansprachen" sind weithin ins afrikanische Sandfeld gedrungen. Eine freudige

Überraschung war's, als die Feldpost mir in dieser Zeit einige Pakete mit Büchern Sam. Kellers (Ernst Schrill) überbrachte. Für die Spende eines Arztes waren sie beschafft, und der Verleger hatte einen ganz geringen Preis berechnet, um recht viele liefern zu können. Solche männliche, gehaltvolle Soldatenlektüre konnten wir gebrauchen. Sie wanderte von Hand zu Hand; für ein gutes, handliches Buch fand sich selbst bei diesen afrikanischen Märschen noch Platz. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges haben mir Freunde, Bekannte und Unbekannte gar manche vortreffliche Lektüre für die Truppen zugesandt. Hätten sie nur Zeugen der dankbaren Freude sein können, die ihre hier zehnfach wertvollen Liebesgaben weckten! Es waren Festtage, als ich z. B. Schriften von Felix Dahn oder Wilhelm Raabe verteilen durfte, die mir beide für unsere Krieger geschickt hatten.

Ferner haben die Schriftensammlungen des roten Kreuzes — zumal in den nachfolgenden Monaten — in den Lazaretten, Etappen und auch bei den Feldtruppen, soweit sie zu diesen vordringen konnten, außerordentlichen Nutzen und viele auffrischende Freude gestiftet.

Die Ruhezeiten bringen dem Feldgeistlichen noch den wichtigen Vorteil näherer Fühlung mit dem einzelnen Soldaten. Begleitet man die Truppe bei allen Märschen und Gefechten, so entsteht und vertieft sich diese persönliche und innere Annäherung — die Vorbedingung für den wichtigsten Dienst — von selber.

8. Einige Momentbilder aus dieser Zeit.

Um den bisher mehr allgemein gehaltenen Bericht durch Einzelzüge, gleichsam durch Momentbilder zu veranschaulichen, seien einige Tagebuchäußerungen hier eingeschaltet.

19. August. Ruhetag in Erindi Ongoahere.

Mann und Roß sind müde. Doch große Freude, als die Karre des Regimentsstabes kam und die Wagen der Kompagnien für heute abend gemeldet wurden. Die Leute sind wie elektrisiert! Nun kann ich's verstehen, was mir einmal vom 67. Inf.-Regt. aus der schweren Belagerungszeit vor Metz erzählt wurde. Als die Nachricht vom großen Tage von Sedan zum belagernden Heere gedrungen war und als Freudenfanfare von Regiment

zu Regiment drang, hatte sich ein braver 67=er an seine Kameraden gewandt: „Was ist denn hier los?“ — Weißt du's denn noch nicht, Napoleon und die ganze französische Armee bei Sedan ist in Gefangenschaft! — „Weiter nichts? Ich glaubte schon, unsere Tornister wären angekommen!“ Das ist stark, wird aber im Feldleben begreiflicher und mit behaglichem Humor erzählt.

22. August. Okawitumbika.

Mehrere Ruhetage. Daher gestern Gottesdienst; heute beim Lagerfeuer der erste Biwaksabend.

Wie heute die Kunde eintraf, daß Hafer in Sicht sei, wurde das ganze Regiment vergnügt. Das Wort Hafer hat hier einen hohen Klang, wie es etwa in Gellerts „Prozeß“ bei der Erwähnung von sechs Scheffeln Hafer heißt: „Hier wieherte das Pferd vor Freuden.“ Bei uns hätte am liebsten die ganze Abteilung gewiehert!

25. August. Otupanda.

Der Regimentsstab, bei dem ich marschiere, ist der Truppe vorausgeeilt, und wir biwakieren allein. Die Gegend ist hier sicher, aber Vorsicht immer nötig. Bei einem Angriff sollen wir alle rechts gegen den Busch vorbrechen.

Die Posten überwacht ein Unteroffizier, und überdies ist noch Offizierswache befohlen.

Ich habe die erste, bequemste Nummer dieser Wache. Auf dem Sattel hockend lausche und schreibe ich. Der Mond scheint so hell, daß ich bequem mit Blei stenographieren kann.

Nahe bei unserem Sattelkreise hat sich die den Obersten begleitende Signallampe aufgebaut; sie hatte Verbindung mit einem Signalberge und hat lange geklappert. Nun ist alles ruhig.

Eben wieder der Umruf der Posten: „Posten Nr. 1 — Posten Nr. 2 — Nr. 3 — Nr. 4.“ Sie haben auch auf die weidenden Pferde zu achten, aber diese sind froh, in guter Weide zu stehen und denken an kein Ausreißen.

Heute trafen wir bei Okamakuja die Proviantkolonne des Leutnants Effnert. Sehr erwünscht! Unser viele leiden am Magen; nun konnte Rotwein, Tee und Zucker ausgegeben werden.

Mir persönlich brachte diese Kolonne zwei langentbehrte Stücke: meinen Amtskoffer und den Tropenkoffer für Wäsche u. dgl., auch den Kleidersack. Seit dem 9. August war ich für

uns drei auf ein schwaches Packpferd und unsere Packtaschen angewiesen. Die nötigsten Abendmahlsgeräte staken bisher, durch hirschlederne Bezüge geschützt, in einer meiner beiden Packtaschen.

Auch heute alte Bekannte wiedergesehen! Als wir unterwegs bei einer Kalkpfanne tränkten, kamen mehrere Offiziere angeritten. An den sauberen Uniformen sieht man, daß sie erst eben ins Land gekommen sind. Sie melden sich beim Obersten: Auf dem Marsche zu ihrer Kompagnie. Dann mustern wir uns gegenseitig. Waren Sie nicht in China? (Er spricht Kina nach bayrischer Aussprache.) — Natürlich! — Es war Leutn. v. Stauffenberg, früher beim ostasiatischen Reiterregiment, der frische, kühne Sibirienreiter — der seine Heimat nicht wiedersehen sollte! — —

Nächste Nummer! Ablösung! Einschlafen!

26. August. Owikokorero.

Um 4^{15} Vorm. Abmarsch. Bald darauf kommt Oberl. Ahrens mit einer Patrouille entgegen; er soll Herrn Oberst zu einer persönlichen Beratung mit Exz. v. Trotha bitten. Um 9 V. sind wir schon in Owikokorero beim Hauptquartier. Der Chef des Stabes ist erkrankt, Major Quade hat die Geschäfte übernommen. Sonst keine wichtigen Nachrichten.

Etwas Feldpost ist da, für mich die erste! Hurra! Eben ist bestimmt worden, daß morgen, am Sonnabend Gottesdienst sein wird.

27. August. Owikokorero.

Heute früh Gottesdienst (Hauptquartier, Stab des 2. Rgts. und des 1. Bataillons, erste und dritte Komp. 2. Rgts., Halbbatterie Stuhlmann). Zwei Schriftworte, eins für die bestandene Aufgabe, eins für die neue, vor uns liegende. Wir werden weit nach Osten vormüssen.

5 N. Weitermarsch. In der Umgegend haben die Herero viele Grasbrände entzündet. Nach einigem Reiten dennoch genügende Weide.

Nahe am Gefechtsfelde vom 13. März vorüber. Der Busch ist das reine Dickicht, in dem sich unsere enge, sandige Marschstraße fortwindet.

Weiter an Onjatu vorüber, wo unsere Seesoldaten gelegen und schwer mit dem Typhus gekämpft haben. Dort ihre Schützengräben. Dort auch der einsame Soldatenkirchhof! Die

Gräber sind mit weißen Steinen umsäumt und gut erhalten. Die Namen der Kameraden habe ich aufgeschrieben: Johann Schmidt, 4. Komp. († 14. 4. 04), Franz Dietrich, Alois Wolff († 15. 4. 04), Otto Kohlert (verwundet 3. 4. 04, † 4. 4. 04), Unteroff. Max Kiebsig, 4. Komp. 1. Rgts. († 11. 4. 04), Seesoldat Selke, 1. Feldkomp. (verwundet im Gefecht bei Okaharui), Joh. Fr. Komp († 15. 4. 04).

29. August. Engarawau.

Das Gelände wird stellenweise erstaunlich übersichtlich; dann wieder dichtere Buschsteppe. Hier ein ansehnlicher Teich mit gutem Wasser und lieblicher Umgebung. Oben auf der Höhe eine verlassene Werft mit gut erhaltenen, besseren Pontocks.

Als unsere Spitze sichtbar wurde, pflanzte eine Patrouille am Teiche die Seitengewehre auf; der Irrtum klärte sich aber sofort auf.

Beim Absuchen der Pontocks finden wir im Innern rohe Kunstversuche am Lehmbewurf: Menschen, Reiter, Ochsen sind von ungeübter Hand hineingekritzelt.

5 Nachm. weiter. Kaltes Biwak auf ungeschützter Hochfläche.

31. August. Etappe und Lazarett Otjosondu.

Die günstige Gelegenheit, zum nahen Lazarett Otjosondu hinüberzureiten, wird benutzt. Die weiterziehende Abteilung soll ich nach anderthalb Tagen in Ongombaheume einholen.

Wir ritten zu fünfen, denn 2 Reiter sind als Bedeckung und Führer mitgegeben. Einer von beiden gab sich wieder — als Ostasiate zu erkennen. Querfeldein bis Otjosondu!

Wirklich mehrere große Zelte mit der flatternden deutschen Flagge darüber! Ungewohnte Kultur!

Hier lag der Stab des 2. Bataillons (Meister), dazu die 6. Komp. 2. Rgts. und der Rest der Komp. v. Winckler. Von der einst starken Kompagnie waren nur 48 Unteroff. und Reiter hier und 25 in Rietfontain übrig; alle anderen waren in Lazaretten oder nur noch etappendienstfähig; gegen 50 waren gefallen oder verstorben.

Der Chefarzt des Lazaretts war Oberarzt Dr. Müller, der in China Assistenzarzt unserer Ruhrstation war, in der ich selber einige Wochen krank lag. In zwei großen Lazarettzelten meist Typhuskranke, auch Schwerkranke. Hier stiller Dienst!

Im Lazarett nach dem Besuche aller Einzelnen eine Bibelstunde. Es war doch gut, daß ich selber in solchem Feldlazarett

fern, fern von der Heimat darniedergelegen und darauf merken gelernt hatte, was einem sein Gott und Herr zu sagen hat, wenn er uns so allein, so „besonders" nimmt.

Nach der Bibelstunde 5 [30] Nachm. Gottesdienst für die Etappe (Stab II/2. Rgts; 6/2.; 13/1.). Ein Teil der Feldgemeinde hatte seit langen Monaten keinen Gottesdienst mehr gehabt. Um so mehr merkte man hier, nicht überflüssig zu sein. Auch die schwarzen „Bambusen", die ziemlich deutsch verstehen, waren mit angetreten (wohl christliche Bergdamara).

1. September. Otjosondu und Ongombaheume.

Des Morgens nochmals in beiden Lazarettzelten; dort auch Schriften verteilt. Ein schwerkranker Soldat ringt im letzten Kampfe.

Noch schneller Besuch des Friedhofs: 25 Gräber, die den Umständen nach würdig gepflegt sind.

Am Nachmittage mit Oberlt. v. Fürstenberg, der Proviant heranbringen soll, über Karidona weiter. Die Etappe gibt uns zwei wegkundige Führer mit.

Doch halt! Die Wasserstelle Karidona ist ja besetzt! Sind's Deutsche — oder Kaffern? Vorsichtig näher! Auch drüben kommt man uns schon mißtrauisch entgegen! Da erkennen beide Teile die weiße Hautfarbe. Es ist die Komp. Klein (1/2. Rgts.) und die Batterie Rammert (7.) beim Tränken. Die Wasserlöcher sehr tief und schwierig. Abends im Lager des Obersten.

2. September. Heute ein neuer Bursche, da der bisherige, der einen Typhus in Okahandja überstanden hatte, den Anforderungen dieses fortgesetzten Padlebens noch nicht gewachsen ist. Ein Ohlauer Husar F. tritt an seine Stelle.

4 [15] Nachm. weiter! Wir können wenigstens wieder traben. Doch erreichten wir die Wasserstelle Okauha *) erst kurz vor Mitternacht, durch Leuchtkugeln einer vorausgeschickten Patrouille geleitet. Das Wasser ist für die Pferde schon zu kalt, sie schlürfen nur wenig. Einige Stunden Ruhe. — 3 Vorm. weiter.

3. September. Im Flußbett des Eiseb weiter; ebene, doch sehr staubige Marschstraße.

Unterwegs treffen wir zwei vorgesandte Patrouillen; zuerst Oberlt. v. Trotha, den alten Burenkämpfer, der Südafrika vor

*) Ein viersilbiges Wort (O-ka-u-ha).

vielen anderen kennt, mit seinem Kameraden aus dem Burenkriege, Sergeant Spritulle, der jetzt seinen Oberleutnant auf jede Patrouille begleitet. Sie hatten sich vor den sie einkreisenden Grasbränden der Herero an eine sichere Stelle zurückgezogen.

Dann kommt Oberlt. v. Diezelsky, der bewährte Patrouillenreiter mit seiner Meldung. Wie viele gefährliche Patrouillen mag dieser schlanke, sehnige Offizier schon mit Erfolg geritten haben!

Zu früher Stunde, vor dem Warmwerden ist Oparakane*) erreicht. Hier reines, reichliches Wasser, acht prächtige Weiher! Allgemeine Freude! Hier kann man gründliche Wäsche vornehmen, ohne wie in den Tagen des Wassermangels nach dem 11. August mit mehreren Tagen Arrest bedroht zu sein.

Angenehmes Lager in freundlicher Umgebung. Zum Abendessen sind schon einige Wachteln und Enten geschossen, auch Perlhühner, deren zahlreiche Spuren wir täglich sehen. Die Spring- und Klipp-Böcke haben sich vor der anmarschierenden Truppe geflüchtet.

4. September. Sonntag in Oparakane.

Die Nähe von Hereromassen scheint sicher zu sein. Auch Meldungen Estorffs bestätigen dies, der nördlich von uns in unserer Nähe operiert.

5 Nachm. Gottesdienst (1. u. 3. Komp.; 7. Batt. und Halbbatterie Stuhlmann; Regimentsstab.). Jerem. 29, 13 u. 14 paßt für die Lage und Stimmung: „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr."

5. September. Das kurze Gefecht von Okowindombo.

6 Vorm. Abmarsch. Die berittene Infanterie als erste Staffel, dann Fußtruppen, Artillerie, Fußtruppen. Die Kompagnien sind leider nicht mehr völlig beritten. Der Regimentsstab marschiert beim Vortrupp zwischen der ersten und der dritten Kompagnie.

Von einer freien Hochfläche aus soll die Artillerie die Wasserstelle beschießen können; so ist erkundet worden. Doch während des Vormarsches kommt die Meldung, die Herero seien im Abzuge von der Wasserstelle begriffen. Schnell traben die Berittenen

*) Der Ton liegt auf der drittletzten Silbe.

der 1. Komp. vor. Der Haupttrupp folgt schleunigst. Schon fallen die ersten Schüsse. Gefallene Herero liegen am Wege. Einer ist mit Cordhose, Khakirock und Truppenmütze bekleidet; er ist durch einen Kopfschuß niedergestreckt, seine Hände sind zusammengekrallt. Der große Schwarze neben ihm ist durch einen Brustschuß getötet. Neben ihnen eine beladene Karre, der die Zugtiere genommen sind.

Eiligst weiter. Große Trupps Abziehender werden festgestellt.

Die erste Kompagnie hat eine kleine Herde von 100 Stück Großvieh erbeutet. Schon sind wir an der Wasserstelle. Leutnant v. G. jagt mit der Meldung heran, die erste Kompagnie sei im Gefecht mit überlegenen Kräften, die sie umgehen wollen, und erbitte Unterstützung. Diese kommt, aber das Gefecht erstirbt bald. Die feindliche Nachhut hat nur die Flucht der Hauptmasse gedeckt.

Noch weiteres Beutevieh wird an die Wasserstelle getrieben. Dort hockt auch eine Anzahl Gefangener: einige Männer, mehrere Weiber und Kinder. Die Weiber tragen Kleidungsstücke, die offensichtlich den bestohlenen Läden oder Schränken geplünderter Farmen entstammen. Eine Schwarze wies voller Besorgnis auf einen neben ihr kauernden Jungen, wohl um anzudeuten, daß sie um Mitleid für ihren Knaben bitte.

Die Gefangenen wurden vernommen, aber ihnen kein Haar gekrümmt — genau, wie ich's stets in diesen Wochen erlebt habe. Ich sah sogar, daß abgehungerte Gefangene gesättigt, und wenn es Weiber oder alte Männer waren, unbehelligt entlassen, ja vor der Hinterlist unserer eingeborenen Treiber und Bambusen, die den Gefangenen solche Schonung mißgönnten, mit allem Nachdruck beschützt wurden. Oftmals sah ich Hererojungen, die von ihren flüchtigen Angehörigen in der Werft zurückgelassen waren, und nun vergnügt bei der Truppe kleine Dienste taten. Sie litten keinen Hunger, und unsere Ärzte nahmen sich ihrer an.

Von dem Beutevieh dieses Tages wurden einige Tiere sofort als Schlachtvieh an die Truppe gegeben.

Als die auf der Marschstraße erbeutete Karre untersucht und ihr Inhalt (Kalebassen, Messer, Offiziersrock, Decken und Felle, ein schon riechender Springbock) vernichtet wurde, fand sich unter dem Gerümpel ein Neues Testament in der Herero-

sprache, das mir zum Andenken überbracht ward. Es muß die Karre eines Häuptlings oder Großmanns gewesen sein.

9. Zur Abteilung Estorff.

Die Gelegenheit, zur augenblicklich nahen Abteilung Estorff weiterzuziehen, durfte nicht verpaßt werden. Am 6. September hatte Oberst Deimling ein Zusammentreffen mit Major v. Estorff verabredet. Ich bat, mich anschließen zu dürfen. So ritten wir mit einer kleinen Bedeckung nach Otjimbinde, von wo Major v. Estorff mich in sein Lager bei Okauta *) mitnahm.

Schwierigkeit verursachten nur mein Wäschekoffer und mein Amtskoffer. Doch schneller Entschluß! Den einen mußte ein starker Gefangener auf seinem Kopfe nach dem nahen Otjimbinde schleppen — es blieb keine andere Möglichkeit — und den anderen versprach mir der Regimentsadjutant H. bei erster Möglichkeit nachzusenden. Darüber konnte allerdings wieder manche Woche vergehen — doch was half's?

Kurzes Lebewohl im Lager — dann weiter.

Bei der Wasserstelle Otjimbinde lag eine Telefunken-Abteilung (Leutn. v. Kl.) und ein ganzer Kraal von Herero-Gefangenen in ihrer Obhut, meist Frauen und Kinder, die an den Fleischresten ihrer Mahlzeit nagten. Auch Weiber mit dem hohen dreispitzigen Kopfschmuck saßen darunter, den Kaffernschmuck schwerer Bleischnüre an den Beinen. Eben wurde ein junger Herero eingebracht, der sich mit stolzem Trotz widerstrebend fügte.

Es war dunkler Abend geworden, als Deimling und Estorff ihre Beratung beendeten. Die beiden Führer hatten sich hier zum ersten Male gesehen und begrüßt. Nun führten ihre Wege wieder weit auseinander.

Es freute einen doch, daß nicht bloß der Oberst, sondern abseits mit treuherzigem Worte auch die Unteroffiziere seines Stabes beim Abschied mahnten, ja das Wiederkommen nicht zu vergessen.

Nach fünfviertelstündigem Ritt durch die dichte Buschsteppe waren wir im Lager Estorffs bei Okauta (zu deutsch: Bogen).

---

*) Oka-uta.

Bei einem großen Termitenhügel fand sich sogleich ein bequemer Platz zum Absatteln und Lagern.

Major v. Estorff vereinigte damals drei Abteilungen unter seinem Befehl; die Nordabteilung Volkmann und eine zur Abteilung v. d. Heyde gehörende Kompagnie waren ihm mitunterstellt. Hauptsächlich waren es alte Kompagnien und Batterien der Schutztruppe.

Sofort wurde man von mehreren Offizieren und Ärzten begrüßt, guten Bekannten aus Berlin, Braunschweig, China. Bekannte aus den Reihen der Truppe fanden sich bald dazu.

Am nächsten Morgen unternahm die ganze Abteilung einen Erkundungsmarsch, kehrte jedoch noch nach Okauta zurück. Am folgenden Tage sollte der Vormarsch gegen die nahen Herero erfolgen.

So blieb ein halber Tag, der sich auf Estorffs Wunsch sofort zu einem Gottesdienst ausnutzen ließ. Wie mancher Truppenteil hatte seit langen Monaten solche innere Stärkung entbehrt! Um 5 Nachm. — als der Tag kühler wurde — traten wir an: Die erste, zweite, dritte und vierte Feldkompagnie, die dritte und vierte Batterie, die Maschinengewehr-Abteilung, die Funkentelegraphisten, die Signalabteilung. Auch die Kompagnie der Rehobother Bastards, die treu und tüchtig auf unserer Seite im Felde standen, nahm teil; wir konnten hernach feststellen, daß diese sonst kapholländisch redenden Leute genügend deutsch verstanden, um dem Gottesdienste im ganzen zu folgen. Als ich später nach mehreren Monaten durch Rehoboth kam, berichtete mir dort einer unserer Missionare sogar von Sätzen aus den Feldpredigten und Biwaksabenden dieser Zeit, wie sie die Bastards ihm durchaus richtig erzählt hatten.

An jenem Abend hielten wir uns an die Verheißung Jes. 44, 3: „Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf das Dürre." Für diese meistenteils seit dem Januar im Kampfe stehende Feldtruppe ist solches Bibelwort schon eine Predigt.

Für den Nachmittag des nächsten Tages ward der Vormarsch zum Angriff befohlen.

10. Ein ernstes Erlebnis.

9. September. Okauta.

Gestern um 12 Uhr war ich bei den Herren der Nordabteilung V. und v. Z. zum Frühstück. Wir genossen in gemütlicher Traulichkeit die flüchtige Stunde. Diese alten Afrikaner hatten sogar noch Weißwein und eingemachte Früchte!!

Frühzeitig brach ich auf, um vor der auf 2[20] N. angesetzten Offizier-Besprechung noch mit meinen beiden Leuten unseren Abmarsch zu besprechen.

Die Nordabteilung lag in ziemlichem Abstand von den übrigen am linken Flügel. Rings um das Lager breitete sich weithin ein recht dichter, hoher Busch aus.

Um den Weg zu Estorffs Lagerplatz abzukürzen, eilte ich in gerader Richtung fort. Ein schnell aufziehendes und schon grollendes Gewitter trieb noch zur Beschleunigung. Doch der Busch wurde dichter und nach wenigen Minuten der Weg unsicher. Um Übersicht zu gewinnen, erstieg ich einige hohe Termitenhügel. Vergeblich! Zur Sicherheit lief ich zur Pferdewache zurück, der ich vor kurzem noch begegnet war. Allein die Pferde waren offenbar inzwischen eingefangen, der Mann nicht mehr zu sehen. Aber das Lager muß ja in dieser Richtung und schon in der Nähe sein; wenn nur keine Zeit verloren geht! Im Laufschritt weiter! Dort jene hohe Akazie wird guten Überblick gewähren, so wenig ihre Dornen zum Klettern reizen. Auch von ihrer Spitze ist das gewiß nahe Lager nicht zu erspähen; der hohe Baumbestand und die dichte Belaubung verdecken es. Das Ohr lauscht. Nichts zu hören! Also vorsichtig weiter. Da die Zeit kostbar ist, will ich lieber ein paar Signalschüsse abfeuern, so ungern man sich zu diesem Verlegenheitsmittel entschließt. Zwar habe ich nur die Browning-Pistole bei mir, aber der Knall muß genügen. Jedoch keine Stimme noch Antwort!

(Später erfuhr ich, daß meine Schüsse dicht beim Lager von einigen schwach gehört, doch nicht beachtet waren.)

Leider kannte ich die Umgebung des Lagers, in das wir bei Nacht hineingeritten waren, nur sehr unvollkommen; ich hatte auch die Wasserstelle, die das ganze Lager versorgte, bei der Kürze des Aufenthalts noch nicht aufsuchen können. Aber nur

etwa 10 Minuten von dieser, das wußte ich, war unser Lager und der Weg natürlich durch Menschen- und Pferdespuren unverfehlbar bezeichnet.

Ich beschloß nunmehr, den kleinen, stets nach der gleichen Richtung sich fortschlängelnden Wildsteigen zu folgen, die meist an einer Wasserstelle zusammenlaufen.

Der Marsch dauerte trotz aller Eile unvermutet lange, aber richtig — dort lag eine große, freie Fläche mit mehreren Wasserlöchern! Alles ist still, kein Soldat mehr zum Tränken! Die Abteilung, schloß ich, wird schon marschbereit stehen!

Doch auch nirgends im Umkreise die gesuchten massenhaften, frischen Spuren! Diese Wasserstelle ist gar nicht die gesuchte! Sie ist auch, nach der Zeit meines Eilmarsches gemessen, zu weit vom Lager entfernt!

Mittlerweile war die für den Abmarsch befohlene Stunde herangerückt. Peinlich! Doch die marschierende Truppe muß ja sofort durch aufsteigende Staubsäulen bemerkbar werden, wenn sie auch die staubigen Buschpfade vermeiden mag.

Wieder zum Auslug in die höchsten Baumspitzen hinauf! Endlich geringer, schnell zerfliegender Staub! Das kann keine Truppe sein, nur eine Patrouille oder wenige Reiter. Aber immerhin wird dort die Marschstraße sein.

Im Laufschritt auf diese Staubsäule zu! Sie ist verschwunden — doch dort stiebt sie wieder auf. Quer durch den Busch weiter!

Endlich ein Pfad! Doch keine Reiter und keine Truppe! Nur wenige, meist ältere Spuren im Sande.

Dort steht ein Pferd und — dort auch vereinzelte Rinder. Hier liegen Reste geschlachteter Schafe. Vorsicht — hat hier ein Herero-Trupp gelagert? In der Nähe könnten sich Schwarze umhertreiben, denn gegen Mittag war sogar eine deutsche Patrouille von berittenen Herero beschossen worden.

Die Lage ward bedenklich; der Staub hatte getrogen. Dazu hatte ich als einzige Waffe meine Browning-Pistole bei mir. Und wenn bis zur Nacht die Truppe oder das besetzt gebliebene Lager nicht aufgefunden wird? Was nützt der dünne, weit am Leibe schlotternde Khakirock für die noch bitterkalten Nächte?

Nur ruhig Blut und aufmerksame Vorsicht! Das beste ist, zur vorhin gefundenen Wasserstelle zurückzugehen, um aufzupassen, ob und von wem dort am späten Nachmittage getränkt wird! Doch nicht fortwährend auf „der Pad" bleiben (wie

unsere Truppe sagt), damit keine herumschleichenden Herero der Einzelspur nachgehen können, lieber etwas abseits!

Nach längerem Suchen wieder eine freie, grüne Fläche mit mehreren eingekraalten Wasserlöchern! Es ist eine neue, dritte Wasserstelle! Behutsam durchs Gebüsch näher! Ob dort getränkt wird oder ein Lager zu sehen ist? Alles leer und still!

Bei näherem Absuchen finde ich wieder vereinzelte Pferde und Bockies, stoße auf allerlei Gerümpel der Schwarzen, dann auf verlassene Pontocks, auf Feuerstellen! Ob gar noch Herero in der Nähe sind, vielleicht um dies Vieh nachzutreiben?

Von den hohen, trockenen Grasbüscheln nehme ich einige mit, um sie für alle Fälle in der kalten Nacht unter den dünnen, schlotterigen Rock zu stopfen.

Eine Hoffnung blieb noch. Wenn am Abend die Wachtfeuer angezündet werden, sind sie vielleicht von einem Baumgipfel aus sichtbar, und man kann heranschleichend erspähen, ob Freund oder Feind nahe ist. Noch günstiger wäre es, wenn das Blinklicht der Heliographenlampe von einem Signalbaum herüberblitzte.

Der Abend war schon nahe, die Sonne ging unter mildem Abendrot zur Rüste. Also dort ist Westen, präge ich mir ein; bald wird auch der Orion und das südliche Kreuz die Richtung anzeigen.

Mußte zwar eine aufsteigende Unruhe mehrmals niedergekämpft werden, so war ich doch innerlich sicher. Manche Berichte über afrikanische Irrfahrten, das Bild jenes verirrten Reiters bei Otjikururume tauchten wohl in der Vorstellung auf, die Gefahr des Verirrtseins ließ sich nicht verkennen — aber hier hieß es „nüchtern sein und wachen".

Ehe du weiter gehst und handelst, sagte ich mir, eine Rast vor dem Angesichte deines Gottes — hier in der Wildnis, wo dich niemand sieht, als er! Zunächst sammle dich völlig und rede mit ihm von deinem Amt und deinem Leben, von dir und den Deinen; unterwirf dich seinem Willen und lege dich ihm ans Herz, daß du auf ewig sein eigen seiest! Eine einsame, schlichte, inbrünstige Zwiesprache im Kämmerlein der Wildnis!

Nach wenigen Minuten knallt ein Schuß! Die Kugel singt pfeifend am Ohre vorbei; sie muß aus einem unserer Gewehre stammen.

Ich schieße wieder! Abermals ein Schuß! Ich antworte. Nun aus allen Kräften unseren Erkennungsruf: Viktoria! Da

höre ich meinen Burschen, der nach mir ruft! Ein Bur und ein Bastard sind bei ihm.

Der Verirrte war gefunden; ihm war nicht umsonst in diesen Stunden immer wieder der Schluß des Psalms für Todesnöte (Ps. 91) vor die Seele getreten: „Er begehret mein, so will ich ihm aushelfen; er kennet meinen Namen, darum will ich ihn schützen; er rufet mich an, so will ich ihn erhören, ich bin bei ihm in der Not".

Durch einen Schluck Kapweins gestärkt, den der fürsorgliche Bursche in der Feldflasche mitgebracht hatte, bestieg ich unseren afrikanischen Schimmel, und nach einer guten Stunde waren wir im Lager Okauta.

Unterwegs ward das Nähere erzählt. Als ich beim Abrücken der Truppe ausblieb, war der Unteroffizier mit dieser Meldung zu Oberlt. Volkmann vorgaloppiert und hatte von diesem sofort den Auftrag ins Lager zurückgebracht, ein paar Eingeborene nebst einem Weißen auf Suche auszuschicken. Durch eine so zusammengesetzte Patrouille sollte am sichersten die Spur aufgefunden und zugleich verhütet werden, daß die Sucher für Feinde gehalten würden. Die Weitermeldung an Major v. Estorff hatte Volkmann selber übernommen.

So ritten der Bursche, ein Bur und ein Bastard auf die Suche. Der Bastard hatte die Spur zuerst entdeckt: „Hier Offizierstiefel!" Der Abdruck war frisch, und der Bursche hatte gemeint, die Spur möge zu meinem Stiefel passen. Doch dann gingen die Spuren verloren, aber tauchten wieder auf, um erneut in niedrigem Gebüsch zu verschwinden. Mit Signalschüssen hatten sie noch warten wollen. Plötzlich sei jedoch ein Bock vor ihnen aufgesprungen, und im Jagdeifer hätten sie geschossen und sofort meinen Erwiderungsschuß erhalten.

Bei völliger Finsternis erreichten wir die Wasserstelle Okauta, die zum Glück besetzt geblieben war. Zwei Geschütze und etwa 40 Gewehre sollten sie sichern.

Der Heliograph hatte mich schon als vermißt gemeldet und blitzte nun die ergänzende Meldung nach Otjimbinde.

In der folgenden Nacht herrschte ungewöhnlich starke Kälte.

Zusatz: Der Verfasser hat sich nur zögernd dazu verstanden, dieses Erlebnis dem für weitere Kreise bestimmten Berichte einzufügen. Aber es ist für das afrikanische Feldleben charakteristisch,

und warum soll er seinen Kriegsgefährten wie einem christlichen Leserkreise der Heimat gerade solche Erfahrungen vorenthalten?

So hell, wie das Kreuz des Südens am afrikanischen Nachthimmel, leuchtet und funkelt ihm dieses Erlebnis des Verirrens und der herrlichen Errettung in seinem Gedenken.

II. Bei der kleinen Besatzung von Okauta und der Treck nach Owinaua.

9. September, mittags. Seit längerer Zeit hören wir Geschützdonner aus der Richtung von Owinaua-Naua. Die Herero sind also gefaßt worden.

10. September. Ein Kaffer überbringt eine Meldung des Majors über den gestrigen Tag, die an das Hauptquartier geblitzt werden soll. Die Nachhut Samuels und eines zweiten Häuptlings ist nach kurzem Widerstande geschlagen; 50 Herero sind gefallen, auf unserer Seite ein Reiter leicht verwundet. Estorff will nach Okarupoko nachstoßen.

Dazu ein Befehl an den Platz Okauta: Die erste Wagenstaffel und die gut bespannten Verpflegungswagen der zweiten sollen unter guter Bedeckung über Owinaua-Naua folgen.

Ich warte also wieder auf Anschluß, schreibe Briefe und kann vor allem in der Stille über die Hochschule nachdenken, in die einen der Herr in diesen Tagen genommen hat.

Der Feldprediger muß sich auch vor Verflachung und bei dem fortwährenden Ausgeben vor innerer Verarmung hüten. Die Zeiten innerster Sammlung, die Klaus Harms jedem Pastor eindringlich ans Herz legt, wollen im Felde erst recht gesucht und erkannt sein, damit uns das Wort nicht richtet: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest." (Off. Joh. 2, 4).

Sonntag, den 11. September. Der Geburtstag meiner heimgegangenen Mutter! Heute Gottesdienst für diese kleine Besatzung, um den zu meiner Freude der älteste Sergeant, der Kommandant des Platzes, gebeten hat. Eine aus Otjimbinde eingetroffene Patrouille von 7 Köpfen, ebenso alle Bastards nehmen teil. Das Herz war feierlich froh.

Einer der Bastards zeigte mir nachher ein holländisches Andachtsbuch, das ihm sein Missionar von Rehoboth ins Feld mitgegeben hatte. Auch die deutschen Unteroffiziere dieser

Bastards sprachen anhänglich und anerkennend von den Rehobother Missionaren.

Die Patrouille ist schon gestern abend in der Nähe des Lagers gewesen, aber umgekehrt, weil sie unseren Platz wegen der schreienden Hererokinder im Kraal der Gefangenen für ein Kaffernlager gehalten hatte!

Scherzhaft war heute morgen mein Zusammentreffen mit dem Führer der Patrouille, einem Breslauer Sergeanten. Mit den Unteroffizieren des Platzes, die mich in prächtiger Kameradschaft aufnahmen, saß ich gemütlich in ihrem Zelte, in einen von ihnen entliehenen Mantel gehüllt. Der Ankömmling hielt mich sichtlich für einen Wachtmeister, bis ich ihn mit den anderen eine Weile allein ließ und der Breslauer bei meiner Wiederkehr den früheren Breslauer Divisionspfarrer erkannte. Nun wußte er desto besser Bescheid.

13. September. Gestern 9 Vorm. schloß ich mich der Proviantkolonne des Leutnants L. an, der vorgestern abend in Okauta anlangte. Leider mußte mein Packpferd, das unter einem zu engen Sattel gedrückt worden ist, in Okauta zur Pflege zurückbleiben. Ja, wenn wir hier unsere Australier, die wackeren Renner von Tientsin und Peking — und den nötigen Hafer dazu hätten!

Unterwegs vergebliche Wassersuche nach einer entlegenen Stelle.

Unser Nachtlager nahmen wir auf einer Hochfläche, die wenigstens Weide gewährte. Eine halbe Stunde entfernt mußte ein kleines Kaffernlager sein. Wir sahen genau, wie brennende Holzscheite von einem Lagerfeuer zum andern getragen wurden, und dort führte keine unserer eigenen Marschstraßen vorüber.

Unser aufmerksamster Späher ist ein langer Herero, ein früherer Polizist, der auf deutscher Seite ausharrt. Er wird doppelten Grund zur Wachsamkeit vor seinen Volksgenossen haben.

Heute trafen wir schon 9 Vorm. nach dreistündigem Treck in Owinaua bei der Nordabteilung ein.

Das Gefechtsfeld vom 9. September war unverkennbar. Große Hereromassen müssen hier gesessen haben, wie die Feuerstellen, die Felle, Milchgefäße usw. beweisen. Hereroleichen liegen noch vereinzelt im dichten Buschwerk.

Estorff hat einen Vorstoß ins Sturmfeld unternommen, wird aber bald zurückerwartet.

So bin ich wohlbehalten wieder bei der Nordabteilung. Sogar mein Koffer ist hier, von Volkmanns schnellbesonnener Fürsorge zurückbehalten.

Das Lager birgt viele Gefangene, auch Männer, ferner Frauen von Großleuten. Den in der Nähe umherschweifenden Werften ist durch wiederholte Boten ihr Leben verbürgt worden, falls sie sich im Lager stellten, was manche tun. Sonst wird die Umgegend durch tägliche Patrouillen mit Erfolg gesäubert. Die Reiter bringen kleine Beutestücke wie Speere, Straußeneier, Schmucksachen der Schwarzen, Bücher in der Hererosprache ins Lager zurück.

12. Zwei ruhige Wochen in Owinaua.

Bei der nahen Wasserstelle Okarupoko hatte ich die Abteilung Estorff wieder erreicht und durfte sofort meinen Dienst aufnehmen. Nach drei Tagen rückte der Major nach Owinaua zurück, wo nun wieder alle ihm unterstellten Truppen vereinigt lagen.

Die Herero waren durch mehrere, behutsam aufklärende Patrouillen in der Gegend bei Epata und Otjinene, also im Eiseb-Rivier festgestellt und sollten dort nicht vorzeitig beunruhigt werden. Die Abteilungen mußten die schon sehr begehrten Proviantkolonnen abwarten, die den weiten und immer weiteren Weg von Okahandja ins Sandfeld und den Eiseb abwärts zu überwinden hatten.

Der Angriff auf die Schwarzen sollte gleichzeitig von den Abteilungen v. Mühlenfels und v. Estorff durchgeführt werden; das Hauptquartier wollte zur Leitung des Ganzen bei Estorff eintreffen.

Ein ruhiges Lagerleben von etwa vierzehn Tagen war die Folge des Abwartens. Menschen wie Tiere stärkten und sammelten ihre Kräfte.

Das Lager war in der dichten Baumsteppe so versteckt gewählt, daß es trotz seiner Ausdehnung sich erst in der allernächsten Nähe zeigte. Aus Gesundheitsrücksichten ließ es der

Major einigemal innerhalb dieser dichtbestandenen Fläche wechseln.

Eine Reihe ergiebiger, kleiner Teiche gab gutes, reichliches Wasser. Hier hatten die Herero sich wohlgefühlt. Owinaua-Naua bedeutet in ihrer Sprache: O wie schön, wie schön! Unsere Truppe mußte jedoch die Wasserbecken erst von vorgefundenen Tierleichen säubern, auch einzelne zuschütten und neue aufgraben.

Solche Ruhezeiten strebt der Feldprediger nach Kräften auszukaufen. Dies war um so nötiger, da er nach wenigen Wochen wieder zu anderen Truppenteilen weiterziehen mußte. Sofort am Tage nach dem Eintreffen, am 14. Sept., konnte der Abteilung Volkmann der erste Biwaksabend in Owinaua gehalten werden. Oberlt. v. Zülow ließ sich zur Mitwirkung bereit finden und erzählte von den schweren Anfangswochen des Herero-Aufstandes, von dem Vordringen der ersten Swakopmunder Hilfstruppe in die hartbedrängte Feste Okahandja. Wie alle im Kreise saßen und lauschten! Dazu deutsche Vaterlands- und Kriegslieder unter afrikanischem Himmel. Darauf eine kameradschaftlich-christliche Ansprache und die für uns passendsten Verse von Paul Gerhards „Nun ruhen alle Wälder", den Gebetsgruß an die Lieben der Heimat zum Schluß. (Auch euch, ihr meine Lieben.)

Am 16. Septbr. war ein Abendgottesdienst in Okarupoko für Estorffs Truppenteile. Das südliche Kreuz stand in dieser Jahreszeit und zu jener Stunde als erstes und alleiniges Sternbild am Himmel. Ich konnte also die Absicht verwirklichen, eine Feldpredigt über dieses Sieges- und Glaubenszeichen zu halten.

Am 17. September ließen wir sofort einen Biwaksabend in Okarupoko folgen. Den ersten Teil übernahm der Major selber und erzählte aus dem Schatze seiner afrikanischen Erfahrungen.

Sonntag, den 18. September konnte bereits wieder in Owinaua ein Gottesdienst die Abteilung Volkmann und am 19. September ein weiterer Biwaksabend alle Truppenteile versammeln. Wieder teilte Major v. Estorff seinen Kriegern eine Auswahl afrikanischer Erlebnisse mit. Wie ein Vater saß er am Biwakfeuer im Kreise seiner Soldaten, von denen es jeder einzelne sich zur Ehre schätzte, diesem in seltenem Maße verehrten Führer zu folgen. Nach einem Zwischenliede folgten dann ein paar Stücke aus der Schatzkammer des Feldpredigers,

bedeutsame Erfahrungen der Seelsorge aus Kriegs- und Friedenszeiten, wie sie sich für diese traute Feldgemeinde eigneten.

Die nächsten Tage brachten mehr Unruhe, bis wir am 21. September die Biwaksabende fortsetzen konnten, diesmal unter Mitwirkung des Oberlt. Böttlin, der als Mitkämpfer vom Aufstande der Bondelzwarts berichtete. Der nächste Abend, für den Leutn. v. Stauffenberg, der erprobte Reiter, bereits von seinem sibirischen Dauerritt zu erzählen zugesagt hatte, wurde durch die neu einsetzenden Aufgaben wieder hinausgeschoben.

Auch der für Sonntag, den 25. September angesetzte Gottesdienst mußte unterbleiben, da der Vormarsch zum Angriffe angetreten wurde. Wir erwarteten einen erneuten, ernsten Kampf; denn, falls sich die Herero nochmals zum Widerstand gezwungen sahen, mußte ihre Gegenwehr eine verzweifelte sein.

Um so ernster war deshalb die Stimmung, als am 26. September in Okatawbaka für die Vorhut und am 27. September für die Hauptmasse kurze Feldgottesdienste unmittelbar vor dem Vormarsche gefeiert wurden. Das Gotteswort für den ersteren mahnte an den Frieden, der selbst in den Stürmen der Schlacht ein getrostes Herz sichert: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch . . . . Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ (Joh. 14, 27) — und ein Führer, der schon manchen heißen Kampf bestanden hatte, äußerte hernach in der Stille: „Wie oft habe ich dies Wort vor dem Vormarsch für mich gelesen!“ Die Schriftstelle für die andere Feier unmittelbar vor dem Aufbruch wies auf die letzte Zurüstung zum Kampfe hin: „Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn . . . . ergreifet den Schild des Glaubens, . . . nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes“ (Ephes. 6, 10. 16. 17.).

Wenige Stunden darauf begann der nächtliche Vormarsch.

Ehe wir jedoch zu den folgenden Ereignissen fortschreiten, muß der Bericht nochmals kurz zu dem Lagerleben inmitten der Truppen zurücklenken.

Eine wichtige und liebe Berufspflicht, die der Feldgeistliche täglich auszuüben hat, ist der Besuch der Kranken, die selbst in schwereren Fällen manchmal längere Zeit bei der Truppe im Feldlager behandelt werden müssen. Die Ärzte kamen mir freundlichst entgegen — sowohl alte Bekannte wie Stabsarzt Dr. M. und Oberarzt Dr. W., als neue, wie Stabsarzt Dr. F. Doch blieb die Zahl der Kranken eine geringe. In luftigen, meist

von Gefangenen für sie gebauten Pontocks waren sie untergebracht. Hier konnten still und innig Mensch zum Menschen und Herz zum Herzen reden. Es kam mir doch zu statten, wenn es z. B. Ruhrkranke zu besuchen galt, daß ich mir selber wenige Jahre zuvor in unseren chinesischen Lazaretten eine ernste Ruhr-Ansteckung zugezogen hatte. Um so besser kennt man die stillen Gottesdienste, die der kranke Soldat im Felde und noch dazu fern, fern von der Heimat in ernsten Stunden für sich hält, um so leichter gilt man den Kranken als Kamerad, und um so vertraulicher erschließen sich die Herzen.

Auch bei der gesunden Truppe ist das ständige Zusammenleben für den Feldprediger eine unschätzbare Hilfe.

Da sieht man z. B. alte Kameraden aus China wieder. Man tauscht Fragen und hört manchen herzbewegenden Bericht. Dort ein Unteroffizier, den ich gut kenne. Als er 1901 die alte Heimatsstadt wiedersieht und sehnenden Herzens in die Straße, in das Haus, auf den Treppenflur der Eltern eilt, erfährt er, daß beide verstorben sind. Aus falscher Schonung hat man's ihm verhehlt. Seitdem fühlt er sich heimatlos und braucht die Kraft, die ihn wiederaufrichtet.

Oder einer erzählt von den Seinen und der letzten gemeinsamen Abendmahlsfeier vor dem Abschied.

Dem und jenem hat die Feldpost trübe Kunde gebracht, und seine Gedanken sind täglich in Sorge oder Trauer daheim. Unter vier Augen kann man sich aussprechen und stärken.

Oder es spricht ein stiller Kreis von dem Gefecht am Waterberg. Die Gefallenen werden jeder mit Namen genannt und die näheren Umstände ihres Endes schlicht erwähnt. So ein schwergetroffener Kanonier, der den Arzt Dr. E. gefragt hatte: „Herr Stabsarzt, muß ich sterben?" „Mein Sohn," hatte dieser geantwortet, „Gott wird dich den ehrenvollen Soldatentod sterben lassen", und ihm dann noch ein herzliches, christliches tapferes Wort gesagt. Der Verwundete nahm gefaßt innigen Abschied von seinem Hauptmann und seinen Kameraden und ging mit Grüßen an die Seinen heim.

Dann sitzt wieder einer der kleinen, tapferen Schar bei mir und berichtet von dem überaus schweren Kampfe der Abteilung v. d. Heyde am 11. August. Er hat bei der fast abgeschnittenen Spitze mitgefochten, bei der Leutn. Graf Arnim sich den Todesschuß holte, als er einem wimmernden, schwergetroffenen Ge-

freiten zu Hilfe eilen wollte. Ein braver Wachtmeister war erst verwundet, dann durch einen zweiten Schuß getötet. In einer der schwersten Stunden, erzählt mein Gefährte, hätte ihnen ein Offizier zugerufen: „Hier sterben wir zusammen". Dennoch haben die drei auseinandergerissenen Haufen der schwachen Abteilung sich behauptet. Als die hartumdrängte Spitze sich in der Dunkelheit auf die Kompagnie zurückziehen konnte, hätte Hauptmann Puder ausgesprochen, was ein jeder fühlte: „Kameraden, wer noch nicht beten konnte, wird's heute wohl gelernt haben".

Solches Zusammensein unter vier Augen oder in engem Kreise bietet natürlich die erwünschteste Ergänzung der gemeinsamen Truppenfeiern.

13. Einige Ergänzungsblätter.

Auch diese Skizze unseres Lagerlebens mögen ein paar Striche des Tagebuchs verdeutlichen.

15. September. Hier fängt man einige Brocken der Hererosprache auf. Omewa Wasser; injo komm' her; ria essen; omurumendu Mann; omukazendu Frau; jumba schießen; omuriro Feuer; muhona Herr; mukuru Gott; otjirumbu der weiße Mann, eigentlich: das weiße Ding da; erindi Bley, ombu Wasserloch; ogambe Pferd.

20. September. Bei der Bastard-Abteilung finde ich einen kleinen Herero von 5—7 Jahren, der hilflos in einer Werft aufgefunden ist. Man nahm ihn mit und füttert ihn durch.

21. September. Gespräch mit alten Schutztruppen-Offizieren über die evangelische Mission in der Kolonie. Mit warmer Anerkennung höre ich z. B. von einem älteren, weißbärtigen Missionar (Bernsmann), der die zu ihm geflüchteten Weißen aufs mutigste verteidigt hat; er soll Veteran von 1870/71 sein und hat der Truppe Feldgottesdienste gehalten, wie auch andere. Die ganz allgemein ohne rechte Personen- und Sachkenntnis erhobenen Anklagen gegen die rheinischen Missionare seien ein schweres Unrecht; der Missionar müsse bei aller Schwierigkeit seiner Zwischenstellung zwischen Weißen und Farbigen nur fest zur deutschen Seite stehen und bei seiner Missionstätigkeit die Anleitung zur Kulturarbeit, wie Wasseranlagen und Gartenbau betonen. Auch hierin sei manches Anerkennenswerte geleistet.

Estorff schätzt besonders Missionar Eich, den jetzigen Leiter der Herero-Mission.

23. September. Das Hauptquartier ist eingetroffen. Die Abteilung stand in Parade-Aufstellung, und Exz. v. Trotha begrüßte die bewährte, schon so lange im Felde liegende Truppe. Seine freudige Anerkennung äußerte der Kommandierende, als er die gute Verfassung der Pferde sah. Trotz der chronischen Hafernöte können die Batterien noch traben und die Kompagnien noch galoppieren.

Heute die unverhoffte Freude, meinen Amtskoffer nebst Kleidersack von der Abteilung Deimling mit einer Postkarre zu empfangen! Es hat nur siebzehn Tage gedauert. Die nächsten Nächte kann man wieder im Schlafsack, also in verwöhnender Bequemlichkeit schlafen.

24. September. (Aus einem Feldbriefe.)

Heute morgen 5 Vorm. sollte der Vormarsch zum hoffentlich letzten Schlage beginnen. Er ist nochmals verschoben, da noch die heliographische Verbindung mit der gleichfalls vormarschierenden Abteilung v. Mühlenfels fehlt. Wenn nachher die schwarzen „Orlogleute“ nur nicht wieder auskneifen!

Briefe schreibe ich hier fast gar nicht. Dies soll besser werden, wenn die Verfolgungsmärsche ihr Ende haben und wir uns in Okahandja oder wo es sonst ist, einen wasserdichten Unterschlupf für die herannahende Regenzeit bauen. Dann streichen und brennen wir Ziegel wie die Kinder Israel — aber für uns selber und ohne Fronvögte — und werden wieder mit Tinte und Feder gesittete Briefe verfassen. Bis dahin diese geflügelten Bleistiftgrüße.

Die Zeitungsausschnitte vom 15. 8. sind angelangt; sie brachten viel Neues und wanderten von Hand zu Hand.

Bisher, d. h. seit Anfang August habe ich nichts als Dornsteppe gesehen, die auch im Sandfelde nicht fehlt und hier nur häufig von weiten, freien Grasflächen durchsetzt ist. Wir haben noch „Winter“, obwohl einige Baumarten schon ausgrünen und andere bereits blühen. Selbst diese Dornsteppe hat ihren eigenen, zarten Duft, was uns als lehrreiches Gleichnis für kommende Verlegenheiten dienen mag. Heute sieht es zum ersten Male sehr regnerisch aus, doch wartet die eigentliche Regenzeit hoffentlich noch etwas. Denn bisher haben wir nur den Himmel zum Zelt.

Ich schreibe diesen Brief in meinem Quartier, d. h. zwischen

den Dornbüschen, an denen mein Lager ist. Gewehr und Patronengurt lehnen an einem festen Strauch, Kirri und Tschambock (Keulenstock und Lederpeitsche) liegen daneben. Der mit der Kammer nach oben gewendete Sattel gibt ein vortreffliches Kopfkissen, trockenes Gras und meine Decken darüber ein bequemes Lager. Auf einer Kiste sitzend kann ich ein Brett auf den Knien als Schreibtisch benutzen. So bequem hat man's hier. Wenn nur die Fliegen einen nicht fortwährend belästigten!

In der Nähe unter einer schon grünen Akazie lagert Major v. Estorff; ringsum in weitem Bogen seine Abteilung. Bald werden die Pferde von der Weide geholt, die zurückgetriebenen Zugochsen blöken schon in der Nähe.

Eben fällt ein Schuß, aber hat sicher nichts zu bedeuten. Die Abendsonne versinkt heute am bewölkten Himmel — ein ungewohnter Anblick.

Der Funkenballon wiegt sich in der Luft. So friedliche Abendstimmung herrscht im Lager. . . . . .

Sonntag, den 25. September. Der Gottesdienst ist aufgeschoben. Um 4 N. rückten wir bis Okatawbaka vor. Die Spuren des Hererolagers noch überall: Schöpfgefäße, aus Kameldorn ausgehöhlt; Milchgeräte gleichen Ursprungs, Kalebassen aus Rindshaut, Gefäße vom Flaschenkürbis, aus Ochsenhorn, Schmuckstücke u. dgl. in weitem Umkreis. In wilder Flucht müssen die Kaffern fortgestürzt sein. Dort haben sie einen großen Wagen zurückgelassen.

An der Wasserstelle Okatawbaka wartet schon Volkmann, der mit einer Kompagnie und der Bastards-Abteilung zur Aufklärung vorausgegangen ist. Die Patrouillen haben gegen Epata noch große Viehmassen festgestellt.

Hier lag die Farm eines alten Schutztrupplers, der von hier aus über die Gärungen unter den Schwarzen berichtet haben soll. Gutes, reichliches Wasser mit hohen, grünen Bäumen! Das Wohnhaus, sowie ein Gartenhäuschen mit Kamin und ein Stallgebäude halb in Trümmern! Die Ziegel sind aus der kreidigen Tonmasse gestrichen, die an dieser Wasserstelle steht. Zinkreste, Papierpresse und eine Wage liegen umher. Eine große, zinnene Badewanne steht noch heil, nur etwas verbogen im Gebüsch. Von welchen Mühen, Schicksalen, Enttäuschungen, Gefahren, Todesnöten geben solche Farmtrümmer stumme Kunde!

Dienstag, den 27. September. Gestern 5[30] N.

noch ein Gottesdienst in Okatawbaka, heute eine knappe halbe Reitstunde rückwärts 4³⁰ N. noch ein zweiter, doch recht kurz, für den Haupttrupp; auch das Hauptquartier war zugegen. Bei Dunkelheit wollen wir marschieren.

14. Der Vorstoß über Epata nach Osombo-Owindimbe.

Vom 27. September bis zum 1. Oktober folgten andauernde Märsche, meist des Nachts.

Am 27. September brach die Truppe um 11 Ab. nach Otjinene auf. Die Abteilung v. Mühlenfels lag dort schon an den tiefen Wasserlöchern. Durch Trompetensignale hüben und drüben wiesen wir uns in der schwarzen Mitternacht als Freunde aus. Kurze Begrüßung der beiden Führer; dann nach geringer Rast weiter. Trotz der Finsternis hatten sich jedoch schnell einige Bekannte mit freudiger Überraschung wiedergefunden. Mühlenfels wird am linken, Estorff am rechten Eisebufer vorgehen.

Um 3 Vorm. rückten wir noch bei tiefer Dunkelheit vorwärts. Achtung vor den Gruben — rufen die Vorderen ihren Hintermännern zu — die hier zum Fange der Kudu-Antilopen gegraben sein sollen!

Doch eine peinliche Enttäuschung fliegt durch die Truppe. Die Aussicht, den Feind zu stellen, soll trotz aller Vorsicht im Schwinden sein, da ein schwarzer Viehposten von einer nichtsahnenden Patrouille angefallen worden ist. Die 50 Reiter haben zwar 700 Stück Großvieh erbeutet, aber wahrscheinlich zugleich die Herero aufgescheucht. Das weite, dichtbestandene Hügelgelände würde ein unbemerktes Entweichen begünstigen! Trotzdem mit Eifer und Vorsicht vorwärts!

Ein durch frühere kleine Patrouillen erkundeter Platz ist erreicht; alles in Stellung und gefechtsbereit. So wird die Morgendämmerung erwartet. Dann gehen die 2. Kompagnie und die Bastards zur Aufklärung vor. Sie melden das Brüllen von Rindern. Bald stellt sich jedoch heraus, dies seien nur einzelne Tiere.

Der Haupttrupp rückt bis Epata vor. Dort finden wir unseren Vortrupp mit einem Gefangenen. Er sagt aus, daß auf die Schüsse von vorgestern der ganze Treck abgezogen sei.

Die sofort angesetzte Verfolgung führt durch dichten Busch ohne Weg weiter. Von einer Anhöhe läßt sich plötzlich über-

blicken, wie am jenseitigen Rivierufer Schützenlinien gegen die Schwarzen vorgehen. Aber die Schüsse verstummen wieder, und die Nachhut der Abziehenden wird nur noch gerade am jenseitigen Höhenrücken sichtbar. Die Entfernung ist beträchtlich, aber unsere Artillerie kann noch ihre Granaten hinübersenden. Dann weiter an die Wasserstelle vor uns durch ziemlich dichten Busch! Weithin war der Boden nach der „Feldkost", den kleinen eßbaren Feldzwiebeln, durchwühlt. Eine Menge kleiner und größerer, doch sämtlich wenig ergiebiger Wasserlöcher sind hier aufgegraben worden. Es müssen Hunderte sein, aus denen mit kleinen Gefäßen oder höchstens Eimern der nötige Bedarf zusammengeschöpft werden muß.

Aber es ist wenigstens Wasser vorhanden. Hier wird der Truppe, zumal den Tieren etwas Ruhe gegönnt. Wenn unser knapper Proviant nur nicht das schnelle Nachdringen so sehr behinderte.

Der aufklärende Vortrupp verfolgt die Herero-Spuren. Die Bastards, wird gemeldet, haben in einiger Entfernung von dieser Wasserstelle noch Feuer erhalten; ferner sind Staubwolken in südwestlicher Richtung beobachtet worden. Eine Patrouille reitet dorthin. Im Lager stehen 2 Kompagnien, 1 Batterie, 1 Zug Maschinengewehre bereit.

Fortgesetzt wird Großvieh eingefangen, das nach der Tränkstelle drängt.

So wartet und ruht die Abteilung einige Stunden. Erst in der Nacht soll es weitergehen.

Die großen Akazien und viele Baumgruppen mittlerer Höhe bieten schattige Lagerplätze. Wollte nur der Wind nicht so oft von dem herumliegenden Aase herüberwehen! Und wo mögen die Fliegen gesessen haben, deren Schwarm einen hier belästigt!

In der Nacht um 1 Uhr rückte das Hauptquartier wieder mit allen Truppen den Eiseb-Lauf abwärts vor.

Estorff schickt seine 2. Kompagnie (die Komp. Franke, die schon seit längerer Zeit Oberlt. Ritter führt) und die Bastards als Vorhut voraus. Als Seitendeckungen sichern die 4. Komp. (Hptm. Epp) und eine Kompagnie der Abteilung v. Mühlenfels den Vormarsch durch das buschreiche Gelände; doch sollen sie sich erst bei beginnender Tageshelle ausbreiten, um im Busche nicht abzukommen und ein irrtümliches Beschießen zu verhüten.

Viele Viehspuren, mehrfache Wagengeleise! Die Herero selber

aber sind, von Furcht beflügelt, auf der Flucht in die immer öderen Durstgebiete des Ostens.

Weiter soll unsere Truppe nicht folgen. Nur die erste und zweite Kompagnie drängen noch bis Nonjota nach. Wie ist hier wieder der ganze Erdboden nach Feldkost durchsucht! Die Herero müssen schlimme Hungerzeiten haben. Auch alle Sandlöcher in Nonjota sind fast wasserleer.

Dort liegt ein toter Herero in Uniform; sein Khakirock hat das rote Ärmelabzeichen der Leute Samuel Mahareros*).

Einige Gefangene werden eingebracht. Sie zeigen große Ruhe und einzelne sogar spöttische Frechheit.. Oberleutnant Volkmann verhört sie durch einen Dolmetscher, obschon dieser alte Afrikaner selber etwas von der Hererosprache versteht. Ein starker Herero, den man mit seinem Gewehr und Munition gefangen hatte, kauert am Boden und antwortet kaltblütig. Nicht er habe Orlog gemacht, entgegnet er, sondern sein Kapitän. Als der Oberleutnant jedoch gemächlich sein Glasauge herausnimmt und dieses gelassen zu putzen anfängt — die Malaria hat dem verdienten Afrikaner ein Auge gekostet — schielt der Schwarze mit verblüffter Scheu und sich zurückbiegend zu ihm hinüber. Wichtige Aussagen wußten die Gefangenen indessen nicht zu machen. Sie wurden, an einen Munitionswagen gefesselt, mitgeführt.

Am 1. Oktober waren die Abteilungen Estorff und Mühlenfels wieder an der Wasserstelle Osombo-Owindimbe. Weitere Vorstöße nach Osten sollten unterbleiben. Wollten die immer weiter Fliehenden sich zu keinem Kampfe mehr stellen, so mußten ihre öden Zufluchtsstätten im Osten ihre letzte Kraft brechen. Diese Lage beschloß General v. Trotha durch einen scharfen Aufruf zu einem Druck auf die Herero auszunutzen; sie sollten die Ergebung dem sicheren Verderben vorziehen.

Unsere Truppen wurden zur Besetzung der besten Wassergebiete auseinandergezogen, um ein Zurückfluten der Herero möglichst zu verhindern.

Erst später erfuhren wir, mit welchen Gewaltmärschen das 2. Feldregiment inzwischen das gleiche Ziel gefördert hatte. Es war am Epukiro-Flußbett bis hart an die britische Grenze vorgedrungen und hatte die bestürzten Aufständischen selbst von

*) Der Ton liegt auf der drittletzten Silbe.

Ganas und Otjimanangombe noch vertrieben. Über diese Märsche durch lange, wasserlose Strecken hörte ich hernach oftmals von den beteiligten Truppen erzählen. Es war die allerletzte Kraft von Reiter und Roß verlangt, aber dadurch ein durchschlagender Erfolg erzielt worden.

In Osombo-Owindimbe konnte ich am 2. Oktober noch einen Feldgottesdienst halten, der das Hauptquartier mit den Abteilungen v. Mühlenfels und v. Estorff nochmals vor der Auseinanderlegung der Truppen vereinigte.

Am 3. Oktober setzte ich den Dienst bei der Abteilung v. Mühlenfels fort.

15. Noch ein Bild aus dem Sandfelde.

1. Oktober. Könnte man in der Heimat die lange im Felde liegende Schutztruppe einmal durch die deutschen Städte und Dörfer marschieren sehen! Die Witboois (die nach der hergebrachten Beschreibung den Hunnen ähnlich sehen müssen) oder die langen, wie Halbeuropäer erscheinenden Bastards an der Spitze, dann die Schutztruppe in ihren vom Dornbusch mitgenommenen, nach den Gefechten wieder geflickten Uniformen, einige Gefangene mitführend; zum Schluß alle Ochsenwagen und Eselskarren samt dem Haufen unserer schwarzen oder gelben Ochsentreiber und Bambusen*). Um das Bild echt afrikanisch zu gestalten, müßten dazu freilich bei jeder Straßenecke verendete Tiere liegen, ferner der ganze Aufzug von hohem, stachlichtem Busche umrahmt und von der heißesten Sonne durchglüht sein.

Nach der Rückkehr vom letzten Vorstoße folgen wohl wieder einige Tage ruhigen Lagerlebens. Wenn nur die Sorge um den Proviant nicht andauernd drückte. Wir leben von Drittelportionen, und selbst diese werden mehrfach knapp! Doch haben wir ja Beutevieh, die „Liebesgaben der Herero".

Unser Platz ist landschaftlich anziehend, bietet vielen Schatten unter hohen und niedrigen Bäumen, Wasser und Weide. Die Wasserlöcher geben meist nur ganz wenig Wasser, aber aus den Hunderten dieser Schöpfstellen wird es schließlich doch ausreichend zusammengesucht. Mühsame Arbeit! Wie viele Ochsen sind hier schon „in den Brunnen gefallen" oder vor Durst in die Grube

*) Eingeborene Diener der Truppe.

mit dem sickernden Wasser gestürzt, ohne die steilen Ränder zurückklettern zu können. Die Truppe hat viele Mühe, die Tiere herauszuziehen, oder die verseuchten Löcher zuzuschütten, um in nötigem Abstande neue aufzuschaufeln.

Hier sitzt jeder unter seiner Akazie und seinem Dornbusch. Eine oder zwei Decken sind schnell an Stamm und Zweigen befestigt oder über einen niedrigen Busch gespreitet; damit ist Zelt und Sonnenschutz fertig.

Neben mir fressen das zarte Grün der Akazienzweige langohrige Hereroziegen, wie sie uns hier stündlich nebst vielem Großvieh zulaufen.

Am heutigen Ruhetage las ich den Schluß eines Buches, zu dessen eigenartigen Schicksalen auch diese Fahrt ins afrikanische Sandfeld gehören mag. Ein Stabsarzt hat's mir geliehen. Es ist Wilhelm Raabes Erstling, die „Chronik der Sperlingsgasse". Welche Freude hat man bei diesem Pad-Leben an einem gehaltvollen Buche, das Geist und Gemüt über öde Tage hinweghilft. Bei nächster Gelegenheit muß ich den Braunschweiger „Kleiderseller" und unserem Altmeister von dieser Begegnung im Sandfelde mit getreuen Grüßen berichten.

Von der Abteilung Estorff werde ich in den nächsten Tagen zu Mühlenfels weiterziehen. „Aber fort muß er wieder, muß weiter fort!" Gerade, wenn man bei einer Truppe warm geworden ist, treibt der Dienst weiter. So ergeht's mir schon zum zweiten Male in diesem Feldleben.

Alte Bekannte finden sich immer mehr, auch unter den Unteroffizieren und Reitern. Bei der 7. Komp. 1. Rgts. traf ich hier meinen ehemaligen Burschen von China wieder. Wir freuten uns beide; brieflich waren wir seit 1901 in Verbindung geblieben. Nun kam der damalige überzählige Gefreite mir als wohlbestallter Sergeant entgegen. Sehen Sie, J., konnte ich scherzen, Sie verstehen das Befördertwerden besser, als unsereiner. In diesen Wochen sahen wir uns oft.

Sonntag, den 2. Oktober. 5 N. Gottesdienst (Hauptquartier, Abt. v. Mühlenfels, Abt. v. Estorff) über Psalm 2. Am Schluß der Feier nahm Exz. v. Trotha das Wort zur Ansprache an die versammelte Truppe, diese gemeinsamen Vorstöße und zugleich den Herero-Feldzug mit einem Hurra auf den Kaiser schließend.

Morgen früh trete ich zur Abt. Mühlenfels über, während

der katholische Kollege von dieser zu Estorff geht. Wir sahen uns bei diesen letzten Märschen zum ersten Male im Felde wieder, uns herzlich begrüßend.

16. Bei der Abteilung von Mühlenfels und der Dienst im Lazarett Otjimbinde.

Da bei der veränderten Lage die Abteilung über ein ziemlich weites Gebiet verteilt ward, ließ sich die bisherige Weise meines Dienstes nicht beibehalten. Die Wasserstellen wurden mehrfach nur durch einen Zug oder durch eine halbe Kompagnie besetzt. Zwischen diesen stets hin- und herzureiten, hätte den Dienst arg zersplittert. Überdies hatte mir Major v. Estorff zum Abschied das Versprechen abgenommen, fortan nicht mehr so viel mit dem Unteroffizier und dem Burschen allein zu reiten; zersprengte Hererohaufen konnten überall auftauchen. Nötiger war der Feldprediger jetzt in den weit ins Feld vorgeschobenen Lazaretten. Exz. v. Trotha wies mich persönlich auf das Lazarett Otjimbinde mit seinen vielen Schwerkranken hin.

Die Bedienung der Lazarette mußte daher nunmehr in den Mittelpunkt rücken und daneben die von dort erreichbaren Truppenteile nach Kräften versorgt werden.

Am 3. Oktober zogen wir über Epata wieder nach Otjinene. Um aber schneller, als mit der jetzt in ganz kleinen Tagemärschen sich fortbewegenden Truppe zu dem Lazarett zu gelangen, löste ich mich schon am 4. Oktober von der Truppe. Leutn. v. d. L., der den kürzeren Weg am Eiseb-Rivier entlang von seinen Patrouillenritten kannte, übernahm die Führung. Vier Mann nebst meinen beiden Begleitern ritten mit, da die Gegend unsicher schien. Doch flüchteten die wenigen Schwarzen, die wir antrafen, in den dichten Uferbusch.

Der weite Umweg über Owinaua blieb uns erspart, aber da das entkräftete Pferd des Führers versagte, mußten wir viel im Schritt führen. Bei der Kreuzung des Eiseb-Laufes mit dem nach Otjimbinde führenden Pfade sollten wir Wasser finden. Alles Suchen war umsonst, die Löcher leer. Da gewahren wir einige Reiter. Ist's Freund oder Feind? Es war eine Patrouille vom Hauptquartier, die den Intendanten und den Generalarzt gleichfalls nach Otjimbinde begleiten soll. Wir reiten nach

heißer Mittagsrast auf armseliger, baumloser Ebene zusammen weiter.

In Okauta reines, reichliches Wasser. Es ist die Gegend, in der ich etwa vier Wochen zuvor verirrt war! Der hier auffallend dichte Baumbestand war inzwischen weit grüner geworden.

Nach Otjimbinde kamen wir noch gerade vor sinkender Nacht. Der Etappenkommandant war Leutn. B., der Führer des hier liegenden Zuges von der 2. Komp. 2. Rgts. Leutn. v. D.

Ein offenes Zelt ward als Quartier angewiesen. In dieser Nacht fiel der erste Regen, den ich in Afrika erlebte, und es war das erste Mal während des Pad-Lebens, daß ich ein Zelttuch über dem Haupte hatte. An diesem mit vielen Typhuskranken angefüllten Platze hätten starke Erkältungen gefährlich werden können.

Am nächsten Tage baute der Unteroffizier mit dem Burschen für uns drei ein zweigeteiltes Zelt; Holzstangen lieferte der nahe Busch, und ein noch brauchbares Leinen wie einige Zeltbahnen lieh das Proviantamt für die Dauer unseres Hierseins. Aus Holzkisten wurden zwei kunstgerechte Tische gezimmert.

Im Feldlazarett Otjimbinde (Chefarzt war Stabsarzt Dr. Schlender, neben ihm wirkte Dr. Falk) herrschte schwere Zeit. Zwei große Zelte konnten die Typhuskranken nicht mehr fassen, obwohl sie mit Ausnutzung jedes kleinsten Platzes nebeneinander auf den Erdboden gelegt waren. Die 30 vorhandenen Feldbetten reichten kaum für die Schwerkranken. Doch geschah an Pflege und bequemer Lagerung das Menschenmögliche. Hier konnte man an den beiden Ärzten und an ihrem Pflegepersonal das Heldentum stiller, treuer Pflichterfüllung beobachten, der das Opfer eigener Ansteckung nicht gefehlt hat.

Es waren weit über 100 Typhuskranke, darunter etwa ein Dutzend Offiziere.

Das Zelt der Schwerkranken forderte sogleich einen ernsten, heiligen Dienst. Mit matter Stimme ruft einer aus der Ecke der letzten Reihe — er will beichten und begehrt den Trost der Vergebung. Kaum findet sich ein Plätzchen, neben ihm niederzuknien und das Ohr nahe an seinen noch mühsam lallenden Mund zu bringen. Die in der Nähe liegen, lauschen still, falten auch wohl die Hände mit. Mehrere haben schon den flatternden, keuchenden Atem. So geht's von Lager zu

Lager. Einer bittet, den Seinigen Nachricht zu schreiben, und auf die Zusage äußert sich von allen Seiten das gleiche Verlangen. Sehr schwer liegt in diesem Zelte ein junger Offizier darnieder; er soll der einzige Sohn seiner verwitweten Mutter sein.

Täglich wurden alle Kranken besucht, die Schwerkranken mehrmals. Was wir sprechen und beten, hört meist das ganze, ernst aufmerkende Zelt. Wenn es die Umstände irgend zulassen, legen wir in kurzer Andacht uns alle in Gottes Hand und erbitten seine Nähe und seinen Frieden.

Es ist dasselbe Amt, wie es nach unserer Bibel schon dem Aaron befohlen war, opfernd und versöhnend zwischen Lebenden und Sterbenden zu walten.

Einen Eindruck von dieser Zeit mögen die kurzen Aufzeichnungen des Kriegs-Tagebuches geben.

Donnerstag, den 6. Oktober. Um 8 Vorm. wieder zum Lazarett. Einer der gestrigen Schwerkranken ist gestorben; er wird heute nachmittag bestattet. Als der Rundgang durch die beiden großen und einige kleinere Zelte beendet war, wird der zweite Todesfall gemeldet.

Um 5 N. Bibelstunde im Zelt der Leichtkranken über Jerem. 31, 3.

5 [30] N. Begräbnis. (1. Petr. 5, 6. 7 und 10.).

Freitag, den 7. Oktober. Ernste Zeit! Heute drei Tote bestattet, noch zwei andere gestorben. Beim Begräbnis erzählte Leutn. H., daß ihn die Mutter des einen Gestorbenen noch auf dem Bahnhofe in Berlin angefleht habe, ihren Sohn nicht in die erste Reihe zu stellen.

Im Zelte der Schwerkranken sterben jetzt die Kameraden, wie auf dem Gefechtsfelde, wo die Kugel bald hier bald dort einschlägt. In diesem Zelte heute eine kurze, aufrichtende Ansprache. Wir müssen nicht zu viel unseren Toten ins bleiche Antlitz sehen, sondern viel mehr unserem Helfer und Erlöser. Er ist den Kriegern nahe, die ihn anrufen. Pauwels Bild, das schon in Friedenszeiten ergreift, ist ebenso wirklich und wahr, wie seine Unterschrift: So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen.

5 [30] Nachm. Begräbnis von 3 Reitern.

Sonnabend, den 8. Oktober. Wie täglich, zum Lazarett. Dort eine Reihe Bekannter!

5 30 N. Begräbnis von Leutnant Fürnrohr, der gestern erlegen ist, und von Reiter Beerbohm. Die Trauer daheim!

Sonntag, den 9. Oktober. 9 V. Feldgottesdienst. (Regimentsstab 1. Rgts., Besatzung, Etappe und was an Kolonnen u. dgl. vorübergehend hier ist).

4 30 N. Bibelstunde im Lazarett.

Briefe und Karten an die Angehörigen der Kranken.

Hier lagert die Post für Abteilung Estorff und Abteilung Volkmann; dabei mancherlei Sendungen für den gestern begrabenen Offizier.

Mittwoch, den 12. Oktober. Täglich im Lazarett, wo es etwas besser wird. Briefe an die Eltern der Kranken und der Gestorbenen.

Im Lazarett erzählte mir heute ein Hauptmann, es sei die heliographische Nachricht zum Norden geblitzt worden, daß Hendrik Witbooi und der Kapitän der Bastards sich erhoben hätten. Wir bezweifeln dies Gerücht, sind aber ungewiß.

Gegen Abend begruben wir einen Kapitän der Buschmänner im Grootfonteiner Bezirk, namens Tom. Oberlt. Volkmann hat ihn bei seiner Durchreise den Ärzten und auch mir warm empfohlen. Tom stand treu zu den Deutschen, warnte und schützte die Farmer, ritt schwere Patrouillen und hat sich als landeskundiger Führer und Dolmetscher bewährt; den schwedischen Reisenden und Jäger Axel Eriksen hat er in jungen Jahren auf seinen Jagdfahrten begleitet. Der Arzt nahm sich hier seiner an, und Pflege fehlte ihm nicht. Nun konnten wir ihn heute nur mit Ehren wie einen der Unseren begraben; alle Eingeborenen sahen diesem Begräbnis zu.

14. Oktober. Gestern Begräbnis des Reiters K., heute der beiden Reiter M. und W.; Briefe für die Kranken. In beiden Lazarettzelten kurze Andachten. Die Ärzte erklären, die schlimmste Zeit sei nun überstanden.

15. Oktober. Der Soldaten-Friedhof ist nahe am Lager unter hohen Bäumen angelegt und wird nach Möglichkeit gepflegt. Er sieht schlicht, aber würdig aus.

Die in Otjimbinde Bestatteten sind bisher: Gefr. Albert Schmidt (Masch.-Gew.-Abt., † 29. 9. 04); die Reiter Karl Kropp († 27. 9. 04); Friedrich Karl Hahn († 29. 9. 04); Heinrich Pape (4. Batt., † 24. 9. 04); Franz Hoppe († 29. 9. 04); Karl Hoyer (Masch.-Gew.-Abt., † 22. 9. 04); Hermann

Franck († 23. 9. 04); Georg Geißlinger (6. Batt., † 26. 9. 04); Gefr. Georg Grabautzki (6. Batt., † 6. 10. 04); die Reiter: Johann Tomaczik (10. Komp. 1. Rgts., † 6. 10. 04), Hermann Wendt (9. Komp. 1. Rgts., † 7. 10. 04); Franz Kohlstedt (Funkentelegr., † 7. 10. 04); Albert Beerbohm (9. Komp. 1. Rgts., † 7. 10. 04); Leutnant Fürnrohr (Masch.-Gew.-Abt. 1, † 7. 10. 04); Reiter Gustav Kohn (6. Batt., † 12. 10. 04); Friedrich Mögging (10. Komp. 1. Rgts., † 14. 10. 04); Matthias Willems (9. Komp. 1. Rgts., † 13. 10. 04); dazu der Kapitän Bergdamara Tom († 12. 10. 04).

17. Zum Feldlazarett Otjosondu.

Am 15. Oktober kam der katholische Kollege, dessen eines Auge durch den vielen Pad-Staub entzündet war, nach Otjimbinde, um seines Auges und zugleich seines Amtes hier zu warten. Daher entschloß ich mich, selber sofort zum nächsten Lazarett weiterzuziehen, damit wenigstens einer der beiden Feldgeistlichen in den am stärksten belegten Lazaretten anwesend sei. Im Felde tritt das gemeinsam Christliche mehr hervor, als das Trennende, und wir wußten uns gegenseitig vom Verdachte der Seelenfängerei frei. Das zwingende Bedürfnis entschied für diesen Notbehelf.

Noch ein ernster Gang durch alle Krankenzelte, ein stiller Besuch der Gräber und ein Lebewohl bei der Etappe, dann Abmeldung bei Major v. Mühlenfels.

Sollte der lange, gefährliche Ritt zu dreien unterbleiben, so blieb nur der Anschluß an eine in wenigen Stunden weiterziehende Kolonne. Also in oder neben dem langsamen Ochsenwagen! Dieser Zeitverlust! Man mußte sich ins Unabänderliche fügen.

Sehr angenehm war's jedoch, mit einem Hauptmann und zwei Ärzten kameradschaftlich zusammentrecken zu können. Da die Kolonne leer nach Okahandja zurückging, richteten wir uns zu zweien in je einem Ochsenwagen wohnlich ein und schonten auf diese Weise zugleich unsere Pferde, die leer hinter den Wagen gingen. So treckten wir über Otjomaso, Okamatangara, Otjekongo in viereinhalb Tagen nach Otjosondu.

Die Ochsen gehen nur im Schritt, kommen aber doch schneller

vorwärts, als der mißtrauische Neuling diesem Gefährt zutraut. Die Stöße des Wagens, wenn er über Steine oder Gestrüpp — oder auch über Tierleichen fortrumpelt, werden nicht lange beachtet: sie gehören zum Treck. Nur Geduld, Geduld; „die Stunde rinnt auch durch den längsten Tag".

Die letzte Strecke nach Otjosondu ritt ich mit dem Unteroffizier voraus, um schneller das Lazarett zu erreichen.

In mehreren Zelten lagen etwa 60 Kranke; einige von ihnen schwerkrank — allein der ganze Befund war mit dem in Otjimbinde nicht vergleichbar. Ein langer Aufenthalt erwies sich hier als unnötig, was um so erwünschter sein mußte, da noch eine Reihe großer Lazarette und alle Etappen der Bahnlinie zu bedienen blieben. Dazu kam die nun sicher verbürgte Nachricht der wirklichen Erhebung der Witboois. Stabsarzt Dr. Frantz und Dr. Goldammer, unsere Reisegefährten, waren ja schon unterwegs, um im Süden ein Feldlazarett einzurichten. In Otjosondu, hörten wir alsbald, war unsere bisherige Hülfstruppe der Witboois mit besonnener List entwaffnet worden. Jetzt galt es demnach, die Zwischenzeit auszukaufen, bevor die Pflicht gleichfalls zu den südlich marschierenden Truppen rufen würde.

In Otjosondu lag der Chefarzt des Lazarettes, Oberarzt Dr. Müller mit hohem Fieber in seinem Zelte, traf aber bis zum Eintreffen seines in 1—2 Tagen erwarteten Vertreters die ärztlichen Anordnungen vom Bette aus weiter; ein zweiter Arzt war nicht dort. Nun stand ich an seinem Bette, wie er vor vier Jahren in China an meinem Krankenbette gestanden hatte.

In den Zelten fanden sich noch einige, die schon bei meinem ersten Besuche Otjosondus hier krank gelegen hatten; jetzt kamen sie fröhlich als Genesende heran.

Nach der Rücksprache mit jedem einzelnen folgten biblische Ansprachen in beiden Zelten und ein Gottesdienst für die Etappe und die dort lagernden Truppen. In dem einen Lazarettzelt hatten sich die Kranken einen eigenartigen Trostspruch vor Augen gehängt. Ein durch die Brust geschossener, aber langsamer Genesung entgegengehender Kamerad hatte ihn in bester Meinung veranlaßt:

Wenn dich Gott verläßt, dein Hort
Und du willst verzagen,
Denk' an Kaiser Friedrichs Wort:
Lerne zu leiden, ohne zu klagen.

An das edle Kaiserwort und diesen Zeltspruch knüpften wir bei unserer Andacht an, um aber sofort die hoffnungslosen Anfangszeilen in die Gewißheit umzuändern, auf die sich Kaiser Friedrich selber verlassen hat. Der kranke Schreibkünstler wollte hernach zwei andere Sprüche dazumalen, die wir noch in herzlicher Beratung auswählten: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft" und aus dem Feldgesangbuch: „Wenn alles bricht, Gott verläßt dich nicht; größer als der Helfer ist die Not ja nicht".

Auf dem Friedhofe, der noch kurz aufgesucht wurde, lagen 31 Soldatengräber. Die Hügel waren gepflegt, mit Holzkreuzen bezeichnet und meist mit den hohen, weißen Lilien bepflanzt, die nun bei beginnendem Frühling die Steppe schmücken.

Nach Sonnenuntergang setzte sich unser Treck wieder in Marsch gegen Owikokorero. Leider mußte der Bursche, der die letzten Tage schon gefiebert hatte, im Lazarett zurückbleiben.

Nachtrag aus dem Tagebuch: 20. Oktober. Otjosondu. In Otjosondu liegen bis jetzt begraben: Oberarzt Dr. Tiburtius († 5. 7. 04); Leutnant Lutz (4. Komp. 1. Rgts., † 18. 6. 04.); Sergeant Schuboth (1. Komp. 1. Rgts., † 21. 7. 04); die Unteroffiziere: Rieke (Funkentelegr., † 30. 7. 04); Beyer (4. Komp. 1. Rgts., † 29. 5. 04); Thieme (11. Komp. 1. Rgts., † 21. 9. 04); die Gefreiten: Wilke (1. Komp. 1. Rgts., † 3. 6. 04); Stille (1. Komp. 1. Rgts., † 12. 7. 04); Piechneck (1. Komp. 1. Rgts., † 13. 7. 04); Matthes (Masch.-Gew.-Abt., † 15. 10. 04); die Reiter: Doran (3. Batt., † 3. 8. 04); Schmidt (4. Komp. 1. Rgts., † 16. 6. 04); Strumpf (Masch.-Gew.-Abt., † 26. 6. 04); Lindner (6. Komp. 1. Rgts., † 30. 6. 04); Becker (2. Komp. 1. Rgts., † 24. 6. 04); Barufke (1. Komp. 1. Rgts., † 17. 6. 04); Wersig (7. Komp. 1. Rgts., † 2. 8. 04); Schumann (Masch.-Gew.-Abt., † 9. 8. 04); Buchheim (Masch.-Gew.-Abt., † 19. 8. 04); Landsmann (6. Komp. 1. Rgts., † 3. 8. 04); Bars (Masch.-Gew.-Abt., † 4. 7. 04); Lipke (2. Komp. 1. Rgts., † 13. 7. 04); Bergmeier (6. Komp. 1. Rgts., † 19. 7. 04); Schubert (2. Komp. 1. Rgts., † 19. 7. 04); Hardtke (Masch.-Gew.-Abt., † 3. 8. 04); Neumann (5. Komp. 2. Rgts., † 9. 9. 04); Seesoldat Wägeling (2. S. Komp., † 28. 9. 04); Reiter Zink (7. Batt., † 29. 9. 04). Auf zwei Gräbern fehlten noch die Kreuze.

18. Treck nach Okahandja.

Wir zogen fünfeinhalb Tage lang über Otjombuku, Okangue, Owikokorero, Owiumbo, Otjosazu bis Okahandja.

Das Tagebuch mag einige charakteristische Züge einschalten:

21. Oktober. Die Steppe gewinnt sichtlich an Fruchtbarkeit, je weiter wir südwestlich kommen. Bäume wie Blumen öffnen schon ihre Blüten: Akazienarten, graublätterige Sträucher mit langgestielten Narzissenblüten, andere mit schönduftenden, gelben Kugelblüten, dazu stattliche Liliengewächse auf den sich grüner färbenden Weideflächen. Wie mag's hier blühen, wenn erst die Regenzeit voll einsetzt!

Nahe bei den Wasserstellen sitzen Mengen kleiner wie größerer Vögel im Gezweig: Tauben, schwarzweiß gesprenkelte Elstern, rötliche Buntspechte, blau-grünliche Stare, kleine Meisen, große starkschnäbelige Pfefferfresser und — durch die vielen Tierleichen auf den Buschpfaden herbeigelockt — starke, weitspannende Geier.

So trecken wir — Schritt für Schritt! Dr. G. und ich sitzen beide auf der Vorkiste des Ochsenwagens. Unsere Pferde sind hinten an den Wagen gebunden. Der lange „Tom" hockt auf einem Nebenbrett an der Außenseite, schreit krächzend seine zwanzig Ochsen an und trifft die Säumigen mit seiner langen Peitsche. Sein Mundwerk ist gut vorgeschuht. An der anderen Seite dieser Wagen-Reling kauert ein Hottentott mit gelbem Hutbande, also einer von dem Gochas-Stamme. Sobald der Weg schwierig wird, springen beide schnell ab und laufen treibend nebenher. Der Ochsenleiter marschiert stets vorne vor dem ersten Gespann.

Nun ermuntert der Treiber seine Tiere durch gellenden Zuruf, dem die Peitsche klatschend nachhilft. Scherzhaft ist es, wie er jedes Tier beim Namen ruft. Dabei kehren Namen bekannter, ja berühmter Persönlichkeiten Südwestafrikas wieder, deren Träger in dieser Form ein Denkmal seitens der Eingeborenen erhalten. Der Treiber ruft: He Buschmann, he Dütschmann, he Lütnant, he Leutwein, he Estorff, he Madai u. s. f.!

Des Abends studieren wir mit Wetteifer den südlichen Sternhimmel nach einer guten Sternkarte.

22. Oktober. Der schmale Proviant läßt sich durch täg-

liche Jagdbeute aufs angenehmste ergänzen. Vor der Truppe zieht sich das Wild zurück, aber der abseits der Straße reitende Jäger findet sein Wildbret. Klippböcke, Springböcke, Perlhühner, Wasservögel genug. Heute wurde vergeblich eine Kudu-Spur verfolgt.

Sonntag, den 23. Oktober. In Okangue lagerte die Telegraphen-Abteilung unter Leutnant Luther (ehemaligem Ostasiaten), der ich bisher im Felde noch nicht hatte dienen können. Wir hielten in ihrem Lager inmitten dichter Akazienbüsche unsern Gottesdienst über das alte Gelübde, in dem wohl jeder ausziehende Krieger seine innere Stimmung wiedererkennt (1. Mose 28, 20 u. 21): „So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und mir Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, und mich mit Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, so soll der Herr mein Gott sein."

Mit dieser Truppe nach Owikokorero geritten.

26. Oktober. In Owikokorero, wo wir nachts 1 Uhr am 24. d. M. eintrafen, wenige Leichtkranke im Lazarett; auf der Etappe manche Bekannte „von't Pad".

Am 25. wieder bei Owiumbo vorüber. Hauptmann Epp erläuterte uns die Stellungen unserer Truppen in jenem Gefecht, in dem er selber die vierte Kompagnie geführt hat. Jenseits des Flußbettes nach Ongangira zu erkannten wir die große Ausdehnung des ehemaligen Herero-Lagers an den langen und tiefen Reihen der nun zerfallenen Pontocks und der Viehkraale.

Die Missionsstation ist völlig verwüstet; nur eine Glocke hängt noch verlassen im Glockenstuhl. Der Wind ist ihr einziger Meßner.

Wie schön dieses weite, hügelige Gelände mit den Riesenstämmen am Ufer und der dichten, grünen Baumsteppe sich jetzt im Frühling ausnimmt! Hier lernt man den anfeuernden Zuruf der Weiber hinter den Linien der schwarzen Orlogleute noch besser verstehen: „Wem gehört Hereroland? Den Herero gehört Hereroland".

Wiederum an den drei Gräbern von Owiumbo vorüber nach Otjosazu. (Leutnant Reiß; Sergeant Heinrich, Gefr. Krause; Gefr. Nicolai, Reiter Bönsch; Gefr. Hamer, Gefr. Schwarz † 13. 4. 04.)

Am 26. ritt ich früh mit dem Unteroffizier von Otjosazu

nach Okahandja. Wieviel besser war jetzt die Straße, als vor einem Vierteljahre!

Dort lag Okahandja im Kranz seiner Berge. Der Etappenkommandant Hauptmann Bech kam mir entgegen, und wir ritten zusammen am Kaiser-Wilhelms-Berge vorüber in den Etappenflecken, der einem jetzt nach drei Monaten Feldlebens wie ein kleines Charlottenburg erschien. Eine Stube in einer Wellblechbaracke ward als Quartier zugewiesen — eine wirkliche Stube mit einer Decke, vier Wänden und unzerschlagenen Fenstern! Sogar ein Feldbett, ein Tisch und ein Stuhl standen darin — unerhörter Überfluß! Dazu viele Feldpost, die hier wartete!

19. Der Dienst in den Etappen und Lazaretten der Bahnlinie.

Die folgenden Wochen stellten eine doppelte Aufgabe. Erstens und hauptsächlich galt es, mit sparsamster Ausnutzung der vor dem Weitermarsch vergönnten Frist die Lazarette in Okahandja, Karibib, Abbabis, sowie in Windhuk je nach Bedarf länger oder kürzer zu bedienen und zugleich für die Truppen der genannten Etappenorte Gottesdienste zu ermöglichen; nebenher mußte zweitens auch vom Feldprediger allerlei Zurüstung für den neuen, vermutlich weit schwierigeren Kriegszug zum Süden der Kolonie getroffen werden.

Meine persönliche Feldausrüstung lag in Okahandja wohlverwahrt bei Wecke und Voigts, und der erforderliche Bedarf brauchte nur den Beständen entnommen zu werden. Aber vor allem waren zwei frische, leistungsfähige Pferde nötig; mit klebenden, wenig gerittenen Gäulen konnte man nicht in den Hottentottenkampf. Nur mein Afrikaner war in vortrefflicher Verfassung aus dem Sandfelde zurückgekehrt. Die Pferdebestände waren jedoch damals so sehr gelichtet und ausgesucht, daß brauchbare Ersatzpferde allerseits als kostbarste Schätze begehrt wurden. Schließlich bewilligte mir Exz. v. Trotha einen guten Schimmel aus dem Kraal des Hauptquartiers, und ein flinkes Burschenpferd konnte die Etappe Windhuk abgeben.

Die Erfahrungen des Hererokrieges hatten außerdem bewiesen, daß dem Feldgeistlichen in Südwestafrika für sein Gepäck mit einem Packpferde nicht genügend gedient ist. Gar leicht

wurden die wenig leistungsfähigen Tiere vom Packsattel gedrückt — und wie vermochte ein Tragtier Proviant für 3 Mann auf längere Zeit, dazu möglichst langreichenden Hafer, ferner Wäsche und die allernötigsten gottesdienstlichen Geräte in schnellem Tempo fortzuschaffen, auch wenn nur das Allerdringendste mitgeführt und unsere Packtaschen bis zur zulässigen Grenze ausgenutzt wurden? Den handlichen Amtskoffer übernahm wohl ein Kompagniewagen oder eine Kolonne, aber selbst diese langsamere und nicht immer sichere Transportmöglichkeit versagte, sobald ein schnelles Hinüberwechseln von einer Abteilung zur nächsten erforderlich ward. Bei der Meldung im Etappenkommando Okahandja beantragte ich deswegen alsbald eine kleine, zweiräderige Karre, die auch sofort bewilligt und in Arbeit gegeben wurde. Auf solcher Karre ließen sich der Amtskoffer, ein kleiner Wäschekoffer, ein anderer für meine Begleitung, dazu Hafer und Proviant, auch einige Bücher und Schriften für Truppen und Lazarette bequem verstauen. An Gefechtstagen konnte die Karre überdies Verwundeten erwünschte Dienste leisten. Mit 6, später mit 8 Mauleseln bespannt, vermochte sie einer schnellmarschierenden Truppe meist im gleichen Tempo zu folgen. Ein geübter, umsichtiger Fahrer wurde in einem Gefreiten Führen gestellt, der schon mehrere Jahre bei der Schutztruppe stand. Schließlich mußte noch ein Bergdamara als Eselpfleger zur Unterstützung beigesellt werden. Der Unteroffizier erhielt die Aufsicht und die Verantwortung für alles, für 3 Köpfe sowie für Pferde, Karre und Maulesel. Der in Otjosondu erkrankte Bursche stellte sich noch zu rechter Zeit wieder ein.

Auch diese äußeren Dinge wollten erwogen und sorgsam geordnet sein.

Zur Ausübung der Amtspflichten an der ganzen Bahnlinie durfte keine Zeit verloren gehen. Daher waren die nächsten Wochen von langen Bahnfahrten, vielen Lazarettbesuchen, Gottesdiensten, Begräbnissen, Biwaksabenden völlig beansprucht.

Kurze Einzelskizzen werden von dieser Zeit ein anschaulicheres, farbenreicheres Bild geben, als ein zusammenziehender, trockener Bericht.

Sonntag, den 30. Oktober. Okahandja. Seit dem 26. d. M. täglich zum Lazarett, in dessen Baracken gegen 120 Kranke sind, Stabsarzt Dr. Althans ist Chefarzt. Mehrere

Schwestern vom roten Kreuz, die treu ihren stillen Dienst tun. In den Baracken der Bettlägerigen kurze Andachten, für die Leichterkranken Bibelstunde in einer wenig belegten Baracke. Sofort am ersten Tage ein Begräbnis, doch keine große Sterblichkeit.

Heute 5 N. am Fuße des Kaiser-Wilhelmsberges, doch noch diesseits des Flußbettes Gottesdienst, hier seit langer Zeit der erste. Mit Rücksicht auf den leicht eintönigen, mühevollen Etappendienst, sowie für die von neuem beginnenden, unabsehbaren Kriegspflichten war das Schriftwort gewählt (Luc. 9, 62): „Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes". Unser Kirchplatz mit seiner ganzen Umgebung, jeder Blick auf den am 27. Januar heißumstrittenen Berg und auf die Verwüstung der Häuser erinnerte sofort an Okahandjas schwere und seine großen Tage.

31. Oktober. Zu allen Baracken des Lazaretts; 5 N. Bibelstunde im Lazarett; 6 30 N. Biwaksabend für die Etappe unter Mitwirkung von Oberleutnant v. Bülow, der als klassischer Zeuge von Okahandjas Sturmtagen erzählte.

2. November. 8 V. Begräbnis; sodann zum Lazarett; 1 30 Mitt. Bahnfahrt nach Karibib. Zwei Pioniere bei den Stationen stellen sich als Bekannte aus der Berliner Amtszeit heraus.

3. November. Karibib. Im Lazarett (Chefarzt ist Stabsarzt Dr. Kuhn) gegen 80 Kranke, unter ihnen Kämpfer vom Waterberg mit schweren Schußverletzungen. Einer ist schwer am Kopfe verwundet, einem anderen ein Auge weggeschossen; ferner Hand- und Beinschüsse. Wie gerne bliebe ich acht Tage lang unter ihnen. Doch drängende Pflichten rufen weiter. Um 3 N. Bibelstunde in der äußeren Station; 4 N. Bibelstunde auf der Typhusstation; 6 N. Gottesdienst für die Etappe Karibib.

Des Abends aß ich im Lazarett mit einem Stabsarzt, der ein Bekannter von Nagasaki und vom Lazarettschiff Wittekind her war.

4. November. Abbabis. 6 V. Fahrt zum Genesungsheim Abbabis (Chefarzt ist Oberarzt Dr. Jothka). Hier etwa 30 Leichtkranke oder nur Erholungsbedürftige.

9 30 V. Gottesdienst; darauf Besuch in den Baracken. Wiedersehen mit manchem Bekannten aus dem Hererokriege.

Abbabis liegt still unter dem Schutze hoher Berge, die guten Marmor enthalten. Die „Dolomiten von Abbabis“ sind bis auf zerstreute Aloen und einigen Graswuchs kahle Felsberge. Zur Erholung muß diese friedliche Stätte aber vortrefflich sein. Auch hier, wie in Karibib pflegende Schwestern vom roten Kreuz. Die Pontocks der Eingeborenen in der Nähe sind abstoßend häßlich; mit Blechstücken und mancherlei Kulturfetzen ausgestattet, stechen sie gegen die Feld-Pontocks peinlich ab. Um 3 N. mit dem Zuge nach Karibib zurück. Es blieb noch Zeit, den evangelischen Missionar Elgers aufzusuchen, der mit dafür gesorgt hat, seine Bergdamara-Gemeinde auf deutscher Seite festzuhalten. Er erfreut sich des besten Vertrauens bei der Etappe und besucht auch unsere kranken Soldaten. Von ärztlicher Seite wurde seine schwierige Tätigkeit in seinem Eingeborenen-Hospital mit wärmstem Lobe anerkannt. Er führte mich auf den Friedhof, wo ich die Gräber einiger in den Januartagen getöteter Soldaten zu sehen begehrte, und darauf durch die Werft seiner Bergdamaras. Die Behausung des Werftältesten bestand aus drei ineinandergefügten Pontocks und enthielt gesonderte Räume zur Tageswohnung, zum Schlafzimmer und für das junge Volk; alles reinlich und kühl.

Sonnabend, den 5. November. Um 6 V. nach Okahandja zurück, das nach zwölfstündiger Bahnfahrt (oben auf heißen Wagenplanen) erreicht wurde. Nach dem Morgenkaffee wenigstens etwas Brot für die Fahrt. Morgen 5 N. Gottesdienst für die Etappe.

14. November. Die letzten für den Süden bestimmten Truppen, eine Kompagnie und eine Batterie rüsten noch für ihren Marsch. Die Zwischenzeit dehnt sich länger, als es den Anschein hatte.

Daher nutze ich die Frist für den Etappendienst und die Lazarette. In Okahandja und Windhuk ist der gefährlichste Krankheitsstand; diesen beiden Orten gehört also meine letzte Zeit.

Seit einer Woche wohne ich im Besuchszimmer bei Wecke und Voigts wie ein Prinz. Die freundliche Einladung in dies kühle, stille, gemütliche Zimmer kommt der inneren wie äußeren Sammlung sehr erwünscht.

In wenigen Tagen ist endlich meine Karre fertig; dann über Windhuk zu den Südtruppen.

Hier tägliche Lazarettbesuche, mehrfache Andachten in den

Baracken der Schwerkranken und Bibelstunden für die schon Genesenden. Auch Begräbnisse waren mehrfach nötig.

Vorgestern traf ich meinen Buren von Okauta wieder, der bei meinem Irrelaufen im Busche mit auf die Suche geritten war; endlich konnte er sein „Präsent" erhalten.

Gestern Feldgottesdienst, der dritte meines Hierseins in Okahandja (über Matth. 16, 24—25).

In diesen Tagen lernte ich den hiesigen alten Missionar Diehl und sein schlichtes, aber geräumiges und kühles Haus neben seiner Kirche kennen, die seit langem als Revierstube und Lazarettraum mitbenutzt wird. Seine Frau und ein aus Deutschland brustkrank herübergekommener Sohn sind bei ihm. Was ist diesem in schlichter Treue grau und müde gewordenen Manne alles nachgesagt worden, als der Aufstand sich unvermutet entlud! Er sollte verräterisch gegen seine Landsleute den Herero Nachrichten signalisiert haben u. dgl. Jetzt verstummen diese Anklagen der Leidenschaft, und mir haben gerade die Sachkundigsten unter Offizieren und Angesessenen versichert, an jenen Beschuldigungen sei kein wahres Wort. Man hat diesem alten Missionar viel abzubitten, der durch böse und gute Gerüchte unbeirrt seinen stillen Weg fortgegangen ist.

Heute vormittag nahm mich Major v. Redern, der Etappenkommandeur, auf seinem Wagen mit nach Okakango, wo wir ein Pferd für mich auswählten. Der neue Schimmel geht gut. Wenn er nur auf den Märschen fern von der Futterstelle Okakango sich in dieser Verfassung hält.

Um 6[30] N. ist heute noch Biwaksabend, an dem Leutnant Hugenin helfen will. Er wird von den Kämpfen und Entbehrungen des Marine-Expeditionskorps erzählen.

19. November. Windhuk. Am Bußtage (16. Nov.) Gottesdienst mit Abendmahlsfeier im Lazarett Okahandja.

Heute in Windhuk eingetroffen. Etwas eben angelangte Feldpost konnte noch mitgenommen und — wie stets — mehrmals gelesen werden. Auch eine kleine Kiste mit Liebesgaben für unsern Marsch in den Süden empfangen (Bier, Wein, Schokolade, Zigarren, Tabak); dabei ein Geleitsbrief einer deutschen Knabenschule, die Dank und Antwort aus dem Felde haben soll. Meldung beim Hauptquartier; morgen am Totensonntage Feldgottesdienst vor der Feste.

Sonntag, den 20. November Windhuk.

8 V. Feldgottesdienst (Hauptquartier, Etappe, 5. Komp. 2. Rgts., Halbbatt. Stuhlmann, Telegraphen-Abteilung; auch die Behörden und Bewohner Windhuks vertreten). In diesem Jahre des blutigen Aufstands und eines andauernden Krieges ein ernster Totensonntag. Evang. Joh. 8, 51 war unser Gotteswort.

Darnach in beide Lazarette zu den vielen, großenteils schwerkranken Kameraden.

5 N. ein Begräbnis — abends beim Hauptquartier.

Freitag, den 25. November Windhuk. Die Tage enteilen im Fluge. In dem weitläufig gebauten Windhuk kosten die Entfernungen viele Zeit.

Trotz der staubigen, noch ungepflasterten Straßen überrascht Windhuk durch seinen städtischen Eindruck, seine bergumkränzte, schöne Lage und üppige Fruchtbarkeit. Die Stadt Windhuk selber wie die nahe Siedelung Klein-Windhuk hat den großen Vorzug reicher Wasserschätze. Die heißen Quellen strömen in reicher Fülle hervor, und an kühlen Wasseradern fehlt es ebensowenig. Der Truppengarten, die Anlagen am Denkmal, der Gouverneursgarten oder die Gärten und Weinberge Klein-Windhuks zeigen das fruchtbarste Gedeihen. Palmen, Wein, Maulbeeren, Bananen, allerlei Gemüse sind kräftig entwickelt.

Den deutschen evangelischen Pastor Anz, den leider noch einzigen des Schutzgebietes, suchte ich bald auf. Er hat unserer Schutztruppe durch manchen Gottesdienst und, wo er sonst vermochte, gedient. Eine evangelische Kirche besitzen die Deutschen Windhuks seltsamerweise noch nicht. Hier stehen nur zwei Missionskirchen, eine evangelische und eine katholische, beide recht ansehnlich. Doch soll die fehlende deutsche Kirche bald gebaut werden. Endlich!

Täglich zu den Lazaretten (Chefarzt ist Oberstabsarzt Dr. Berg); zumal im nächstgelegenen Typhuslazarett sieht's ernst aus. Hier so manche Gefährten vom Herero-Feldzuge, auch einige Offiziere, doch diese nur leichter erkrankt. Unter den Typhuskranken treffe ich einige, mit denen ich bei der Abteilung Deimling täglich zusammen marschiert war, auch den alten Ostasiaten, der sich bei Kalgan ausgezeichnet hatte, den besten Schützen des Regimentsstabes, unseren Unteroffizier R., der in schwierigem Gelände selbst den Ortssinn der Eingeborenen noch übertraf; er ist vom Typhus sehr mitgenommen, aber bereits

ohne sonderliche Gefahr. Der mir wohlbekannte Reiter H. ist um so kränker. So geht man tagtäglich durch die Stuben und Säle die langen Reihen hindurch.

Am 21. war ich des Abends bei Oberst Leutwein, am 22. zu dessen Abschiedsfeier, bei der Exz. v. Trotha, Regierungsrat Tecklenburg, zwei alte Offiziere und der scheidende Gouverneur selber sprachen; es war eine eindrucksvolle Feier.

Da ich auf Einladung des deutschen Lehrers Rave ins Schulhaus übergesiedelt bin, bot sich die Gelegenheit, die Schule kennen zu lernen, auch dem Unterrichte mit dem doppelten Interesse beizuwohnen, das ein ehemaliger Lehrer an dem Schulwesen und an dem Jung-Deutschland unserer Kolonie hegen muß. Wie frisch sangen die Kinder: O Deutschland, hoch in Ehren u. a.! Es waren etwa 40 fast durchweg evangelische Kinder. Die Schule ist in erfreulichem Maße mit guten, neueren Lehrmitteln ausgestattet.

Der Lehrer übergab mir eine Reihe vortrefflicher Schriften für unsere Soldaten.

Mit den beiden Missionaren Wandres (für Nama-Mission) und Meyer (für Herero-Mission) stille, ernste Unterredungen über Herero und Hottentotten.

Morgen 4 [30] V. Abmarsch mit dem Stabe der Kolonnenabteilung Riese, zunächst bis Rehoboth. Vom Chef des Stabes heute die erforderlichen Weisungen erbeten.

20. Von Windhuk über Rehoboth und Kub in Oberst Deimlings Lager.

Die wenig über 80 km betragende Strecke Windhuk-Rehoboth war nicht gefährdet; die Gefahrzone begann erst südlicher, etwa bei Kub. Vier Tage vor unserem Abmarsche hatte Hendrik Witbooi einen Angriff auf den wichtigen Platz gewagt, der nur von der 2. Kompagnie (Ritter) und zwei Gebirgsgeschützen gedeckt war. Es hatte ihm sicher vor allem an den Proviantschätzen in Kub gelegen, das zur Verpflegungsgrundlage für die Südtruppen ausersehen war. Stundenlang hatte die kampfgeübte Kompagnie und das kleine Kaliber der Gebirgsgeschütze die Übermacht Hendriks in ernstem Ringen zurückgehalten, als Oberst Deimling zur günstigsten Stunde mit der Spitze seiner

Truppen eintraf und durch die 4. Kompagnie (Richard) sofort den Kampf entschied. Mit dieser letzten Nachricht marschierten wir aus Windhuk ab.

An Major Riese und den Stab seiner Kolonnenabteilung konnte ich mich bis Rehoboth anschließen. Über Aris und Kransneus erreichten wir es in 2 starken Tagesritten. Durch das wilde, hohe Auas-Bergland führte der Ritt in eine weite, ebenere Steppe. Es waren noch friedliche Tage idyllischen Feldlebens. Wasserstellen boten Stunden der Rast, und unter schattigen Bäumen mundeten die Perlhühner oder Tauben, mit denen sich unsere Konserven-Kost hier auffrischen ließ. Die in Windhuk noch in letzter Stunde erstandene und teuer verzollte Schrotflinte bewährte sich. Die Pferde und Maulesel standen während unserer Rast in reichlicher Weide und suchten sich den sehr nötigen Nachtisch zu ihren 2 Pfund Hafer, die wir als Tagesration gewähren konnten. Nach einigen Stunden, wenn die Hitze abnahm, brachen wir dann wieder auf.

Erst bei vorgeschrittener Dunkelheit waren wir in Rehoboth. Bei Missionar Blecher, dem jüngeren Gefährten des Missionsveteranen Heidmann, stand ein freundliches Quartier bereit, für lange Monate mein letztes Obdach.

Den ersten Advent (27. Nov.) hatten wir auf dem Marsche verbringen müssen. Daheim sangen die Gemeinden: „Wie soll ich dich empfangen?“ — und uns war auf dem Vormarsche gegen den Feind keine Feier möglich. Die Hoffnung mußte trösten, in Rehoboth diesen Festtag nachfeiern zu können. Traf doch uns alle der Adventsruf im Innern: „Wachet und betet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird“.

In Rehoboth ward sofort am nächsten Morgen dieser Gottesdienst nebst einer Feier des heiligen Abendmahls für die Frühe des folgenden Tages verabredet. Der Bataillonsstab Meister, die 5. Komp. 2. Rgts., die Halbbatterie Stuhlmann und die kleine Etappenbesatzung nahmen teil. In der Missionskirche durften wir diese Stärkung für den bevorstehenden blutigen Ernst suchen. Schon der biblische Name Rehoboth weckte christliche Gedanken. Der Stamm dieser Bastards war ehedem aus der Kapkolonie, der feindlichen Bedrängungen müde, unter Führung seines noch unter ihm wirkenden evangelischen Missionars Heidmann hierher gezogen, um eine Stätte ruhiger Freiheit zu gründen und hatte seine Pflanzstadt nach alttestamentlichem Vor-

bilde (1. Mose 26, 22) Rehoboth genannt. Wir begehrten bei dieser Feier, die für manche die letzte auf Erden sein konnte, ein Rehoboth in tieferem Sinne: Ruhe für die Seelen, Erquickung vor unseres Herrn Angesicht und die Freiheit wie den Frieden, wie er sie allein verleiht. Christi Ruf Matth. 11, 28—30 war unser Adventswort.

Als eine Äußerlichkeit, die für die südwestafrikanischen Schwierigkeiten bezeichnend ist, sei erwähnt, daß schon hier in der Bastards-Etappe die Beschaffung des Abendmahlsweins schwierig war; das Proviantamt vermochte ihn in diesen Tagen nicht zu liefern.

Rehoboth liegt zwischen mittelhohen Bergen, die es in näherem oder fernerem Abstande einschließen. Das Gelände zeigt bei weitem nicht den reichen Baumbestand wie Owiumbo oder Okahandja oder Windhuk, doch fehlt es weder an Grasweide noch an grünen Bäumen.

Als die brütende Hitze durch erfrischenden Regen gedämpft war, einen Vorboten der sich nähernden Regenzeit, übten auch diese Gegend und dieses Klima ihren eigentümlichen Reiz aus.

Die Lehmhäuser der Bastards erinnern etwa an minderwertige Tagelöhnerkaten, wie sie einem noch in abgelegenen heimischen Dörfern begegnen. Die Hauptsache ist, daß sie Schatten und Raum bieten.

Die bräunlich-gelben Bastards, deren Stamm viel Burenblut hat, sind meist große, schlanke Gestalten. Sie erwecken den Eindruck bildungsfähiger Halbeuropäer, die den Spürsinn und das Auge eines Naturvolkes bewahrt haben. Der Stamm ist durch die rheinische Mission durchweg christianisiert worden. Bei unseren Gottesdiensten und Biwaksabenden im Nordfeldzuge war die Bastards-Abteilung stets mitangetreten, und wir ließen sie an passender Stelle eins ihrer altholländischen Kirchenlieder unserer Feier einfügen, um den treu an unserer Seite Kämpfenden auch Kameradschaft vor Gottes Angesicht zu beweisen. An ihrem Führer und Bezirkshauptmann, dem Oberleutnant Böttlin, hingen sie mit großem, persönlichem Vertrauen.

Die Feldabteilung der Bastards war nach Beendigung des Hererokrieges nach Rehoboth entlassen, und wir sahen die Kriegsgefährten vom Norden nun in ihrer Heimat Rehoboth in bürgerlicher Kleidung wieder. An den freundlichen Gesichtern

oder den stramm militärischen Grüßen gaben sie sich sofort zu erkennen; manche traten freudig heran.

Mir blieb noch Zeit zu kurzem Besuche der Missionsschule, die im Kirchengebäude gehalten wird. Der Unterricht wurde in deutscher Sprache erteilt, soweit ich zuhören konnte.

Im Hause des Bezirkshauptmanns — einer ansehnlichen, der Stellung würdigen Dienstwohnung — erfuhren wir bereits von eingelaufenen Befehlen, die zur Eile drängten. Bis Tsumis blieben die 5. Kompagnie und die Halbbatterie noch beisammen, dann sollte diese über Oas nach Hoachanas abbiegen und mit der 7. Komp. 2. Rgts. die Abteilung v. Krüger bilden.

Vor dem Abrücken ließ sich noch eine Stunde der Gemeinschaft und der Aussprache mit den beiden Bastards-Missionaren ausfindig machen. Der siebzigjährige, noch geistesfrische Heidman mußte von Hendrik Witbooi und seinem Volke erzählen, wozu er der beste Gewährsmann ist. Kennt er doch Hendrik und dessen Vater seit Jahrzehnten, und sind doch in früheren Jahren viele der wichtigsten Verhandlungen von Moses Witbooi (dem Vater Hendriks) und von Hendrik selbst mit anderen Volksstämmen durch seine Vermittlung geführt worden. Er äußerte, Hendrik sei von Anfang an ein unberechenbarer Schwärmer gewesen, dem er nie getraut hätte.

Am 30. November rückten wir 5 N. ab. Am 1. Dezember in Tsumis eingetroffen, erhielten wir von dem dort unser bereits harrenden Hauptmann v. Krüger Nachrichten, die den Marsch der Truppe noch mehr beschleunigten. Unsere Tiere waren nur gerade mit großer Mühe an einer tiefen, abschüssigen Wasserstelle getränkt worden, in die sie einzeln hineingetrieben werden mußten, und wir selber hatten noch schnell abkochen können, als um 3 N. bei reichlicher Tageshitze die 5. Kompagnie, der ich mich anschloß, ihren Eilmarsch begann. Leutnant v. Bockelberg führte sie seit der kürzlichen Erkrankung des Hauptmanns als ältester Leutnant. Es kam darauf an, die Truppe rechtzeitig dem Obersten zuzuführen, der zum Angriff entschlossen war. In planmäßiger Abwechselung wurde getrabt, dann abgesessen geführt, dann wieder getrabt und geführt. Nach gut sechsstündigem Vorwärtseilen bezogen wir kurzes Biwak. Wer keine Wache hatte, konnte bis 2 Uhr ruhen. Um 3 V. weiter! Wieder abwechselnd getrabt und geführt. Nur einigemal ein kurzer Aufenthalt, um die Pferde verschnaufen und weiden zu

lassen. So kommen wir noch am frühen Vormittag nach der Etappe Kub am Fischfluß. Die letzte Stunde war ich mit Leutnant v. Bockelberg bis Kub vorgeritten, um früher beim dortigen Lazarett einzutreffen.

Die Anzahl der Kranken war nicht erheblich. Es waren vornehmlich die Verwundeten vom kürzlichen Gefecht, als Hendrik die Etappe und das Proviantamt hatte überrumpeln wollen. Sieben frische Gräber lagen in der Nähe der wenigen Burenhäuser als stumme Zeugen jenes 22. Novembers.

Zu meinem peinlichen Bedauern mußte ich in Kub meinen Unteroffizier wegen hohen Malaria-Fiebers im Lazarett zurücklassen — gerade zur allerunpassendsten Zeit.

Am Spätabend setzten wir den Marsch fort, leider ohne den ersehnten Hafer bei der Etappe gefunden zu haben. Auf meiner Karre hüteten wir noch einen geringen, bedachtsam ersparten Vorrat, allein wie wenig war dieser für drei Pferde und sechs Maulesel!

Müde Tiere, müde Reiter! Der Weg ist erst sandig, dann durch Steingeröll erschwert. Bald gingen wir zur Ruhe über; die Pferde grasten innerhalb des weiten Kreises, den die biwakierende Truppe einschloß. Um 3 Vorm. aus den Decken, um 4 Vorm. zum Abmarsch fertig. Anfangs marschierten wir zu Fuß und führten. Nach einigen Stunden lag Narib vor uns mit zwei zerstörten Farmgebäuden, eines auf einem beherrschenden Hügel, das andere unweit davon in der Ebene. Hier wurde gerastet. Der einstige Bewohner, der Bur Jacobus Coetzee, ist auf einem Wagentreck bei Jakalsfontein ermordet worden. Vom Farmhügel späht das Auge über eine weite, graugelbe Fläche, aus der sich grüne Baumlinien scharf abheben. Sie bezeichnen das Bett des Fischflusses, der hier wie schon in Kub zwar seichtes, aber doch klares und stetiges Wasser hat. Wenn das Gelände nur nicht so steinig sein wollte! Hier ist schlecht zu reiten und zu laufen. Fortan mag das Wort zutreffen: „Viel Steine gab's und wenig Brot!" Das gelbe Weidegras ist aber zum Glück reichlich vorhanden.

Nach der stärksten Hitze zogen wir vorwärts! Am 4. Dezember trafen wir am frühen Vormittag zu Dabib im Lager des Obersten Deimling ein. Es war Sonntag, der zweite Advent, für uns der Tag eines heftigen Gefechtes.

In Dabib vereinigte der Oberst um sich 3 Kompagnien

von mäßiger Stärke, 2 Batterien und die Telegraphen-Abteilung. Es waren die 2. Komp. 1. Rgts. (die alte Kompagnie Franke, von Oberlt. Ritter geführt), die 4. Komp. 2. Rgts. (Hauptmann Richard), die 5. Komp. 2. Rgts. (Leutnant v. Bockelberg); ferner die Gebirgsbatterie (Hauptmann v. Kleist), die 5. Batterie (Hauptmann Stahl) und die Telegraphenabteilung unter Leutnant Luther.

Im Lager schlug uns eine ernste, entschlossene Stimmung entgegen. Den Tag zuvor waren die Trümmer der Patrouille v. d. Marwitz zurückgekommen; sie hatte bis an den Höhenrand von Rietmond vorgefühlt und wertvolle Meldungen gesandt, war dann jedoch entdeckt und umstellt worden. Leutn. v. d. Marwitz und mehrere Reiter waren gefallen; Leutnant v. Auer, der schon am Waterberg seine Heliographisten auf eine Felshöhe inmitten der Herero gebracht und nun den Todesritt dieser Patrouille gemeinsam mit Marwitz ausgeführt hatte, lag schwergetroffen in den jämmerlichen Überresten der Farm Dabib. Ein Bur aus Kub, ihr freiwilliger Gefährte, litt neben ihm; beide Oberschenkel waren ihm von Kugeln verschiedenen Kalibers durchschossen. Ein dritter war seiner hoffnungslosen Verwundung erlegen und eben unter einer Baumgruppe bestattet worden.

Das Schicksal einer zweiten und dritten Patrouille erregte im Lager neue Sorgen. Beide waren ausgesandt, um die bei Lidfontein liegende siebente Komp. (Oberlt. Grüner) zur Mitwirkung am Gefechte zu beordern, aber seit länger als einem Tage wie verschollen. Oberleutnant Ahrens wurde schon am Tage vorher vergebens zurückerwartet, und ebensowenig wußte man von der Patrouille des Leutnants Roßbach. Am Morgen des 4. Dezembers, kurz vor unserem Eintreffen, war aber ein lebhaftes Feuer in einiger Entfernung vom Lager gehört worden, das wieder erstarb, ehe ein nach jener Richtung entsandter Zug Hilfe zu bringen vermochte. Es war, wie später bekannt wurde, das letzte Gefecht der Patrouille Roßbach gewesen, aus dem nur wenige entkamen.

Der Oberst, bei dem wir Eingetroffenen uns meldeten, erklärte alsbald den zusammengerufenen Offizieren, daß er auch ohne Mitwirkung der Abteilung v. Krüger angreifen und des Mittags um 1³⁰ Uhr marschieren werde.

21. Der Kampf bei Naris und die Einnahme Rietmonds.

Bis zum Vormarsche blieben noch drei kurze Stunden, die zum Tränken und Füttern, zum Abkochen und zur Rast auszunutzen waren. Dazu ein stiller Appell des inneren Menschen vor Gott; dann ist alles bereit.

Die Truppen des Lagers waren mir vom Nordfeldzuge her in der Mehrzahl bekannt, und daß wir innerlich einander nicht fremd waren, sah und hörte ich auf der Stelle.

Bei der 2. Kompagnie, die unter den breitästigen Akazien eines trockenen Nebenriviers lagerte, fand sich noch ein schattiger Platz. Seit den Märschen der Abteilung Estorff waren wir uns nicht mehr begegnet, und kurz wurden nun die Erlebnisse der Zwischenzeit ergänzt. Von dem schweren Gefechte bei Kub (22. November) sprang das hastige Gespräch auf die Patrouille Marwitz über, von der einer der Überlebenden unter uns saß.

Die Stimmung war ein kampfesfroher, nüchterner Ernst. „Wenn sie nur nicht auskneifen!" hörte man mehrfach. Doch wußte jeder, daß die Witboois in ihrer klippenreichen Heimat keine verächtlichen Gegner sind. Einige trugen einem guten Kameraden abseits oder leise noch Aufträge und Grüße an die Heimat auf, falls das Todeslos sie träfe.

In der heißesten Mittagshitze (1 [30] N.) mußte der Vormarsch angetreten werden. Als Marschordnung war befohlen, daß die 2. Komp. die Spitze bilden und bei dem Haupttrupp die beiden Batterien zwischen der 4. und 5. Kompagnie marschieren sollten.

Im Schritt vorwärts! Afrikas Dezembersonne brennt sengend auf die Scheitel. Doch darauf achtet heute niemand. Der schmale Pfad läßt nur für zwei Reiter nebeneinander Raum. Er führt über ein weites, mit Steingeröll übersäetes Steppengelände, auf dem mannshohes, auch höheres Buschwerk regellos zerstreut steht. Wo ein trockener Wasserlauf die Steppe durchquert, sind die Buschbestände sofort dichter und gefährlicher. Um so schärfer lugt dann die meist schweigende Truppe nach beiden Seiten.

Oberst Deimling reitet mit seinem Stabe an der Spitze des Haupttrupps. Zwei Buren aus Kub, die er als Ortskundige mitgenommen hat, und ein eingezogener Regierungsbeamter, den

frühere Reisen nach Rietmond geführt haben, müssen oft die Fragen des Führers über die Gestaltung des Geländes beantworten. Wir kommen bereits der Wasserstelle Naris näher, die hinter den Höhenrücken und Bergkuppen vor uns in der Tiefe eingebettet sein soll. Klippige Seitenschluchten mehren sich, überragende Höhen treten hervor. Das richtige Hottentottengelände! Wie genau mußte es jeder Witbooi kennen! Hier hatten sie, wie ein verwundeter Unteroffizier nachher treffend äußerte, ein ihnen so vertrautes Kampfgelände, als ob wir daheim unseren eigenen Exerzierplatz zu halten hätten. In diesem steinigen, schluchtenreichen Hügellande Rietmond zu verteidigen, erklärten nachher der Oberst wie alle Offiziere für die bestmögliche Maßnahme des Gegners.

Schon fallen — es ist 3 N. — die ersten Schüsse; die Spitze erhält Feuer von den klippenreichen Höhen. Die Gebirgsbatterie greift ein. Bald jagt sie weiter vor. Die 4. Kompagnie wird rechts auf den Höhenrücken angesetzt, von dem ihr heftiges Feuer entgegenprasselt. Plötzlich flüchtige Staubwolken auf der linken Seite! Die Witboois versuchen ihre beliebten Umfassungen. Die 5. Kompagnie wird ihnen entgegengeworfen. Bald erscheint derselbe Feind auf der rechten Seite und bedroht die in hartem Kampfe liegende 4. Kompagnie, der sofort die 5. Kompagnie Hilfe bringt.

Der Oberst, der von einer Anhöhe das Gefecht leitet, schickt nun auch den ersten Zug der 5. Batterie vor (Leutnant Overbeck). Ein Treffer fährt in die Klippen; die Witboois lassen ihre Toten und laufen einer rückwärts liegenden Stellung zu, während die von der verlassenen Höhe bislang stark beschossene 4. Kompagnie den Erfolg mit freudigem: „Bravo! Hurra!" begleitet. Wir gewinnen Raum und rücken vor.

Der Feind hält sich zähe hinter seinen schützenden Klippen, aber nach zwei- bis dreistündigem Gefechte ist die Wasserstelle Naris und, wie sich bald zeigen sollte, zugleich Hendriks Hauptsitz Rietmond erobert. Es war das erste Mal, daß Hendrik mit einem „Grootrohr", mit unseren Feldgeschützen Bekanntschaft machte. Seine Umgehungsversuche hatten so wenig gefruchtet, wie die kleinen Kriegslisten seiner Witboois, die z. B. ihren Hut recht sichtbar an eine Stelle legten, von der sie sich selber in gehöriger Entfernung hielten, oder einer mannsgroßen

Aloe einen Witbooi-Hut aufstülpten, um das deutsche Feuer an solche ungefährlichen Stellen abzulenken.

Der Sieg kostete uns 3 Tote und 7 Verwundete, eine im Vergleich zur Dauer und Heftigkeit des Gefechtes geringe Zahl; aber welches Gewicht erlangen selbst diese kleinen Zahlen, wenn wir der Angehörigen unserer Gefallenen gedenken. Ein vor kurzem mit einer Ersatzkompagnie angekommener Sergeant fiel sofort beim ersten Vorreiten; er hatte einem Freunde vorher seine Aufträge für alle Fälle gesagt. Ein anderer ist schwer in die Brust getroffen und bestellt, von den Kameraden auf seine Bitte auf den Rücken gelegt, in stiller Fassung seine letzten Grüße und befiehlt sich seinem Gott. (Unsere Gefallenen sind: Sergeant Adolf Voigt, 5. Komp., Serg. Karl Litt, 4. Komp., starb am 5. Dez., Reiter Wilhelm Müller, 4. Komp.)

Als die Truppe mit allen Sicherungen sich zum Tränken der schmachtenden Tiere anschickte, traf plötzlich die mit so banger Sorge vermißte Patrouille des Oberlt. Ahrens ein. Das Gefecht hatte ihr die Richtung gewiesen. Kehrten von neun auch nur der Führer mit 2 Mann zurück, so wurden doch diese Geretteten mit stürmischer Freude begrüßt.

Das Biwak der folgenden Nacht erforderte größte Vorsicht. Lagerten wir doch in einem uns so gut wie unbekannten Gelände, von dem der indianerartige Feind jede Falte und jeden Hügel kannte. Auf der weiten Hochfläche vorwärts vor Naris wurde der Biwaksplatz bestimmt. Die Nacht sank schon hernieder, als das mühsame Tränken beendet war und an ein wenig Ruhe gedacht werden konnte. In einem großen Viereck lagen die Truppen zusammen; die Tiere innerhalb desselben, die Mannschaften vor ihren Pferden, um diese gegen jeden Angriff zu sichern; vor den Kompagnien und Batterien noch wieder Seitensicherungen. Lagerfeuer wie Abkochen blieben natürlich untersagt. Es konnte eine kritische Nacht werden. Wenn der Feind heranschlich, vermochte er mit seinen nächtlichen Schüssen Aufregung und Unheil genug anzurichten.

Um ein versehentliches Beschießen der Posten oder der Truppe untereinander zu verhüten, war befohlen, auf herumschleichende Feinde nicht zu schießen, sondern mit dem Bajonett loszugehen.

Der Oberst rief mich in die Nähe seines Biwaksplatzes, wo ich schweigend Zeuge der Erwägungen und Befehle sein durfte,

die für die Möglichkeiten solcher Nacht schnell und klar zu durchdenken waren. Staunend ward man inne, welche Spannkraft des Geistes wie des Körpers, welche Geistes- und Charakterkräfte der Truppenführer bedarf. Schon während des Gefechtes hatte der Truppe, wie man vielfach freudig rühmen hörte, die ruhige Überlegenheit der Führung das Bewußtsein der Sicherheit und die Gewißheit des Erfolges gegeben.

Alarmschüsse blieben nicht aus, erwiesen sich jedoch als belanglos. Den nächsten Morgen sollte um 4 V. bei beginnender Tagesdämmerung alles gefechtsbereit sein. Schlaf war wohl nur wenigen in solcher „geruhsamen" Nacht in die Augenlider gekommen.

Um 4 V. wurde unmittelbar vor dem Abrücken noch Kaffee gekocht; eine neue Anstrengung, vielleicht ein neuer Kampf stand bevor. Wir brachen gegen Rietmond auf. Die Marschordnung blieb die gestrige, nur daß die 4. Komp. statt der zweiten die Spitze übernahm.

Anfangs zogen wir über eine fast ebene Fläche, die nur zuweilen dichteren Strauch- und Baumwuchs aufwies, dann durch ein Hügelgelände von mäßiger Höhe. Zur Rechten wird auf einer langen, dammartigen Erhöhung ein Reiter sichtbar, der schnell hinter seinen Wall zurücktaucht — ein Späher Hendriks. Da kommt die Meldung von der Spitze, daß der Feind in eiligem Aufbruch aus Rietmond abziehe. In dem weiten Talkessel Rietmonds wäre er sonst den weitwirkenden Feldgeschützen preisgegeben gewesen.

Die vorstürmende Batterie konnte nur den sich schnell entfernenden Staubwolken einige Granaten nachsenden. Bald waren wir in Rietmond. Nur zwei Weiber hatten nicht entfliehen können; sie wurden befragt, aber unbehelligt freigelassen.

Rietmond liegt auf halber Höhe in einem weiten, von drei Seiten durch Berge umschlossenen Kessel. In der Talöffnung, nur 2 km entfernt, folgt Mariental. Auf halber Strecke zwischen beiden Orten steht ein hoher Windmotor, der aus einem reichhaltigen Brunnen klares Wasser heraufholt.

Rietmond hatte nur fünf größere Häuser, sonst runde Pontocks, die das Tal und die Höhen einnehmen. Dort ist die Behausung Hendriks auf dem nordwestlichen Höhenrande nahe bei den Wohnungen des Lehrers und des ermordeten Missionars.

Hendriks Haus ist das unansehnlichste unter diesen dreien, während das des Missionars ein geräumiger, stattlicher Bau ist.

Der Kapitän, schon ein Siebziger, hatte sein schlichtes, aber kühles und praktisches Lehmhaus beibehalten. Hier vor der Türe sitzend blickte er auf sein Rietmond mit allen Pontocks, mit der reichhaltigen Wasserstelle und mit allen Herden, die sich hier zur Tränke drängten. Talabwärts reichte sein Blick weit über Marienthal hinaus.

Das Häuptlingshaus war ein niedriger Lehmbau mit drei Eingängen. Es ähnelt den besseren Bastardshäusern in Rehoboth. Die beiden Haupttüren führten jede in zwei zusammenhängende, kühle Räume. In eiligster Flucht müssen diese verlassen sein. Nur das Allernotwendigste ist schnell für die Flucht herausgerissen worden, so daß eine wüste Unordnung auf den Tischen zurückgeblieben war. Dort lagen in krausem Wirrwarr Meldungen und Briefe der Unterkapitäne über den Anmarsch unserer Truppen, über unsere Patrouillen und deren Verluste, daneben Gewehre, Patronen, Kugelzangen, sogar Browning-Patronen, Spiegel, Zigarrenspitzen, Verbandwatte, eine Taschenuhr, ferner Bücher, seine holländische Bibel und sein Gesangbuch; dazu Teller, Gläser, neue gelbe Schnürschuhe, Schildkrötengehäuse für allerlei Salben u. a. Etwas Backpulver, Weinessig und leider nur wenige Pfund Hafer waren willkommene Funde.

Aus seinem Lehnstuhle an der Wand scheint sich Hendrik erst eben erhoben zu haben; die Unterlage der weichen Felle ist halb zu Boden geglitten. Seitwärts hängt ein kleiner Wandschrank. Auf dem Tische steht eine Schüssel mit Vorbereitungen zur „Kost".

Die Wände sind schwärzlich grau und haben spärlichen Schmuck. Den Wandspruch mit den beiden Engeln der sixtinischen Madonna und der deutschen Aufschrift „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" hat wohl der Missionar geschenkt, wenn er nicht aus dem Hause des Ermordeten hierher gebracht worden ist. Auch ein Bild der deutschen Kaisersfamilie finden wir hier, vielleicht von Hauptmann v. Burgsdorff, dem ebenfalls Ermordeten, geschenkt; dazu eine Photographie (Hendrik nebst Samuel Isaak mit Gouverneur Leutwein auf dessen Veranda in Windhuk), eine Ansichtspostkarte, die Hendrik mit seinem Stabe zu Pferde abbildet, und ein winziges, verkümmertes Bild-

chen eines greisen Häuptlings. Mehr Kunstbedürfnisse hat der begabte Barbar nicht empfunden.

Im Nebenraum war sein kühles Schlafgemach. Auf dem niedrigen Bettrahmen, der mit einem Riemengeflecht überspannt war, lagen die beliebten „Komversen", Decken und Schakalfelle, auch aus Ziegenfellstücken in bunter Mosaik zusammengenähte Decken, wie sie die Eingeborenen fertigen.

Hendriks Haus verfiel den Flammen. Unter dem Geknatter darin verwahrter Patronen brannte es allmählich aus, während die angezündeten Pontocks in rotgelber Lohe aufgingen.

Auf demselben Berghange steht unweit der Kapitänswohnung das Missionshaus, in dem der vor den Augen seiner Frau erschossene Holzapfel wohnte — wie mir später berichtet wurde, ein ehemaliger Pionier-Unteroffizier, der sich als Missionstechniker hatte ausbilden lassen. Das ausgeraubte Haus erweckte im Äußeren einen wohltuend europäischen Eindruck. Aber der Rundgang fiel einem aufs Herz, als wir die Stätte der Verwüstung durchschritten. Am wenigsten hatte das Arbeitszimmer gelitten; hier enthielten Bücherborde noch eine stattliche Reihe guter Werke z. B. von Spurgeon, Schlatter, Vetter, Bunyan, Schneller, Uhlhorn, Gerlachs Bibelwerk und eine erkleckliche Anzahl naturwissenschaftlicher Schriften, auch einige deutsche Dichtungen. Auf dem Tische und im Zimmer war jedoch alles durchwühlt. Dort ein größerer photographischer Apparat, ein Bilderalbum, das Kirchbuch „der evangelischen Gemeinde zu Rietmond", umgestürzte Tinte, über den Tisch gestreutes Abendmahlsbrot — eine traurige Wirrnis. Ein Harmonium stand unversehrt an der Wand, und der von seiner gefahrvollen Patrouille zurückgekehrte Regimentsadjutant — der Sohn eines Pfarrhauses — spielte einen Choralvers, den letzten Choral seines Lebens.

Ein edler Stich, der dornengekrönte Herr von Guido Reni, schaute auf diesen Ort der Verheerung und des Martyriums herab.

Die übrigen Zimmer sahen viel schlimmer aus. Das Schlafzimmer hatte nur noch leere beschädigte Schränke und eine hohe Schicht von Bettfedern, die beim Eintritt durch den ganzen Raum stoben. In einem Schranke lagen noch Reste vom Christbaumschmuck.

Der Oberst gab bald Befehl, die noch übriggelassene Aus-

stattung des Missionshauses für die Witwe und die rheinische Mission zu sichern. Die Abendmahlsgeräte, die wir teils in diesem Hause, teils in den umliegenden Pontocks fanden, wurden auf der Karre des Feldpredigers verwahrt, bis sie einem Missionar eingehändigt werden konnten.

Eine Kirche stand in Rietmond nicht, nur im nahen Mariental.

Zu langer Betrachtung war keine Zeit. Es wurde Zurechtmachen und Satteln befohlen, da südlich vom Talkessel einzelne Witboois gesehen waren. Vor dem Weiterrücken mußten wir jedoch noch einen wehmütigen Liebesdienst tun. Sergeant Litt von der 4. Kompagnie war seinen Wunden erlegen, und wir betteten ihn bewegten Herzens im Rietmonder Tal in sein Soldatengrab.

Die Truppe rückte zunächst auf den höchsten Höhenrand, der von den Geschützen längst erklommen war. Hier wurde ein längerer Halt eingelegt, bis das in der Nähe herumirrende und zum Wasser trachtende Vieh zusammengetrieben war. Es sammelten sich solche Scharen, daß das weite Talbecken von vielen Tausenden brüllender und blökender Tiere widerhallte. Hendrik hatte sehr schwere Einbuße an Groß- und Kleinvieh erlitten.

Gegen 7 Ab. ließ der Oberst nach Zurücklassung einer Besatzung im eroberten Rietmond in der Richtung auf Kalkfontein weiterrücken, wohin die Spuren des Feindes wiesen. Doch ritten wir an diesem Abend nur bis zu einer Weide bietenden Grasfläche.

Wieder folgte ein Biwak mit allen Sicherungen; die Truppe lagerte vor ihren weidenden Pferden. Um 4 Uhr morgens ziehen wir weiter. Die verrufenen Sanddünen zwischen Rietmond und Kalkfontein beginnen. Welche Last für unsere Gespanne, hier durchzukommen! Am schmerzlichsten ist der Gedanke an die armen Verwundeten, die in dieser unwegsamen Steppe, auf Ochsenwagen notdürftig gebettet, alle Märsche durchhalten müssen, bis sich ein sicheres Geleit zum nächsten Feldlazarett beschaffen läßt. Sie leiden schwer, aber beißen die Zähne zusammen. Diese Fahrt ist für sie schwerer, als viele Gefechte.

Die Dünen wollen kein Ende nehmen. Schon müssen zurückgebliebene Wagen mit Vorspann nachgeholt werden. Dazu die dörrende Hitze!

In Witvlei wird eine Rast zum Abkochen gewährt — aber wenig Schatten und kein Wasser! Die Wasserfässer auf den

Karren reichen kaum für das Nötigste! Manche Reiter haben sogar versäumt, ihre Wassersäcke in Rietmond zu füllen. Das werden sie in Zukunft schwerlich wieder vergessen.

Dann weiter bis Kalkfontein, das mit seinen hohen, grünen Bäumen freundlich grüßt. Die vorausgesandte Patrouille hat die Wasserstelle vom Feinde frei gefunden. Dort sind mehrere Kalkpfannen mit gutem Wasser. Auf einer taktisch günstigen Anhöhe wird der Biwaksplatz gewählt.

Des Abends bringt ein leichteres Gewitter etwas Regen und damit willkommene Erfrischung.

Der folgende Tag (7. Dezbr.) blieb Ruhetag, während dessen Oberlt. Kirsten mit einer Patrouille Verbindung mit der 7. Kompagnie in Lidfontein suchen mußte. Wir sahen sie in diesem Gelände und bei der Nähe des eingeborenen Feindes mit recht schwerer Sorge abreiten, doch — Gott sei Dank — sie kehrte unversehrt und mit erfüllter Aufgabe wieder.

Am 8. Dezember brachte Leutnant v. P. einen Gefangenen von einer Erkundung zurück. Der Hottentott sagte aus, Hendrik habe bei Naris 28 Tote und eine Anzahl Verwundeter gehabt; die Witboois säßen am Auob bei Witkrans.

Für alle Fälle sollte deshalb die Truppe bis Witkrans vorstoßen.

Nach 8 Ab. reiten wir auf müden Pferden ab, immer dem Auobbett folgend. Die felsigen Hochufer bilden häufig Vorsprünge, in deren Nähe sich unsere Aufmerksamkeit von selber vervielfacht. Im Schritt reitend oder das Pferd führend ziehen wir mit einstündiger Ruhepause bis kurz vor Witkrans. Noch ein Halt, bis der Tag dämmert. Dann vorwärts! Dort, wo das Flußbett sich weitet und das Gebüsch dichter wird, knallen schon Schüsse! Aber das Feuer hört wieder auf; man hatte nur wenige, schnell entweichende Männer und Weiber gesehen. Auch von einer vorwärts gelegenen Hügelkuppe mit weiter Aussicht war kein Feind zu erspähen.

Weiter sollte der Vorstoß nicht ausgedehnt werden, und wir begannen, nachdem wir gerastet und etwas vom Proviant der Packtasche genossen hatten, den heißen Rückmarsch. Schweigsam zogen wir dahin. Selbst das Wort im Munde schien vertrocknet zu sein, und nur selten zwangen sich die Reiter zu spärlichem Gespräche. Am 10. Dezbr. war Kalkfontein wieder er-

reicht, wo nun eine Ruhe- und Vorbereitungszeit von mehreren Wochen folgte.

Der Oberst rückte nach wenigen Tagen mit der 2. Kompagnie nach Gibeon, um einen weiteren, umfassenden Schlag gegen Hendrik einzuleiten. Mehrere Abteilungen sollten gegen das wichtige Auobgebiet zusammenwirken.

Mein Dienst hielt mich bei der Abteilung Meister in Kalkfontein fest.

22. Einzelheiten aus dem Tagebuch.

Kalkfontein, den 7. Dezember. Ich soll die in Hendriks Hause vorgefundenen Briefschaften verdolmetschen helfen! Wozu das Plattdeutsche von der Wasserkante doch nützen kann! Nach mehrmaligem Durchlesen sind die kapholländischen Briefe völlig verständlich.

Hier haben wir schon eine Meldung an Hendrik über die Verluste der Patrouille Ahrens! Zuerst sei ein weißer Reiter gesehen worden, Späher hätten ihm aufgelauert, und vier Weiße und ein Schwarzer seien „gestorben", ein schwarzer Bambuse gefangen.

Dort eine Meldung über den Durchzug unserer Truppen durch Rehoboth, von Petrus Jod in Gibeon eiligst mit Blei aufs Papier geworfen:

„Wel Edelen Kapitein H. Witbooi:

Van Rehoth heb ik heden avond twee mannen gekregen, zy verhaeld, Dat de Trup op Rehoboth gekom, dat was deze week Maandag, en andere twee Truppen moet Dingdag en Woenddag daar komen. Maar de mannen zullen morgen daar personlyk daar kommen. groet

Petr. Jod."

Derselbe Jod schickt mit einem Briefe:

een Kompers (Schlafdecke), 1 Fl. goede Conjak, 1 Fl. goede Wein, 1 Kiste Cikarn, van de goede.

Dort ein älteres Schreiben vom Unterkapitän S. Isaak, dem der Bezirkshauptmann noch einen eigenhändigen Gruß beigefügt hat: „Dein guter alter Freund v. Burgsdorff".

Ein interessanter Fund ist Hendriks Sparkassenbuch, das er noch am 10. September 1904 — also drei Wochen vor dem Losbrechen des Aufstandes — in Gibeon für 1600 Mark

hat ausstellen lassen. Auf den leeren Blättern stehen mit Blei die Namen der „Gottessoldaten“, die er dem äthiopischen Lügenpropheten Scheperd Sturman gestellt hat.

Heden de 7. Nov. geeft de Cap. Witbooi an Scheperd Sturman de manen af als soldaden van God de Vader des Hemels en der aarde.

De namen van de manen:

Die folgenden Namen sind meist kapholländischen Ursprungs, nur wenige sind alte Hottentotten-Namen mit den Schnalz-Konsonanten der Namasprache. Ich füge als Bemerkungen hinzu, was mir später in Gibeon von zwei Nama-Missionaren über diese „Unverletzlichen“ Scheperd Sturmans berichtet wurde:

Salomon Zaal, David Witbooi, Paul Ari } Christen
Gert Zaal, Heide.
Piet Book, Christ.
Willem Jaager, der beste Arbeiter Holzapfels, Christ.
Jacobus Dragoner, Christ.
David Vister, Heide, als Bambuse in Gochas.
Tsaib ||Eimab (labialer Schnalzlaut), Heide.
Salomon Fredriks, Christ.
Jozef Engelpregt, wohl ein Bastard, nicht bekannt.
Hendrik Links, Heide.
Klaas Pitter, Christ.
Yan Kok, Heide.
Mozes Pinnaar, wohl Bastard, unbekannt.
Didrik Izaak, Christ.
Kido Nero, Hans Links, Jakobus Buekis } nicht bekannt.
Jakob Pook, Heide, älterer Mann.
Johannes Visser, Christ.
Jonas Filander, ein Kaffer, Treiber bei dem Buren Smeer, hat seinem Herrn bei dessen Ermordung die Schlinge um den Hals gelegt.
Jakob Dragoner, Christ.
Gert Kok, Jakob Matrob. } unbekannt.

Hans Bledermus.
Johannes Izaak. } unbekannt.
Diudur Tibot.
Ari Bok, Christ, war Treiber bei Missionar Berger in Gochas, etwa 25 Jahre alt.
Paul Bok, Heide, doch schon im Missions-Unterricht; Treiber bei Holzapfel.
Klaas Kook } unbekannt.
Johannes Lutwig

8. Dezember Kalkfontein. Unten an der Wasserstelle steht unter hohen Bäumen ein einfaches Farmhaus, in das unsere Verwundeten getragen wurden. Bald erwies es sich aber mit Moskito-Larven überfüllt, und die Verwundeten mußten auf unseren schattenarmen Hügel. Mit der nächsten Kolonne wird sie Stabsarzt Dr. Frantz ins Lazarett Kub überführen.

Heute früh begruben wir drei ermordete Buren, zwei Männer und einen etwa zwölfjährigen Knaben, deren Leichen die Witboois nahe der Wasserstelle unbeerdigt gelassen haben. Es sind J. Steyn nebst seinem Sohne und H. Fourie.

11. Dezember Kalkfontein. Heute am 3. Advent 7 V. Feldgottesdienst; am 2. Advent vor acht Tagen donnerten die Geschütze. Die 4. und 5. Kompagnie, sowie die 5. Batterie und der Bataillonsstab traten auf der Höhe nahe bei den Geschützen zusammen. Offenb. Joh. 3, 20 u. 21. Die sich drängenden Erlebnisse der letzten Tage, unsere Verluste, die Nähe des Weihnachtsfestes öffnete dem Worte leicht die Herzen.

Noch mehrmals zu den Verwundeten, die heute die Fahrt nach Kub antreten.

Die Kolonne kann unsere Feldtelegramme mitnehmen, die bis Windhuk nur mit solcher Gelegenheitn zu befördern sind. Mein ganzes Telegramm lautet: Ll 0014. 02. Damit ist die Heimatsadresse angegeben und die Nachricht: Gefecht mitgemacht, völlig gesund, Gruß.). Bald nach Weihnachten werden die Telegramme in Deutschland sein.

Die Verpflegung wird knapp, doch haben wir ja Beutevieh.

23. Kriegerisches Stilleben in Kalkfontein.

13. Dezember. Aus taktischen Rücksichten liegen wir auf der ziemlich kahlen, heißen Höhe, während drüben jenseits der nahen Wasserstelle ein hoher Akazienbestand Schatten spendet.

Dort hat eine große Werft von Witboois gehaust, wie die Pontocks und allerlei im Stiche gelassenes Gerät anzeigen. Hier oben ist's dafür gesünder, und wir bauen uns luftige Pontocks gegen die glühenden Strahlen.

Ein Karrenrad will mir schon wieder aus den Fugen gehen. Der Fahnenschmied der Batterie tut sein Bestes, die Felgen festzukeilen, die nach seiner Versicherung aus deutschem Holze sind und vor der afrikanischen, dörrenden Sonne zusammenschrumpfen.

Gestern abend trauliches Zusammensein im Offizierzelt der 5. Batterie.

Wenige Kranke bei der Abteilung, die natürlich täglich aufgesucht werden.

Die 4. Komp. ist nordöstlich gegen Nunub auf Erkundung ausgerückt.

16. Dezember. Gestern kam eine Kolonne mit Hafer und Proviant! Der führende Leutnant P. verehrt mir ein Paar Stiefelsohlen, jetzt eine sehr geschätzte Liebesgabe.

Seit einigen Tagen Regenschauer, die uns schon einen Biwaksabend verdorben haben. Wenn die Sonne hernach wieder auf das feuchte Erdreich niederglüht, lockt sie allerhand Getier hervor: Tausendfüße; dunkelgelbe, braungestreifte Schildkröten; große, schwarze und gelbe Skorpione; auch Giftschlangen werden häufiger. Die unschuldigen Eidechsen lassen wir uns dagegen als Hausgenossen im Pontock gerne gefallen.

Montag, den 19. Dezember. Gestern um 7 V. wollten wir gerade unsern Gottesdienst beginnen, als ein Meldereiter im Galopp ohne Hut zu Major Meister sprengte. Die vorgestern über Stampriеtfontein vorgerittene Patrouille des Leutn. v. Bockelberg war in der Nacht überfallen worden, und wir mußten nach dieser Meldung einen traurigen Ausgang befürchten. Die 4. Kompagnie und ein Zug der 5. Batterie wurden unverzüglich nebst einem Krankenwagen vorgeschickt. Wir waren indessen kaum aus dem Lager abgeritten, als ein Unteroffizier der Patrouille Bockelberg zu Fuß eintraf und meldete, bis auf einen Vermißten seien alle unversehrt. Im Schutze der Dunkelheit hatte sich die Patrouille, ihre Sättel zurücklassend, durch niedriges Gebüsch auf ein eine halbe Stunde entferntes Farmhaus zurückgezogen und dort zur zähesten Verteidigung eingenistet, während die Witboois bei aufgehendem Mondlichte Schnellfeuer auf die leeren Sättel abgegeben hatten. Dieser versuchte Überfall mußte

bestraft werden, und der auf dem Höhenrande durch niedrigen Busch vorbrechenden Truppe gelang es, überraschend auf die nun sofort flüchtenden Witboois zu stoßen. Der vermißte Reiter ward, von 6 Kugeln getroffen, aber noch lebend aufgefunden. Ein Gesichtsschuß und ein zweiter in den Oberschenkel waren die schwersten; nur durch Gebärden konnte er sich verständigen und zuerst um Wasser flehen. Auf dem Rückmarsche erlag er seinen Wunden, und eben haben wir ihn unter einer breiten Akazie in sein schlichtes Ehrengrab gebettet (Matthäus Beyer von der 5. Kompagnie).

20. Dezember. Gestern 8 Ab. kam endlich ein Biwaksabend zustande. Wir gedachten unserer Gefallenen und sangen „Ich hatt' einen Kameraden". Wie Uhlands Lied in solchem Kriegsleben mit seiner christlich tapferen Innigkeit die Gemüter bezwingt! Dann sangen wir zum ersten Male ein Lied, das sich dann sehr schnell einbürgerte; Hauptmann Richard hatte es mir gezeigt, wie es sich ihm in durchwachter Nacht gestaltet hatte:

„Ich bin ein junges Reiterblut
In kaiserlichem Sold,
Trag' auf dem Ohre keck den Hut,
Frag' nicht nach Lieb und Gold,
Hab' unter mir ein flottes Pferd
Und führ' ein gut Gewehr;
Was sonst der Himmel mir beschert,
Das wiegt bei mir nicht schwer.
  Wir dienen dir, lieb Vaterland,
  In Südwestafrika;
  Schutztruppe werden wir genannt,
  Uns're Schutztruppe hoch, hurra!"

Zumal eine der folgenden Strophen ward mit Ergriffenheit, aber festen Herzens gesungen:

„Doch auch so mancher Kamerad
In vollster Lebenskraft
Bei todeskühner Reitertat
Wurd' er dahingerafft.
Für unsern Kaiser, für das Reich
Gab er dahin sein Blut;
Auf sein Gesicht so todesbleich.
Da legten wir den Hut:
  Wir dienen dir, lieb Vaterland,

In Südwestafrika;
Schutztruppe werden wir genannt,
Uns're Schutztruppe hoch, hurra!

Ein Trompeter der 5. Batterie blies uns noch ein heimisches Lied, und darauf konnte ein Adventswort für die jungen, aber im Ernst dieser Kämpfe schnell reifenden Krieger folgen. Der heute bestattete Kamerad mit seiner letzten Bitte um labendes Wasser sollte uns an zwei Bibelworte mahnen, nach denen wir Menschen uns in zwei Arten sondern, in solche, die „Brunnen ohne Wasser sind" und in die andere Schar, denen Christus verheißt: „Wer an mich glaubt, von des Leibe sollen Ströme lebendigen Wassers fließen". Einige Adventsverse beschlossen diese kriegsmäßige Evangelisation.

21. Dezember. Die 7. Kompagnie 2. Rgts., die vor Wochen bei Lidfontein so tapfer die Witboois zurückgeworfen hat, ist gestern unter Oberlt. Grüner in Kalkfontein eingetroffen; die 5. Kompagnie führt seit kurzem Hauptmann v. Krüger.

Zusatz: 8 Ab. (bei der Helle des Vollmonds geschrieben).

Heute gegen Abend konnte ein Feldgottesdienst nachgeholt werden. Wie erquickend ist in unserer Lage die Epistel des 4. Advents Philipp. 4, 4—7, die uns insgesamt und jedem Einzelnen so viel zu sagen hat: Der Herr ist nahe — sorget nichts — lasset eure Bitten vor Gott kund werden — der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu!

Der 7. Kompagnie konnte somit endlich ein Gottesdienst geboten werden; die meisten Leute hatte ich seit der Abschiedsfeier in Munsterlager noch nicht oder nur flüchtig getroffen.

23. Dezember. Die Kolonnen versorgen uns jetzt reichlich. Leutnant Bender, der ehemalige Schiffsgefährte von der Ausfahrt nach China, brachte heute alles Wünschenswerte, auch etwas — leider nur zu wenig — Post; wir beide freuten uns einer Stunde des Beisammenseins. Die Briefe aus der Heimat werden natürlich wehmütig vermißt; aber die Kolonnen sind schon sehr hoch belastet, und schließlich sind Verpflegung, Hafer und Munition selbst zu Weihnachten unentbehrlicher, als die Säcke mit Feldpost.

Zwei Pakete, eins von einer Krankenpflegerin, das andere von einer Unbekannten aus Oberschlesien, erhielt ich indessen unverhofft zur allerbesten Zeit für unsere Kranken (Kakao, Zi=

garren, Verbandstoffe, Schriften). Auch eine Sendung vortrefflicher Volksschriften, mit der Professor K. aus Br. unsere Schutztruppe bedacht hatte, kam wie abgepaßt bei mir zu Weihnachten an.

24. Kriegerische Weihnacht und ernstes Neujahr.

Der Befehl zum Vormarsch war der Abteilung Meister durch die Blitzlampe bisher nicht zugegangen; wir durften also hoffen, Weihnachten noch in der Ruhe des Feldlagers zu verleben.

Das Gelände und die Hitze heimelten freilich keineswegs weihnachtlich an. Nur am frühen Morgen wie in den Abendstunden erfreute man sich einer linden, auffrischenden Kühlung, während die Tage sengend heiß unsern sonnigen Lagerplatz durchglühten. Statt der deutschen Weihnachtslandschaft umgab uns die afrikanische Sommersteppe, in der wir zwischen Sand, Steinklippen, fahlen Grasbüscheln und spärlichem Buschwerk die Feier rüsteten.

„Ich dachte dein, du trautes Heimatstal, so oft ich sehnend in die Ferne schaute"; in solcher Stimmung flogen viele Gedanken grüßend der deutschen Heimat zu.

Jeder Truppenteil schmückte einen grünen Kameldorn mit Watte oder Papier und, wo es anging, mit wenigen Lichten zum Christbaum. Statt der heimischen Äpfel hingen faustgroße Sandmelonen an den Zweigen, und den blitzenden Stern in der Spitze hatten kunstfertige Finger aus dem Blecheinsatze einer Proviantkiste geschnitten.

Bei den Geschützen der 5. Batterie trat die Truppe am heiligen Abend mit Gewehr und Patronengurt zur Christandacht zusammen, während die Posten mit verschärfter Aufmerksamkeit das Lager hüteten.

Die Kanoniere hatten den Festplatz bei ihren Geschützen mit sinnigem Eifer geschmückt. Ein Halbrund geschichteter Steine, halb einer Schanze, halb einer Altarnische vergleichbar, schloß den Kirchplatz ab. Dort war aus Geschoßkörben ein Altar hergerichtet, über den nur die rotseidene Felddecke mit dem schwarzen Kreuz gebreitet zu werden brauchte; diese, wie Kruzifix und silberne Leuchter lieferte mein Amtskoffer.

In den spröden, steinigen Boden war mit Geschossen die Form des eisernen Kreuzes eingelassen und diesem der Namens-

zug des Kaisers und die deutsche Kriegerlosung eingefügt: „Gott mit uns".

Wir singen „Stille Nacht, heilige Nacht", wie in der Heimat, lauschen demselben Himmelsgruß „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" — und dennoch ist's eine ganz andere Feier, die man nicht beschreiben kann oder mag. Unvergeßlicher Abend voll Gebetsstimmung und getroster, innerer Freude. In allen Herzen das gleiche Empfinden, dasselbe feierliche Sehnen, das nach oben flammt. Der Soldat sucht seinen Gott, und Gottes Liebe antwortet ihm aus der Höhe. Wie wohl läßt sich's in dieser erbarmenden, rettenden Liebe ruhen und feiern!

Der Christabend im Kriege ist nicht bloß eine Weihestunde edelster Kameradschaft; er zählt auch zu den heiligen Stunden des Erdenlebens.

Nach Gebet und Gesang nimmt der Kommandeur noch das Wort und schärft besonders den Posten die gewissenhafteste Wachsamkeit ein; sie sollten während der kurzen Stunden, in denen jeder auf Wache sei, nicht zu viel an die Heimat denken, sondern an die Feinde, die vor ihnen, und an ihre Kameraden, die hinter ihnen seien.

Eine Nachfeier hielt nach dem Abkochen jeder Truppenteil für sich, aber wir lagen alle so nahe zusammen, daß Worte und Lieder durch den stillen Abend von einer Gruppe zur andern flogen.

Offiziere und Mannschaften sitzen beisammen. Sie sprechen von der Heimat und von unserer herannahenden Aufgabe. Dann klingt das Lied des Christabends durchs Lager: Stille Nacht, heilige Nacht! und hallt leise in den Gemütern nach. Es folgen Lieder, wie sie jeder Truppenteil wählt. „Sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat sei gegrüßt" — so singen die einen. Andere fahren mit einem kriegerischen Sturmlied fort, dessen Kehrreim wie ein Gelübde erbraust: „Daß sich uns're alte Kraft erprobt, wenn der Schlachtruf uns entgegentobt; haltet aus — haltet aus im Sturmgebraus".

Dort sind viele Süddeutsche beisammen und stimmen ihr Lied vom Hohenzollern-Berge an: „Nicht weit von Württemberg und Baden". Andere denken an den Ernst der Lage und singen „Morgenrot, Morgenrot leuchtest mir zum frühen Tod" — doch

ihr Sang verhallt einsam, während der Vorschlag „O Tannebaum" lebhaft vom ganzen Lager aufgenommen wird.

Die Stimmung schillert zwischen entschlossenem Ernst und harmloser Heiterkeit. Was daneben oder hernach in der tiefen Stille der Herzen vorgeht, läßt sich ahnen oder nachfühlen, aber nicht berichten.

Gegen Schluß des früh abgebrochenen Christabends wurden auch unsere „Bambusen", meist christliche Bergdamara, zu einem Weihnachtssange ermuntert. Ein eingeborener Soldat übernahm die Leitung, und ein Nama-Lied voll schmatzender Schnalzlaute erscholl feierlich und getragen aus sangesfrohen Kehlen. „Was habt ihr gesungen, Ullin?" — fragten wir, und erfuhren: „Siehe, das ist Gottes Lamm" in der Namasprache. Nochmals ließ der Sangwart anstimmen, diesmal in deutscher Sprache, die unseren Ohren seltsam klang: „Stille Nacht, heilige Nacht!" So sangen an diesem kriegerischen Christabend Weiße, Gelbe und Schwarze dasselbe Lied dem Heiland der Welt zu Ehren.

Als in unserem Feldlager schon wieder die gewohnte Ruhe herrschte, meldete der Heliographenposten, in einer Entfernung von etwa 20 km seien in südöstlicher Richtung Lagerfeuer beobachtet worden. Das mußten Witboois sein. Ein Leutnant und einige Reiter gingen alsbald zu weiterer Aufklärung ab.

Am ersten Weihnachtstage konnten wir um 7 V., ehe es heiß wurde, unseren Gottesdienst halten (1. Joh. 3, 1—3) und am zweiten Festabende noch einen weihnachtlichen Biwaksabend.

Die nächsten Tage verliefen in gesteigerter Vorbereitung.

Zwei Farmer, ehemalige Schutztruppler, trafen bereits zu Führerdiensten beim Stabe der Abteilung ein.

In den kurzen Stunden kameradschaftlicher Vereinigung, die sich noch ermöglichen ließen und die uns bei den Kompagnien oder der Batterie zusammenführten, besprachen die Offiziere die eingegangenen Nachrichten von den Gefechten am Hudup und bei Koes. Am Hudup hatten die Kompagnie Ritter und die Halbbatterie Stuhlmann wieder einen schweren Kampf erfolgreich bestanden, bei Koes Major v. Lengerke den dortigen Hottentottenstamm geschlagen. Uns war das lange Stilliegen schon längst unbequem geworden.

Am 29. Dezember erreichte uns noch eine Maultier-Kolonne, die unsere Vorräte an Hafer und Proviant bereicherte; ihr konnten

die Briefe mitgegeben werden, die vor den neuen Kämpfen eiligst niedergeschrieben waren.

Am 31. Dezember erfolgte der Vormarsch nach Südosten den Auob abwärts.

Der Oberst, so wußten wir, würde mit den beiden Abteilungen des Majors v. Lengerke und des Oberleutnants Ritter südwestlich den Auob hinauf uns entgegen vordringen, während unsere Abteilung Meister rivierabwärts vorstieß. Durch solches Zusammenwirken mußte das wichtige und schwierige Auobgebiet, die natürliche Felsenfestung der Hottentotten, diesen entrissen werden. Für den 4. Januar war die Vereinigung der drei Abteilungen bei Gochas geplant, wo Hendrik sitzen sollte.

Gegen 4 N. verließen wir am letzten Tage des Jahres Kalkfontein, wo eine geringe Besatzung und ein Heliographenposten verblieb. Die Hitze drückte erschlaffend; jeder kühlere Luftzug wurde beim Marsche als Labsal begrüßt.

Nach anderthalbstündigem Ritt nähern wir uns Stamprietfontein. Da erhält die Spitze Feuer. In den zerklüfteten Schluchten der hohen Felsufer und auf dem Höhenrande haben sich die Hottentotten eingenistet, auch die feste Steinmauer eines Viehkraals besetzt. Das zerklüftete Gelände und bald auch die niedersinkende Dunkelheit erschweren die Übersicht. Unsere Batterie, die sofort auf einer günstigen Schluchtrampe zur steilen Höhe emporgeklommen war, muß bei zunehmender Finsternis auf der Hut sein, nicht unsere eigenen Kompagnien zu gefährden. Erst nach hartem Kampfe ward der Feind vertrieben.

Auf dem gewonnenen Höhenrande biwakieren wir.

Als Gewehrfeuer und Geschütze verstummt sind, bricht ein gewaltiges Gewitter los. Das umliegende Felsgelände erdröhnt vor der krachenden Gewalt. Der Gott der Ehren donnert. Ein sich schnell verstärkender Regen prasselt herab. Wohl den wenigen, die sich in eine Zeltbahn hüllen können, denn die Nässe und die Abkühlung werden so empfindlich. daß wir frieren, als ob wir urplötzlich in die deutsche Sylvesternacht zum Biwakieren versetzt worden wären.

Dies Sylvestergefecht brachte uns den Verlust von 2 Toten und 6 Verwundeten. Unter diesen sind die Hälfte Offiziere. Die beiden Gefallenen sind Gefreite der 5. Kompagnie, Grimm und Schwarzott. Den letzteren hatte ein Kopfschuß niedergestreckt,

als er sich um seinen schwer in den Rücken getroffenen Hauptmann v. Krüger bemühte.

Hier gilt Treue um Treue! Als beim ersten Anprall Leutnant T. einen Armschuß mit starkem Blutverlust erhalten hatte und wir in der Dunkelheit nach einem Arzt suchten, dachte er vor allem an seinen heiß ringenden Zug und klagte ein Mal über das andere: „Ach, mein armer Zug! Wie hat der gelitten!"

Ein anderer Zugführer rief mich zu einem starkblutenden Reiter, der in Todesgefahr zu schweben schien und auch selber vermeinte. Die erste Frage, die mir der Schwerverwundete entgegenrief, forschte jedoch nach seinem Führer: „Ist es wahr, daß unser guter Leutnant Sch. gefallen ist?" Auf meine Versicherung, dieser sei unverletzt und habe mich eben zu ihm, dem Getroffenen, gerufen, versetzte er beruhigt: „Dann ist's nur gut", und nun erst sprachen wir von ihm und seiner blutigen Wunde.

Ein Ruheplätzchen für die Nacht suchte ich mir bei den Verwundeten neben den Geschützen. Als Imbiß fand sich noch ein Stückchen Brot in der Rocktasche; doch mußte es für zwei ausreichen.

So feierten wir unsern Sylvesterabend bei Stamprietfontein.

In der ersten Tagesfrühe des neuen Jahres sprachen schon wieder die Geschütze. Am gegenüberliegenden Rande der Brunnen-Anlagen, die der ermordete Farmer hergerichtet hat, saßen im Gestrüpp versteckt offenbar als Späher zurückgebliebene Witboois. Durch das Scheren-Fernrohr wurden sie entdeckt und sofort beschossen.

In kürzester Frist war nun die Umgegend vom Feinde frei.

Seine Steinschanzen auf unserer Höhe mit den zurückgebogenen Schulterlehnen und mit der Menge abgeschossener Patronen lagen verlassen neben uns; wir fanden dort noch gefüllte Wasserbeutel aus Tierfellen, deren zottige Seite nach innen gekehrt war.

Vor dem Abrücken bestatteten wir unsere beiden Toten. Das war unsere Neujahrsfeier des so ernst beginnenden Jahres.

Die Verwundeten wurden nach Kalkfontein zurückgesandt; bessere Pflege und größere Sicherheit konnte ihnen leider zur Zeit niemand bieten.

Die Abteilung Meister tränkte am Neujahrsmorgen ihre durstigen Tiere und setzte ohne weiteren Aufenthalt ihren Vormarsch fort.

25. Im dreitägigen Ringen bei Groß-Nabas.

Oben auf dem linken, östlichen Höhenrande der steilen, zerklüfteten Felsufer zog die Truppe längs dem trockenen Flußbett weiter. Den Weg mußten sich Reiter, Geschütze und Wagen zwischen zerstreut stehendem Buschwerk selber bahnen. Unten im breiten Auob-Bett zwischen solchen klippenreichen, zerrissenen Steilufern zu marschieren, verbot die Vorsicht. Eng aufgeschlossen rücken wir langsam vor. Mehrfach muß Halt gemacht werden, um die zurückbleibenden Wagen heranzuziehen, die nur ganz nahe bei der Truppe sicher sind.

Über den steilen Eckfelsen bei Witkrans hinaus marschieren wir bis zu einer nach der Flußseite völlig sturmfreien Stelle. Hier wird bei voller Gefechtsbereitschaft biwakiert. Unten im Flußbett fand sich ein wenig Regenwasser.

Eine Patrouille hat noch am Abend 400—500 Hottentotten in unserer Nähe gemeldet, die flußabwärts eilten. Wieviel mag die ganze Stärke des Feindes betragen?

Unsere eigene Abteilung zählte nur etwa 220 Köpfe, da die drei Kompagnien, zumal die vierte und fünfte sehr zusammengeschmolzen waren.

Am 2. Januar wurde der auf 4 V. angesetzte Weitermarsch durch einen Wagen verzögert, der nicht zu folgen vermochte und dessen Hafer auf andere Fahrzeuge verteilt werden mußte. Dann setzten wir den Vormarsch über die steinige, wellige Fläche fort. Die vierte Kompagnie, 64 Gewehre stark und die beiden ersten Geschütze der Batterie bilden die Vorhut.

Das Gesträuch wird dichter, die Hochfläche faltiger, durch beides die Übersicht in bedrohlichem Maße verdeckt.

Neben den Geschützen des Haupttrupps reitend, höre ich auf meine halblaute Frage: „Wieviel Schuß haben wir noch?" von Leutnant Overbeck, dem Führer der Batterie, die besorgte Antwort: Nur 150!

Mit kaltblütiger Freundlichkeit hatte er eben vorher seinen Leuten ein paar ermunternde Worte zugerufen und dabei gescherzt:

Artilleristen werden in der Schlacht
Wie andere Menschen umgebracht.

Zum Abteilungsstabe vorgeritten werde ich von Major Meisters neuem Adjutanten angeredet: „Passen Sie auf, in kurzer Zeit liegen wir in schwerstem Gefechte!“

Schon nach wenigen Minuten zischen uns die Kugeln um die Ohren. Im Nu ist alles abgesessen, und kurze, scharfe Befehle setzen die Truppe an.

Rechts von der zuerst ins Gefecht getretenen vierten Kompagnie wird die siebente vorgeschickt, links die fünfte. Die Geschütze kämpfen alsbald zwischen den Kompagnien auf beiden Flügeln. Die Wagen und Karren werden nahe herangezogen und zu einer Wagenburg zusammengefahren.

Der Gegner weicht eine Strecke zurück, liegt aber dann erst in seiner besten Stellung, in einer Felsenfestung mit klippigen Schluchten und bombensicheren Laufgräben, die von der Natur in den gewachsenen Fels geschnitten sind.

Diese Felsenburg sollte die kleine deutsche Abteilung einer, wie sich herausstellte, fünf- bis sechsfachen Übermacht entreißen.

Das stärkste Feuer hatte sich sofort gegen die halbe Batterie der Vorhut gerichtet, der nur ein Zug der 4. Kompagnie voraufritt. Durch Schnellfeuer hatte man sich aber Luft geschafft und war mit der ganzen Schützenlinie vorgedrungen. Der Gegner feuerte jedoch aus solcher Nähe, daß er mit etwa viertelstündigem Kartätschenfeuer zurückgejagt werden mußte. Inzwischen waren auch das dritte und vierte Geschütz rechts aufgefahren. Leutnant Overbeck läßt ein Geschütz 500 m weiter nach links rücken, um die gegenüberliegende Höhe unter wirksames Feuer zu nehmen. Wenige Minuten später hat ein Herzschuß diesen jungen, tatkräftigen, besonnenen Batterieführer, unsern allseitig beliebten Kameraden, getötet.

Auch Major v. Nauendorff, der Kommandeur der Artillerie-Abteilung war bald nach begonnenem Gefechte, in das er tatenfroh eingegriffen hatte, neben der Lafette des zweiten Geschützes durch einen schweren Unterleibsschuß verwundet. Von den Bedienungsmannschaften lagen schon mehrere tot oder verwundet in der Nähe ihrer Führer.

Stundenlang dauert der heftigste Kampf ohne entscheidende Fortschritte.

Wohl wird von zwei Kompagnien der Versuch gewagt, an buschreicher Stelle gegen den Feind vorzubrechen, aber dessen Feuer ist zu stark. Die siebente Kompagnie hat sich bis zum Ufer-

rand und bis zu einer Felsnase vorgekämpft, von der sie einen Teil der feindlichen Stellung flankieren kann, doch die Entscheidung wird dadurch nicht erzwungen.

Als der Feind die Überlegenheit seiner Zahl auszunutzen beginnt und die dem Auob in einer Entfernung von etwa 1200 m parallel streichende hohe Düne besetzt, die vorher von einer Patrouille noch frei gefunden war, wird die Lage bedenklicher. Die fünfte Kompagnie muß ihren linken Flügel zurückbiegen, um eine Umfassung zu verhindern. Zwei Geschütze greifen an ihrer Seite ein.

Doch nun muß auch unserer Wagenburg und damit dem Rücken unserer Stellung ein Angriff drohen. Denn Leutnant v. Petersdorff, dessen Zug als Wagenbedeckung kommandiert ist, sucht alle Pferdehalter für seine Schützenlinie. „Ein Mann hält zehn Pferde", schallt es durch die in flacher Bodensenkung aufgefahrenen Fahrzeuge, bei denen die Pferde in einiger Deckung stehen. Bald werden die Rufe dringlicher: „Ein Mann hält zwanzig Pferde!" "Vorwärts! Es wird brenzlich; ihr werdet gleich angegriffen!"

Der Leutnant hat diese Gefahr abgewehrt; der Feind wurde sogar durch kühnen Ansturm mit aufgepflanztem Seitengewehr an die Düne zurückgeworfen.

Wieder verrinnt Stunde auf Stunde, und eine Gefechtsstunde dauert lange.

Doch hört man, wenn das Feuer nicht gar zu scharf herüberprasselt, noch Äußerungen gelassenen Humors. Die vorüberpfeifenden Geschosse werden nach dem Gewehrkaliber bestimmt, dem sie entstammen. „Das war eine 71-er", bemerkt ein kampfgeübter Unteroffizier zu seinem Nebenmann, als eine Kugel mit tieferem Ton vorbeistreicht. „Das sind 98-er", geht das Gespräch weiter, als Geschosse mit kurzem, hellem Pfeifen nahe über den Köpfen hinfliegen. „Es können auch 88-er sein", entgegnet einer, „98-er und 88-er sind nicht zu unterscheiden". Aber eben diese heulenden Pfiffe? „Das müssen Explosivgeschosse sein! Wo die Kerle die wohl herhaben?" „Oder, äußert einer, es sind Dum-Dum-Kugeln".

Dann beherrscht das sich verschärfende Gefecht alle Gedanken.

Noch immer kein sichtlicher Erfolg! Der Tag wird sehr heiß, und die meisten Schützen liegen hinter Steingeröll, hinter einer Bodenfalte oder leeren Geschoßkörben in der prallen Sonne.

Die Steine strahlen solche Hitze aus, daß man es kaum erträgt, ausgestreckt mit den Armen auf ihnen zu liegen. Der geringsten Bewegung droht aber sofort die heftigste Beschießung.

Auf dem Verbandsplatze bei der Wagenburg liegt schon eine Reihe Verwundeter und einige zurückgebrachte Tote. Die Leichtverwundeten werden schnell verbunden und kriechen zur nahen Schützenlinie zurück.

Major v. Nauendorff muß schwer verletzt sein. Mit welchem Feuereifer war er beim Gefecht und wie lebhaft hat er noch bei Stamprietfontein in der Sylvesternacht sein glückliches Geschick gepriesen, das alte Jahr in den allerletzten Stunden mit einem Gefechte abschließen zu können! Nach seiner Verwundung hat er eine Zeit lang hinter einem Busche mit dem gleichfalls verwundeten Sergeanten Wehinger gelegen, und beide hatten durch halblautes Singen ihre Schmerzen zu betäuben, dann wieder durch Bibelsprüche ihr Herz zu stärken gesucht. Schon hier trug er seinem treuen Kampf- und Leidensgefährten die hochherzige Bestellung auf: „Wenn Sie heimkommen, so versichern Sie meinem Bruder (einem heimischen Stabsoffizier): „Es ist doch wahr; es ist schön, fürs Vaterland zu sterben.“ Eine Weile später zum nahen Verbandsplatze zurückgeschafft, ruft mich der Major an sein Schmerzenslager im Schatten eines Ochsenwagens und bestellt für alle Fälle Grüße an die Seinen: „Bringen Sie meiner Mutter meine letzten Grüße und sagen Sie ihr, daß ich im Glauben an meinen Erlöser sterbe“. Dann fragte er nach der Gefechtslage, und ob von Deimlings Herannahen noch kein Anzeichen bemerkbar sei. Als er darnach eine kurze Beratung darüber hörte, ob unsere Gefallenen sofort oder erst nach dem Gefecht zu bestatten seien, entschied er für meinen Vorschlag, unseren Toten lieber sofort das Ehrengrab zu sichern. Wie wir Leutnant Overbeck als ersten an seine Gruft trugen, rief ihm Nauendorf zu: „Lebe wohl, Overbeck, ich folge bald nach“. Oft bin ich an diesem und dem folgenden Tage an das Lager des schwer Leidenden zurückgekehrt.

Ein paar Schritte weiter lagen Verwundete der 4. Kompagnie unter und in einem Wagen. Hinter dem Windsegel lautes Stöhnen. Als ich hinaufsteige, sehe ich zwei Schwerverwundete. Einer, Gefreiter Jüngel, ist so durchschossen, daß aus seinem armen Körper die gereichte Labung wieder herausquillt. Er darf nicht auf dem Rücken liegen, um seine Schmerzen nicht zu steigern. Wie er meine Stimme erkennt, wendet er das müde

Haupt mir entgegen und faltet die Hände. Wir reden und beten, wie es Christen in solcher Stunde zukommt. „Kann ich Ihnen, lieber J., eine Liebe erweisen?" frage ich ihn. „Ja, bittet er lebhaft, sorgen Sie dafür, daß dies Notizbuch an meine Mutter kommt." Mit großer Anstrengung hat er zum Abschied als sein letztes, wichtigstes Anliegen hineingeschrieben, was er mir mündlich wiederholt. Die Seinen sollten wissen, daß er hier im Kriege und bei unseren Feldgottesdiensten sein Christentum wiedergefunden habe; vorher habe er „das alles verachtet". Mehrmals kehrte ich an seinen Wagen zurück, und wir stärkten uns in Gott. Als die Schmerzen zunahmen, wimmerte er: „Mein Gott, nimm mich doch zu dir." —

Unser Friedhof, den wir an zwei Stellen ganz nahe bei dem Verbandsplatze anlegen mußten, erhielt schon an diesem ersten Kampftage eine lange Gräberreihe, und dies immer bedrohlichere Ringen um Sein oder Nichtsein der ganzen Abteilung wütete unvermindert bis in die sinkende Nacht!

Das Gewehrfeuer erstarb schließlich, und eine ruhelose Nacht folgte. In der Schützenlinie hieß es, jeder zweite Mann dürfe mit seinem Nebenmanne abwechselnd schlafen, und die Ermattung ließ in einen Halbschlaf sinken, aus dem einer hie und da wirr auffuhr. Die in der Finsternis zugetragenen Nahrungsmittel hatte kaum einer zu essen vermocht; alle litten Durst, Durst — aber keinen Hunger. Zwar wurden einige Flaschen Wein von unserem geringen Bestande vorgeschickt, aber was konnten diese helfen? Sehnsüchtig schauten wir nach den Gewitterwolken, die sich am Himmel zusammenballten, breiteten Zeltbahnen über schnell ausgeschaufelte Vertiefungen, stellten jedes erreichbare Gefäß zurecht, legten die Tropenhüte zum Auffangen einiger Tropfen neben uns — allein der aufsteigende Wind verjagte die Wolken und unsere Hoffnungen. Es war wohl niemand, der ohne Gebet dem kommenden Morgen entgegenharrte. Gott ist ja unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben!

Bei der ersten Dämmerung brach der Kampf mit verstärkter Heftigkeit los und währte wieder bis zur dunklen Nacht. Niemand verhehlte sich an diesem zweiten Tage die vervielfachte Gefahr. Der Feind war in unverminderter Übermacht in seiner Felsenburg geblieben und wehrte uns die rettende Wasserstelle. Nach wenigen Stunden sengte die Sonne wieder unerbittlich herab.

Beim Verbandsplatz häuften sich die Verwundeten. Einige

suchen sich einzureden, die Gebirgsbatterie werde von Rietmond zu Hilfe eilen, andere trösteten sich mit Deimlings Anmarsch. Die beiden Ärzte, die hier verbinden, Dr. Jäger und Dr. Wels, haben Tag und Nacht den schwersten Dienst.

Major v. Nauendorff leidet schwer. Er bittet um Morphium. Dann forscht er wieder nach dem Gefechte, nach Deimlings Herannahen. Wer ihn doch mit Wasser laben könnte! Er ruft mit ermattender Stimme: „Tausend Mark für einen Schluck Wasser!" — nach einer Weile von neuem: „Zehntausend Mark für einen Schluck Wasser!" Still kriecht auf diesen Ruf Sergeant Wehinger von der 5. Batterie, selber am Fuß verwundet, zu seinem seufzenden Major und bietet ihm seinen Rotwein, den er — der Reiche — noch besaß! Der Major sieht ihn dankbar an, aber wehrt mit auflodernder Entschlossenheit ab: „Lieber Sergeant, Sie brauchen das nötiger als ich, Sie müssen wohl noch zu Ihrem Geschütz; mit mir ist's doch bald aus." Es war der letzte Sieg, den der Sterbende errang. Die Schmerzen betäubten hernach seine Sinne, und einige Stunden später war er still entschlafen. Sein Ende isi eine deutsche Bewährung der Soldatenlosung, die auf einem französischen Denkmal von 1870/71 steht: „Dites à ma mère que je meurs comme soldat et comme chrétien; en avant camarades!" (Sagt meiner Mutter, daß ich als Soldat und als Christ sterbe! Vorwärts, Kameraden!)

Der Schützenlinie brachte die immer glühender sengende Hitze unerhörte Durstqualen. Wohl denen, die von einem nahen Strauche wenigstens zeitweise Schatten erhielten; sie konnten auch die kleinen, zähen Blätter kauen und so ihren schmachtenden Mund ein wenig erfrischen. Andere versuchten, das Blut erschossener Pferde oder Maultiere zu schlürfen oder gar den eigenen Harn. Vorüberkriechende große Ameisen, die in der Angst des Durstes in den Mund gesteckt wurden, halfen ebensowenig. Es kam sogar vor, daß Schützen vor Ermattung einschliefen und — wie die Verdurstenden in der Wüste — von herrlichem Wasser träumten, das in ihren Wassersäcken durch die Schützenlinie gereicht würde. Der Tod war den Schmachtenden vielfach gleichgültig geworden, aber sie rissen ihre Kraft zusammen und taten ihre Pflicht. Doch traten auch einige Hitzschläge ein.

Zuweilen wurden Einzelrufe zwischen dem Gewehrfeuer hörbar. Einer rief: „Mutter, Mutter!" Ein anderer verwünschte dies Land, in dem er verdursten müsse, aber sein Nebenmann sprach ihm Mut zu und bezeichnete einen Felsblock, hinter

dem einer eben auf sie geschossen hätte. Dann hört man wieder einen Seufzer: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen". Einer ruft laut: „Er führet mich zum frischen Wasser" — es soll ein Gebet sein in dieser Not des Verdurstens.

Dabei lockten drüben in Hörweite die Hottentotten mit höhnischen Zurufen: „Dütschman, banja Dorst? Komm, hier stief Water!" Doch nicht alle Mannen Hendriks geberdeten sich so zuversichtlich. Bei der Abwehr eines Rückenangriffs hörte einer unserer Bergdamara, der mit in der Schützenlinie lag, deutlich in der ihm geläufigen Namasprache, wie der Kapitän seine Leute mit der Lederpeitsche bedrohte. Als die Unseren einige Sprünge vorwärts machten, hatten die Gelben ängstlich gerufen: „Sie kommen, sie kommen!", worauf der Kapitän sie anherrschte: „Ich schlage euch mit dem Tschambock (der gedrehten Lederpeitsche) tot! Gerade, wenn sie kommen, sollt ihr liegen bleiben und schießen".

Warum nutzte Hendrik, so überlegte man, seine große Übermacht der Zahl nicht gegen die geschwächte Abteilung durch allseitiges Überrennen aus? Fürchtete er die großen Verluste, wenn er aus den bergenden Klippen und Schluchten vorstürmte? Unsere Truppe war auf diesen äußersten Kampf gefaßt.

Die allerbitterste Sorge äußerte sich jedoch in unseren Reihen nicht laut. Nur still raunte einem jemand ins Ohr: „Meinen Sie noch, daß wir aus dieser Klemme herauskommen". Voll grimmigen, aber meist verschlossenen Wehs dachten andere mit einer Art Neid an unsere Toten oder an die Verwundeten vom letzten Gefechte, deren Geschick sie vor anderthalb Tagen noch so tief bedauert hatten. Mußte man diese nicht glücklich preisen, wenn man unsere Lage mit der ihrigen verglich? Selbst für die Hoffnungszähesten kamen Stunden, in denen der feierliche Ernst der Todesnähe durch die Reihen wehte. Aber die Erkenntnis der Gefahr machte nicht verzagt, sondern gefaßt und entschlossen. Der Wille, auszuharren, beherrschte alle.

Das fortdauernde Gefecht ließ für Stimmungen auch wenig Raum. Die Gefahr wuchs zusehends.

Gegen 1 Uhr während der stärksten Hitze kam die gefährlichste Stunde. Die Batterie hat ihre Munition bis auf wenige Schüsse verfeuert, obwohl schon gestern stundenlange Feuerpausen eingeschoben waren. Beim ersten Geschütz rührt sich keine Bedienung mehr. Der Geschützführer, Unteroffizier Pöschel, liegt

erschöpft hinter der Protze. Da drängen die Hottentotten gegen die Geschütze heran. Leutnant Semper, der schon einen verbundenen Arm trägt, holt seine letzten Leute herbei. Der Unteroffizier Köhler soll sein zweites Geschütz zurückziehen und dann das erste retten helfen. Er hat nur noch acht Schüsse. Als gegen das zurückgehende Geschütz das feindliche Feuer zu stark wird, muß er halten und sich erst durch drei Schüsse Luft schaffen. Jetzt erhält Leutnant Semper seinen zweiten, tödlichen Schuß. Vor dem Bremssporn liegend weist er die sich um ihn Bemühenden zurück und kommandiert weiter, bis sein Blut und seine Kraft verströmte — ein Beispiel heldenmütiger Pflichttreue. Todesmatt wird er auf den Verbandsplatz geschafft, wo er bald klaren Geistes mit Grüßen der Liebe an die Seinen verscheidet. Mit ihm zugleich sind noch zwei Kanoniere verwundet.

Nun haben sich die Hottentotten auf das bedienungslose erste Geschütz geworfen. Sie sind schon auf zwanzig Schritt heran. Da werden die letzten fünf Schüsse des zweiten Geschützes gegen die Bedränger abgerissen. Leutnant v. Seutter und einige Reiter der 5. Kompagnie eilen herbei und helfen dem Unteroffizier Köhler und dem Gefreiten Schulz, der vom ersten Munitionswagen zu Hilfe gekommen ist, auch das erste Geschütz bergen. Bei diesem finden sie noch etwas Munition, aber der Geschützführer Pöschel hat inzwischen den Todesschuß empfangen. Die ganze Bespannung dieses Geschützes war erschossen.

Ebenso versuchte der Feind auf dem rechten Flügel ein Geschütz zu nehmen, als auch dort die Munition versagte und die Bedienung kampfunfähig dalag. Hier war es die siebente Kompagnie, die rechtzeitige Hilfe brachte.

Die Batterie hatte zähesten Heldenmut bewiesen. Ein Richt-Kanonier z. B., der einen Beinschuß erhalten hatte, bat, ihm nur in die rechte Stellung zu helfen, dann könne er sein Geschütz noch weiter richten. Der Tapfere hielt aus, bis ihn ein zweiter Schuß völlig kampfunfähig hinstreckte.

Der drohende, schmähliche Verlust der Geschütze war abgewandt. Allein die heiße Sonne brannte weiter und drohte die letzte Kraft auszudörren. Nur mit Anspannung alles Pflichtgefühls zwang man sich noch, seinen Dienst zu tun.

Unterdessen hat Major Meister seine Versuche, Wasser suchen und herbeischaffen zu lassen, nochmals mit Aussetzung hoher Preise bei unseren eingeborenen Bambusen fortgesetzt; unsere

eigenen Reiter aus der immer bedrohlicher gelichteten Schützenlinie auf Wassersuche zu schicken, war ja unmöglich. Ob die Schwarzen rückwärts im Flußbett Wasser finden und ob sie durch die Hottentotten überhaupt hindurchkommen werden?

Doch plötzlich eine neue, große Gefahr. Der Feind scheint zur Vernichtung der erschöpften Abteilung vorzubrechen. Auch die Verwundeten, deren Zahl sich stündlich vergrößert, merken es und fordern ihre Waffen zur äußersten Verteidigung. Ein durch die Brust geschossener Leutnant hat schon seine Browning-Pistole in der Faust.

Jetzt greift wieder jeder — ohne Ausnahme — der gesunde oder noch bewegungsfähige Glieder hat, zu seinem Gewehr und eilt vor, bis der feindliche Vorstoß abgewiesen ist.

Dann ruft die Pflicht wieder zu den Verwundeten. Wie schwer sind erst für sie diese Stunden und Tage! Ihrer sind bereits über vierzig. Meist tragen sie still und tapfer ihre Schmerzen.

Auch Tote sind immer von Zeit zu Zeit zu bestatten. Die schlichte Feier, bei der das ganze Herz ergriffen ist, muß mehrmals des feindlichen Feuers wegen verschoben werden, das auch die Wagenburg und unseren Friedhof in deren unmittelbarster Nähe nicht verschont. Hat das Feuer nachgelassen, so können Leichtverwundete in kriechender oder gebeugter Stellung ihren toten Kameraden die Ruhestatt bereiten. Waffenrock und Tropenhut decken wir den Gefallenen aufs fahle oder blutige Gesicht, hüllen sie auch wohl in ihre blutdurchtränkte Zeltbahn oder Decke — und rufen dann die gewisse Zuversicht der Christen ihnen über ihr frühes Soldatengrab und uns ins todesernste Herz. Jeder unserer Gebliebenen erhält seine eigene Gruft; Reiter und Offiziere liegen nebeneinander, noch in diesem Todesgarten ein Bild der kameradschaftlichen Treue, wie sie die Schutztruppe leuchtend bewährt.

Mit einem Male verbreitet sich die freudigste Bewegung über den Verbandsplatz. Die abgeschickten Eingeborenen kommen mit gefüllten Wassersäcken zurück. Anderthalb bis zwei Stunden rückwärts im Rivier haben sie Regenwasser gefunden. Es gab Wasser, Wasser! Dieses war zwar lehmig, aber es erfrischte belebend bis in die Fingerspitzen hinein. Zuerst wurden die Verwundeten gelabt. Hernach, als die Eingeborenen und einige mit ihnen entsandte Deutsche den weiten Weg nochmals zurückge-

legt hatten, konnten volle Wassersäcke in die Schützenlinie vorgebracht werden. Es gelang sogar, einen Wasserwagen zur Regenpfütze und ihn gefüllt zurückzuschaffen. Dieser Wasserfund war unsere Rettung und gab alsbald der ganzen Abteilung wieder frische Kraft und freudige Zuversicht auf siegreiches Gelingen.

Aus der Schützenlinie durften die einzelnen nacheinander vorsichtig zum Trinken zurückkriechen. Der pflichttreuen Ausdauer der Truppe stellte hierbei der Reiter einer Kompagnie ein unbewußtes Ehrenzeugnis aus, als er den Zuruf, die Reiter sollten einzeln zum Wassertrinken kommen, entschlossen abwehrte: „Aber Mensch, wir dürfen doch jetzt unsere Stellung nicht verlassen!“ Er hatte die Stimme seines Leutnants nicht sofort erkannt, der seinen Leuten die ersten Wassersäcke zutrug.

Trotz des gefundenen Wassers blieb die Lage der Abteilung jedoch bitterernst. Unsere Batterie konnte noch notdürftig zwei Geschütze bedienen und besaß nur eine ganz geringe, für den alleräußersten Fall aufgesparte Munition. Die drei schwachen Kompagnien waren durch den Verlust an Toten und Verwundeten insgesamt auf wenig über 100 Gewehre zusammengeschmolzen.

Wie oft hatten wir schon voll bangen Sehnens nach Südosten gelauscht, ob Deimling noch immer nicht Entsatz und Rettung bringe! Wie lange vermochte unser geschwächtes Häuflein dieser Stellung und dieser Übermacht noch zu trotzen?

Gegen Abend war ferner Geschützdonner gehört worden. So beteuerten die einen, während es andere für Täuschung der erregten Sinne erklärten. Aber Major Meister mußte von der Schützenlinie die gewisse Meldung haben, er versicherte die Richtigkeit. Deimling ist also im Anmarsch! Gott sei Dank! Aber die Entfernung muß noch sehr groß sein! Was kann bis zu seinem Eintreffen alles geschehen, wenn Hendrik die Gunst seiner Lage auszukaufen versteht!

Das Gefecht tobt mit verstärkter Heftigkeit bis in die tiefe Nacht.

Am späten Abend eine neue aufregende Meldung! Etwa 250 Feinde, meist großwüchsige Gestalten, die Hälfte beritten, die übrigen zu Fuß, sind über das Flußbett gezogen und scheinen sich in unserem Rücken festzusetzen; die langen Orlogleute müssen Herero sein! Will Hendrik morgen von allen Seiten mit seiner großen Überzahl angreifen?

Es kommt die zweite Nacht in diesem Ringen, während

der unsere Truppe in der Schützenlinie ausharrt. Wie unsere überlebenden Zugtiere vor Durst brüllen! Sonst ist's so unheimlich still nach dem unaufhörlichen Geknatter.

Nur die Erschlaffung hilft einigen zu leisem, unruhigem Schlaf. Dann wieder ernste, wache Stunden. Jeder Krieger ist allein mit seinen Gedanken und seinem Gott. Von den Lagern der Verwundeten klagt hie und da ein verhaltenes Stöhnen.

Am Morgen des 4. Januars, unseres dritten Gefechtstages, setzte das Feuer schwächer ein. Von der hohen Düne zu unserer Linken fiel kein Schuß mehr. Es ist auch flußabwärts ein Trupp in scheinbarem Abzuge gesehen worden. Zieht der Feind auf den gestrigen Kanonendonner ab, oder hat der alte Schakal Hendrik nur eine Kriegslist ersonnen?

Nach einiger Zeit steht der Leitung jedoch fest, daß große Haufen der Feinde abgezogen sind. Die Wasserstelle ist trotzdem noch so stark besetzt geblieben, daß unsere hungernde und durstende Truppe neuen Qualen, vielleicht trotz alledem ihrem Verderben entgegensieht.

Der Kommandeur berät mit einigen Offizieren, ob der Zustand in ihren Reihen das Wagnis eines Sturmes noch irgend gestatte. Die Truppe soll möglichst mit Wasser versorgt werden und ihre letzte Kraft zum Sturmangriff sammeln.

Es muß gewagt werden! Aber gefährlich genug sieht's bei der Abteilung aus.

Ein von seinem Zuge herbeigerufener Leutnant der Batterie stürmt in hochgradiger Raserei heran. Er war einige Tage vor unserem Ausbruch mit besonderem Auftrag von Kalkfontein nach Kub gewesen, hatte unterwegs schon zwei Dursttage überstanden und seine Batterie darauf mitten im Gefecht in höchst kritischer Lage wiedergefunden. Neuer Durst und neue Anspannung erschöpften vollends seine Kraft. Am ganzen Leibe zitternd schreit er: „Was kann ich dafür, daß ich noch lebe?" Dann wehrt er sich gegen einen Vorwurf, den niemand gegen ihn erhoben hatte: „Ich bin nicht feige!" Mit Mühe zwingen wir ihn an einem schattigen Platze bei einem der Verbandswagen nieder. Bebend springt er wieder auf: „Ich muß zu meinen Geschützen." Nur schwer ließ er sich besänftigen. In seinen erregten Rufen hatte er aber ausgesprochen, was wir alle empfanden: „Was kann ich dafür, daß ich noch lebe?"

Bald darauf wird der Führer der siebenten Kompagnie vom rechten Flügel von zwei Mann zurückgetragen. Wehe, durchzuckt's uns, nun ist auch dieser Tapfere dahin! Gottlob, es ist aber nur eine tiefe Erschöpfung. Im Schatten eines Wagens hat er sich kaum etwas erholt, als es ihn zu seiner Kompagnie zurücktreibt. Nur Major Meisters Befehl hält ihn noch eine Weile fest: „Ich befehle Ihnen, hierzubleiben; ich habe mit Ihnen zu reden!" Hernach kann ihm der Arzt noch einen Schluck des schon längst zur Neige gehenden Rotweins reichen. „Geben Sie her, vielleicht ist's der letzte Schluck auf Erden" — damit eilt er laufend, kriechend auf seinen rechten Flügel zurück.

Eine herzstärkende Freude war's in solchen Augenblicken, mit welcher Treue die Soldaten — bei diesem, wie bei den anderen Truppenteilen — an ihrem Führer hingen. Die beiden Träger des eben erwähnten Kompagnieführers wollten sich weder von dem Arzt, noch sonst jemand von der Seite des Erschöpften entfernen lassen. „Unser lieber Oberleutnant! — schreit der eine, ein Sergeant, mit fliegendem Atem — wir müssen wissen, wie es unserem Oberleutnant geht." Dann ergriff ihn selber eine rasende Erregung. Er will Wasser für seinen Oberleutnant und alle Kameraden herbeizwingen. „Wer kommt mit, die Wasserstelle zu stürmen? Ob sie uns dabei totschießen oder ob wir hier verdursten, ist ja doch gleich. Sonst stürme ich allein!" Mit solchen Rufen rast er davon, und es kostet festes Zugreifen, ihn zu retten.

Die Ärzte äußerten mir leise ihre Besorgnis, solche Anfälle von Raserei könnten zunehmen. Die Hitzschläge vermehrten sich ebenfalls. Darum sollte erst nach einiger Ruhe der Sturm beginnen.

Es war eine bange Stunde, die wir pochenden und doch gehobenen Herzens durchlebten. Die beiden Geschütze, für die noch Bedienung und Munition übrig war, erhoben wieder ihre langvermißte eherne Stimme und halfen mit einigen Treffern zum Gelingen des Sturmangriffs. Die anfangs zäh und heftig feuernden Feinde flohen schreiend vor den blitzenden Bajonetten davon, und Geschütze wie Sturmkolonnen stießen erfolgreich nach.

Die Wasserstelle Groß Nabas war gestürmt, die furchtbare Felsenfeste des Feindes in unseren Händen!

Ein Gefangener berichtete uns über die Stärke der Hotten-

totten und den Grund ihres Abzuges und bestätigte die eigenen Wahrnehmungen der Truppe. Von 1000 oder 1100 Gewehren sind gestern abend auf die Nachricht von Deimlings siegreichem Vordringen 250—300 Herero von Hendrik abgezogen, der alte Häuptling selber aber hat sich nach Gochas dem Obersten entgegengeworfen.

Jetzt übersahen wir erst völlig die ganze Festigkeit der Hottentottenstellung. Die Massen abgeschossener Patronen bezeichneten die natürlichen wie die künstlichen Verschanzungen des Feindes. Die Stellen, an denen er während der Gefechtstage seine Toten mehr verscharrt, als bestattet hatte, verrieten sich durch die lose aufgeschütteten Kiesflächen.

Ein Häuptling hatte beim schnellen Abzug seine kräftige Fleischbrühe im Stiche gelassen. Sogar einige Gewehre wurden gefunden.

In dieser eroberten Stellung bezogen wir mit allen Sicherungen unser Lager.

Nun wurden zuerst die halbverschmachteten Tiere mit Vorsicht zur Wasserstelle geführt. Etwa 150 Köpfe waren freilich erschossen worden. Die gequälten Tiere zitterten vor Erregung am ganzen Leibe, als sie mit geblähten Nüstern das Wasser witterten.

Darnach durfte die Truppe, die seit drei Tagen fast nichts mehr gegessen hatte, an sich selber denken.

Eine herbe Liebespflicht lag noch einem kleinen Kommando ob. Sie führte uns vor dem Dunkelwerden in unsere alte Stellung zurück. Wir wollten die noch unbestatteten Toten begraben, die vor unserer Schützenlinie, z. T. schon seit dem ersten Gefechtsmorgen lagen. Die Gesichter hatte der dreitägige Sonnenbrand schon verfärbt. Wir segneten die Leiber zu ihrer Ruhe ein, meist an der Stelle ihres Heldentodes. Hier lag auch Leutnant v. Bockelberg, der Führer der 5. Kompagnie; er hatte zu einer Besprechung mit dem Kommandeur aus der Schützenlinie zurückwollen und war im Zustande der Erschöpfung in falscher Richtung der feindlichen Linie zugerannt.

Der Kampf hat uns 24 Tote und 47 Verwundete gekostet, ein Drittel unserer Stärke, und etliche Verwundete waren sehr schwer verletzt!

Die hartgeprüfte, siegreiche Truppe war von tiefem, dankbarem Ernste beherrscht. Bei einer Kompagnie stellte sich nach

Erfüllung der ersten Pflichten eine Gruppe zusammen und sang aus matten Kehlen „Nun danket alle Gott". Es war das allbeherrschende Gefühl, das jede Zurückhaltung durchbrach. Wie viele versicherten aus freien Stücken: „Heute haben wir beten gelernt!" Ein Unteroffizier (Einjähriger) rief mir mit leuchtenden Augen zu: Te Deum laudamus! (Herr Gott, dich loben wir) und sprach damit nur aus, was alle Herzen erfüllte. Bei einem Häufchen Verwundeter hat einer sein kleines Feldgesangbuch aufgeschlagen, und ein Unteroffizier neben ihm stimmt dem Lesenden zu, er tue recht, in solchen Zeiten gewinne man das Büchlein lieb.

In der ganzen Abteilung war gewiß kein einziger, an dem der Tod nicht mehrfach ganz nahe vorübergegangen wäre — und, was schwerer wog, die Truppe durfte sich sagen, in allerschwerster Not Treue und Pflicht bewährt, sich des deutschen Namens würdig gezeigt zu haben.

Bald sank die Nacht hernieder, und wer keine Wache hatte, durfte nun wirklich ruhen! Wir dachten still dieser unvergeßlichen Tage — und wir dachten der Toten, der Toten.

26. Ernste Tage nach dem Gefechte.

Den folgenden Tag verblieb die Abteilung in der gewonnenen Stellung. Der dortige Wasservorrat ging jedoch zu Ende, und das Aufgraben neuer Wasserlöcher brachte keinen ausreichenden Erfolg. Bei dieser Arbeit waren schon Leute vor Erschöpfung umgesunken.

Noch weniger genügte die zurückliegende Regenpfütze, die am Nachmittage des zweiten Kampftages das rettende Labsal gespendet hatte.

Major Meister entschloß sich deswegen, obschon nur ungern, wieder nach dem vortrefflichen Brunnen Stamprietfonteins zu marschieren und in der dortigen festen Stellung neue Munition, vor allem für die Batterie heranzuziehen.

Unsere zahlreichen Verwundeten wurden auf die verfügbaren Wagen und Karren verteilt, und in engster Fühlung marschieren wir ab: die Batterie und unsere Wagen in der Mitte, eine Kompagnie als Seitensicherung längs der Düne.

Auf unserem Gefechtsfelde, über das wir ziehen, liegen

Kartuschen, Geschoßkörbe, Patronenhülsen als stummberedte Zeugen des heißen Kampfes verstreut. Abgespellte Äste und Zweige hängen welk von den Gebüschen oder den niedrigen Bäumen. Aufgeschwollene Tierkörper starren uns in Menge entgegen, einzeln oder in wirrem Knäuel; manche Pferde strecken ihre vier Hufe todesstarr in die Luft. Dann grüßen wir weiterreitend voll Wehmut die Gräberreihen der Kameraden. Einige Hügel sind trotz der kurzen, ruhelosen Frist schon mit hölzernen Grabkreuzen bezeichnet. Wie bald mögen diese dahinsinken! Aber stets, ihr treuen Toten, wird das Kreuz in Himmelshöhen die Wacht über euren Gräbern halten, und jedem, der euer in Liebe oder Schmerz gedenkt, das Gotteswort in den Seelen aufleuchten lassen: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!"

Langsam geht unser Marsch auf dem unwegsamen, bald sandigen, bald steinigen Höhenrande von statten. Wir bedauern am schmerzlichsten die armen Verwundeten, die jeden Anprall und Stoß ertragen müssen. Einige klagen herzbeweglich, und keiner kann ihnen helfen.

Am späten Abend, als wir jenseits von Witkrans ein Lager beziehen, ist ihrer einer seiner Wunde erlegen, und in dunkler Nacht betten wir ihn in sein einsames Grab.

Beim Morgengrauen rücken wir weiter, um vor der Tageshitze Stamprietfontein zu erreichen. Ob der Feind von seiner großen Überzahl wohl einen Teil nach dieser Wasserstelle in unsern Rücken entsandt und sie von neuem besetzt hat? Diese Frage hält alle in Spannung.

Die Rücksicht auf die Verwundeten, ferner der starke Verlust an Zugtieren und der schonungsbedürftige Zustand der noch verfügbaren zwingen zu bedächtig fortkriechendem Schneckenmarsch. Die Geschützräder wühlen sich mit knirschendem Stöhnen durch den roten Sand oder poltern über Gesträuch und Gestein mit rumpelndem Krachen. Es klang wie ingrimmiges, drohendes Klagen.

Zu guter Vormittagsstunde waren wir in Stamprietfontein und fanden es unbesetzt.

Wie mundete dort das kühle, klare Wasser, das die Schaufeln eines Schöpfwerkes in reichster Fülle aus der Brunnenstube emporwanden! Menschen wie Tiere tranken es immer wieder

mit neuem Durste. Wir konnten ja wie Platens Harmosan sagen: „Drei Tage focht' ich ohne Trunk!"

In Stamprietfontein sollte sich die Abteilung zu neuen Aufgaben in Ruhe stärken. Wenn wir nur erst wieder Munition für unsere Batterie hätten! Auch die der Kompagnien bedurfte der Ergänzung.

Am zweiten Tage nach dem Einrücken war Sonntag, und wir hielten einen kurzen Gottesdienst. Es war der erste im neuen Jahre. Hatten wir wirklich erst den 8. Januar? Nach unserem Empfinden hatten wir schon mehrere Wochen dieses männermordenden Jahres durchlebt. Und der erste Gottesdienst im Jahre 1905 sollte es sein? Die drei Tage von Groß Nabas standen vor unserem Innern als die gewaltigste Predigt, in der Gott selbst zu uns im Schlachtenwetter geredet hatte.

Es drängte uns, bei dieser Feier vor Gott unserer Gefallenen, unserer Verwundeten, der Angehörigen zu gedenken und uns selber an sein Herz zu legen — mit Dank und Flehen. Lied und Schriftwort brauchten wir nicht lange zu wählen. Das letzte Gefecht hatte beides bestimmt. Wir sangen, wie die eine Kompagnie am dritten Gefechtstage „Nun danket alle Gott", und unser Gotteswort konnte nur jener Psalmruf aus der schmachtenden Schützenlinie sein: „Er führet mich zum frischen Wasser" (Psalm 23, 2).

Am Abend dieses Sonntags ward die Verbindung mit den unter Oberst Deimling heraufziehenden Truppen hergestellt und damit eine von Tag zu Tag besorglichere Ungewißheit aufs glücklichste gehoben.

Wir saßen schon bei unseren kleinen Lagerfeuern oben auf der buschigen Hochfläche, als Leutnant Fürbringer mit wenigen Reitern ins Lager kam. Der Oberst, dessen Sorge um die Abteilung Meister sich täglich steigerte, hatte die Patrouille entsandt, und sie war wohlbehalten an vielen Hottentotten vorüber über die Felshänge und Uferränder des gefährlichen Flußbetts zu uns geschlichen. Die Spannung auf beiden Seiten war groß. Wir hörten an diesem Abend, daß der Oberst mit drei schweren Gefechten den Vormarsch erzwungen hatte. Die schmerzliche Kehrseite dieser Siegesnachrichten konnte freilich nicht fehlen; wir erfuhren von den Opfern der Gefechte, vom Heldentode manches treuen, trauten Gefährten. Der Leutnant ritt noch denselben Abend seinen langen, gefahrvollen Weg zurück.

Zusatz: Die bei Groß Nabas Gefallenen oder ihren Wunden Erlegenen sind:

Major v. Nauendorff (verwundet am 2. Jan., † 3. Jan.); Leutnant Overbeck (5. Batt.); Leutnant Dr. Semper (5. Batt.); Leutnant v. Bockelberg (5. Komp.); Leutnant Donner (4. Komp., † später im Lazarett Kub); Fähnrich Triepke (4. Komp.); Sergeant Bär (4. Komp.); Gefr. Jüngel (4. Komp.); Gefr. Weinberger (4. Komp.); Gefr. Sprengel (4. Komp.); Reiter Fischer (4. Komp.); Reiter Koschak (4. Komp.); Reiter Hannig (4. Komp.); Reiter Bauer (5. Komp.); Reiter Schurz (5. Komp.); Reiter Dehler (5. Komp.); Reiter Wawer (5. Komp., † 5. Jan.); Gefr. Bernh. Müller (7. Komp.); Reiter Lau (7. Komp.); Reiter Magerstedt (7. Komp.); Unteroff. Müscher (Signal-Abteilung); Unteroff. Pöschel (5. Batt.); Gefr. Andres (5. Batt.); Reiter Korta (5. Batt.); Reiter Menning (5. Batt.); Reiter Nägele (5. Batt., † 14. Jan.); Reiter Albat (Stab der Art.-Abt.).

Wie sind die Helden gefallen
Und die Streitbaren umgekommen!

27. Oberst Deimling mit allen Abteilungen in Stampriettfontein.

Zwei Tage später, am Abend des 10. Jan., stiegen lange Staubwolken aus der Richtung von Groß Nabas und Witkrans auf, die mit allgemeiner Spannung beobachtet wurden. Der sehnlichst erwartete Oberst rückte mit beiden Abteilungen heran. Sie brachten noch zwanzig Verwundete mit, so daß unser Lager 67 Verwundete barg.

Ein ernstes Wiedersehen war's, aber die ganze Truppe in erhöhter Stimmung. Das gesamte Auobgebiet, die große Naturfestung der Hottentotten, war ihnen durch das Zusammenwirken aller Abteilungen entrissen, der Feind in die Dünenwüste zu beiden Seiten des Auobs zersprengt.

In eifriger Mitteilung tauschten die nun für wenige Tage vereinigten Truppenteile ihre Erlebnisse aus; Kameraden, die einander zuletzt im Herero-Gebiet oder gar noch in Deutschland die Hand gedrückt hatten, sahen sich hier nach solcher Feuertaufe wieder ins Auge. Sie sprachen von gefallenen Freunden,

aber freuten sich dennoch der Erfolge. Allen war zu Mute, wie es Schiller im Wallenstein ausspricht:

Komm' an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl tut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angesicht zu solcher Stunde.

Ein großes Feldlager war hier unter dem Kommandeur der Südtruppen beisammen. Major v. Lengerke vereinte in seiner Abteilung die 8. Komp. (Hauptm. v. Wehle), die 1. Ersatz-Komp. (Oberlt. v. Livonius), die 8. Batterie (Hauptmann Kirchner), die Halbbatterie v. Winterfeld; die Abteilung Ritter bestand aus der 2. Komp. 1. Rgts. und der Halbbatterie Stuhlmann; dazu kamen Major Meisters Truppen: die 4. Komp. (Hauptm. Richard), die 5. Komp., die jetzt Leutnant Schimmer führte, die 7. Komp. (Oberlt. Grüner), die 5. Batterie, derzeit unter Leutnant Rath.

Am 11. Januar feierten alle diese siegreichen Truppen einen gemeinsamen Gottesdienst, am 12. folgte ein Biwaksabend. Auch Oberst Deimling sprach an beiden Tagen zu seinen Kriegern mit dem ihm eigenen, wirksamen Feuer.

Der 14. Januar trennte die drei Abteilungen wieder; die neue Lage stellte neue Aufgaben. Während der Oberst (sein neuer Adjutant war Leutn. Clausnitzer) mit der Abteilung Ritter über Rietmond nach Gibeon zog, besetzte Major v. Lengerke am Auob Gochas und Zwartfontein, Major Meister hielt Kalkfontein und Stamprietfontein.

Die kurzen Zwischentage benutzte man, sofern der Dienst es zuließ, zu waffenbrüderlichem Verkehr der Truppenteile. Wieviel hatte man sich mitzuteilen, wieviel gemeinsam zu tragen!

Am 3. Januar, dem zweiten und schwersten Gefechtstage Meisters, hatte südwärts von unserer Kampfstätte die kleine Abteilung Ritter gleichfalls einen harten Kampf bei Haruchas bestanden. Die 2. Komp. war mit dem Regimentsstabe allein, als sie an einer Wasserstelle von mindestens 200 Hottentotten angegriffen wurde, während die damals nur mit Ochsen bespannten Geschütze der Halbbatterie mehrere Stunden zurück waren. Die stark gelichtete Kompagnie mußte 5 Stunden lang allein mit dem Regimentsstabe den starken Feind abwehren, wobei die Schützen in ungewöhnlich großen Abständen zu 30, ja zu 50 m zur Verlängerung der Linie verteilt lagen. Die Feinde froh-

lockten bereits übermütig, an diesem Tage habe der „Dütschmann“ keine „Grootrohre“ und würde unterliegen. Die Halbbatterie hatte jedoch, von einem zurückgesandten Unteroffizier benachrichtigt, mit Einsetzung der äußersten Kraft ihre Geschütze vorgetrieben, und zumal ein aufbrausender Sturmwind den Hottentotten seine Regengüsse ins Gesicht fegte, schnell auffahren und den Tag entscheiden können. Bei diesem Gefechte fiel Oberleutnant Ahrens, der tapfere, beliebte Regimentsadjutant, als er eine wichtige Bergkuppe mit den Leuten des Stabes besetzt hielt.

Am 4. Januar traf Major v. Lengerke bei Haruchas ein, und die vereinigten Truppen schlugen am 5. Januar südlich vor Gochas und am 7. Januar nochmals nördlich von Gochas (bei Urikuribis oder Zwartfontein) die ganze unter Hendrik Witbooi zusammengezogene Kriegsmacht der Aufständischen. Am 7. Jan. hatte der vorgeschickte Leutnant Fürbringer die feindliche Stellung noch rechtzeitig erkannt, die hufeisenförmig den Anmarschweg umklammerte, und seine nur in wenigen Strichen andeutende Skizze dem Obersten als Meldung zurückgesandt, der darauf durch eine Linksschwenkung den gegnerischen Plan vereitelte. Eine auf der Höhe bereitgestellte Wagenkolonne des Feindes war zum Angriffsziel bestimmt und Hendriks ganzer „Orlog“ (d. h. Heerbann) nach vierstündiger Gegenwehr geschlagen worden. Die 22 Wagen, die in deutsche Hände fielen, hatten mit allerlei Gerät, auch mit Wasserfässern zur Überwindung großer Durststrecken bereit gestanden.

Doch selbst am 7. Januar war noch keinerlei Nachricht von der Abteilung Meister eingetroffen, und der Oberst hatte, wie schon in den Tagen zuvor, keiner Ermüdung achtend, immer vorwärtsgedrängt, bis die Verbindung hergestellt war.

In diesen Gang der Ereignisse fügten sich die Erlebnisse der einzelnen Truppenteile.

Bei der 2. Kompagnie, die in diesen Tagen schon ein volles Jahr im Felde stand, fragen wir den Führer, wieviel Gefechte er während dieser zwölf Monate bestanden habe. „Ich habe bisher nur 17 Gefechte — ist die Antwort — einige von der Kompagnie haben 21!“ Von dem alten Stamm sind nur noch 25 in der Kompagnie, doch wirken sie auf Geist und Erziehung der Ersatzmannschaften bestimmend ein. Die Verluste sind sehr hohe. Lediglich seit dem 22. Novbr. hat die Kompagnie an Offi-

zieren 60%, an Mannschaften 33% eingebüßt. Von ihren Pferden haben das ganze sich nun rundende Kriegsjahr nur die „alten Afrikaner" durchgehalten, die noch aus Frankes Zeit stammen; die Tiere sehen wie dürre Klepper aus, haben aber ihre erstaunliche, bedürfnislose Zähigkeit bewährt.

Unser trauliches Gespräch springt zu den letzten Kämpfen über. Es ist eine wohltuende Freude, gerade von dieser erprobten, alten Feldkompagnie den Kampfesschneid und die Tüchtigkeit der neueren Truppenteile rühmen zu hören.

Dann sprechen wir von charakteristischen Einzelzügen aus den letzten Kämpfen. Unteroffizier Ruschke dieser 2. Komp. lag beim letzten Gefecht mit schwerer Rückenwunde vor seiner Schützenlinie. Ohne einen Klagelaut harrte er dort aus und rief ruhig seine Beobachtungen nach rückwärts: „Dort links liegt einer" usw.

Gefreiter Orphel (später seinen Wunden erlegen) wurde bei Gochas durch beide Oberschenkel geschossen, sein linker Schenkel gesplittert. Als der Arzt ihn erreichte, fragte der Schwerverwundete zuerst nach dem Stande des Gefechtes, sodann nach dem Ergehen des Leutnants v. Maltzan, mit dem er bei der Spitze geritten war, und den er hatte fallen und forttragen sehen. Seine schweren Wunden beschäftigten ihn erst an dritter Stelle.

Reiter Rochelmeier war schon von den Feinden umzingelt, hatte sich jedoch mit verwegener Kaltblütigkeit unverwundet durchschlagen können.

Bei der 4. Kompagnie hockt eine kleine Gruppe unter dem kümmerlichen Schatten einiger Decken und Büsche und bespricht die jüngsten Gefechte. Die Kompagnie konnte bei Groß Nabas nur noch 64 Gewehre in den Kampf stellen, die Züge zählten teilweise nur zehn Gewehre. Im Abendgefecht bei Stamprietfontein, erzählen sie, habe ihr Hauptmann mit dem feindlichen Kapitän halb aufgerichtet einen förmlichen Zweikampf ausgefochten und mit dem dritten Schuß den Gegner niedergestreckt. Bei Groß Nabas, ergänzt einer, habe der Hauptmann nicht bloß an schwerster Stelle den Kampf geleitet, sondern auch im Gefecht noch Verwundete verbunden, z. B. einen Sergeanten, dessen Verband zwei Tage habe liegen bleiben können. Auf der feindlichen Linie, so bestätigen sie einander in ihrer sprunghaft forteilenden Unterhaltung, hätten sie deutsche Kommandos gehört und deutlich vernommen, wie das Einstellen der Visiere befohlen wurde. Dann gedenken sie ihrer Verwundeten und Toten.

Den am Oberschenkel sehr schwer getroffenen Leutnant Donner hatte der Fähnrich Triepke in Sicherheit ziehen wollen, war jedoch sofort durch den Kopf geschossen schwer über den Verwundeten hingestürzt. Ein Sanitätsunteroffizier und ein Reiter erneuerten den Hilfeversuch, wurden aber beide gleichfalls verwundet. Dann holte ein Gefreiter seinen Leutnant und diese verwundeten Kameraden mit kühner, schneller Tapferkeit zurück.

Wißt ihr, was aus unserem Kompagniewagen geworden ist? fragt einer weiter und berichtet den Befund, wie ihn eine ausgesandte Patrouille angetroffen hat. Der schwerbeladene Ochsenwagen war bei unserem Anmarsche zurückgeblieben und den Hottentotten verfallen. Alles hatten diese durchstöbert und was brauchbar schien, mitgenommen. Briefe, Photographien u. a. hatten sie liegen lassen; diese flatterten nachher verstreut am Boden, und zwischen den Briefschaften lag unentdeckt ein Umschlag mit Hundertmarkscheinen, dem mehrmonatlichen Kriegsgehalt des Hauptmanns.

Ihr Hauptmann aber faßte seine Erfahrungen in die vielsagende Anerkennung: „Mit den Leuten fechte ich gerne; sie sind ruhig, verständig, tapfer". Er kargte mit den Worten, um lieber zu wenig, als zu viel zu sagen.

So begrüßte und besprach man sich in allen Kompagnien und Batterien, wobei Bekannte und Waffenfreunde sich hinüber und herüber aufsuchten.

Von der 8. Batterie lag Oberveterinär Jantze an schwerem Oberschenkelschuß mit Knochensplittern. Er war bei Gochas verwundet und hatte über eine Stunde in der Schützenlinie verbleiben müssen, bis der Arzt zu ihm vordringen konnte. Von dem frischen Blut angelockt hatten Ameisen den Hilflosen gepeinigt. Sein Bursche, Reiter Hinderer, sorgte in diesen Stunden aufs treueste für ihn, trug ihm im feindlichen Feuer abgebrochene Zweige zum Schatten herbei und schaffte ihm nach Kräften Erleichterung, konnte ihn aber erst nach dem Verbinden aus der Schützenlinie zurücktragen. Wie nun der Arzt zur ersten Hilfeleistung kam, begrüßte ihn der Verwundete: „Wissen Sie, lieber Doktor, wenn wir die Kerle nur kriegen, dann lasse ich mich gerne ins Bein schießen und von Ameisen fressen".

Reiter Kreß derselben Batterie hatte im Gefecht bei Koes (15. Dez. 1904) eine humoristisch wirkende Kaltblütigkeit bewiesen. Ein feindliches Infanterie-Geschoß traf eine Speiche

am Geschütze, das er mit bediente, und die Speichensplitter verletzten ihm Stirn und Gesicht. In der ersten Bestürzung schlug er rücklings hin, sprang jedoch sofort wieder auf, fühlte sich ins Gesicht, besah dann das Blut an seiner Hand und rief gleichmütig, sein Geschütz weiter bedienend: „Herr Oberleutnant, es ist weiter nichts".

Während desselben Gefechtes schaffte Reiter Eckey zu Pferde bei heftigem Feuer die gefüllten Geschoßkörbe vom Munitionswagen im Galopp an die feuernden Geschütze. Die Last (ein solcher Geschoßkorb wiegt etwa 60 Pfund) achtete er so wenig, als die Gefahr; mit lachendem Gesichte sprengte er einher.

Doch wurde auch den Eingeborenen, wenn sie sich im Dienste der Truppe bewährt hatten, warme Anerkennung nicht versagt. Der eingeborene Soldat Stoffel Matton hat am 5. und 7. Jan. Verwundete aus der Gefechtslinie tragen helfen und sie nach Kräften gelabt. Ein Treiber, seines Stammes sogar ein Hottentott, hielt beim Antreiben seiner Ochsen durch schweres Dünengelände so wacker aus, daß er am 10. Januar mittags vom Hitzschlage zusammenbrach.

Solche Einzelzüge gab's bei jedem Truppenteil zu hören und zu berichten.

Beim Bataillonsstabe Meister erfuhr man von der Bedrängnis des Unteroffiziers Brandt, eines alten Schutztrupplers. Am zweiten Tage bei Groß Nabas zur 5. Komp. vorgeschickt, um Leutnant v. Bockelberg zu Major Meister zu bestellen, war er gleich dem aufspringenden Leutnant bei dem faltigen, mit Büschen durchsetzten Gelände in falsche Richtung verirrt und den Hottentotten vor die Gewehre gelaufen. Schleunigst versteckte er sich und konnte in der Dunkelheit in bessere Deckung kriechen. Er kauerte innerhalb der feindlichen Linie und glaubte sich mehrfach schon verloren. Eine kleine Wasserlache, in die er von ungefähr trat, war seine Labung. So mußte er bis gegen den Mittag des nächsten Tages regungslos ausharren, bis er das Hurra seiner stürmenden Kameraden hinter sich hörte, denen er sich mit lautem Rufe zu erkennen gab. Er berichtete, wie er eine Reihe der feindlichen Kapitäne gesehen, am Abend des 3. Jan. Aufregung und Schelten unter ihnen und das hastige Davonreiten einiger Kapitäne beobachtet habe, ohne Zweifel in der Stunde, in der die Nachricht von Deimlings Anmarsch ins geg-

nerische Lager gedrungen war. Der Gerettete versicherte, an diese Tage werde er gedenken.

Viele Besuche galten den Verwundeten, soweit die Ärzte nicht Einhalt taten. Man freute sich mit ihnen der Ruhe nach ihrer langen, schmerzhaften Wagenfahrt. Doch viele haben schwere Schmerzen. Sie sollen jetzt das duldende Heldentum beweisen, ohne Klage gottergeben zu leiden.

Bei den leichter Verwundeten sind Stimmung und Gespräch naturgemäß heiterer und lebhafter. Allein ernst ist auch ihre Grundstimmung, wie die der ganzen Truppe. Sie sprechen von den gefahrvollsten Stunden, von den Gefallenen, vom Hergang ihrer eigenen Verwundung. Auch von glücklichen Bewahrungen erzählen sie Beispiele; so vom ersten Kanonier eines Geschützes, dem bei Groß Nabas die Abzugsschnur in der Hand durchschossen wurde.

Der Oberst besuchte alle Verwundeten mehrmals und bewies jedem einzelnen das herzlich mitfühlende Interesse des Führers und des Kameraden.

28. Stille Zeit in Stamprietfontein.

Sonnabend, den 14. Januar. Die Abteilung Meister hält wieder allein die Wacht in Stamprietfontein und dem nahen Kalkfontein. Major v. Lengerke forderte mich wiederholt in der entgegenkommendsten Weise auf, nunmehr seine Abteilung nach Gochas zu begleiten. So gerne ich's getan hätte, so darf ich doch von den 67 Verwundeten jetzt noch nicht fort, die alle hier bleiben. Gefreiter Führen, mein treuer Fahrer unserer seit kurzem achtspännigen Karre ist mit unter ihnen; bei Gr. Nabas hat ihm beide Oberschenkel ein Schuß durchbohrt, der zur freudigen Verwunderung des Arztes an allen größeren Blutgefäßen wie an den Knochen scharf vorübergeglitten ist. Also eine neue Lücke in meinem kleinen Stabe, nachdem der Unteroffizier am Morgen des 31. Dez. noch gerade zu den kommenden Gefechten vom Lazarett Kub zu mir zurückgekehrt ist.

Heute Begräbnis des bei Gr. Nabas verwundeten Reiters Nägele, Burschen des gefallenen Leutnants Overbeck.

Montag, den 16. Januar. Gestern 7 V. Gottesdienst; 4 N. auf Wunsch der Komp. nachträgliche Feier am Grabe der Gefreiten Grimm und Schwarzott, die am Neujahrs-

morgen im Beisein nur weniger Kameraden bestattet sind. 6 N. Andacht bei den Verwundeten.

Gestern fuhren die ersten Verwundeten nach Kub. Mit dieser Gelegenheit habe ich zwei Feldtelegramme für die Heimat abgesandt, eines für meinen verwundeten Gefreiten, das andere für mich selbst; ich drahte Nr. 30 (Große Anstrengungen gehabt, aber vollkommen gesund. Gruß); das ist gewiß keine Übertreibung.

In diesen Tagen viele Briefe, sowie mehrere Berichte geschrieben. Die Briefe an die Angehörigen der Gefallenen will ich auf eine längere Reihe von Tagen verteilen; sonst bewegen sie mir das Herz gar zu stark.

Der Abend senkt sich kühl und labend auf unser Feldlager. Die drohend auf den felsigen Ufervorsprüngen aufgefahrenen Geschütze wie die Farmruinen daneben taucht der rötliche Abendhimmel in Stille und Frieden. Vom Feinde keine Spur. Man könnte vergessen, im Kriege zu sein, wenn nicht die Verwundeten uns täglich an die rauhe Wirklichkeit gemahnten; doch ist das Ergehen der allermeisten recht günstig.

Eben meldet der Bursche, das Abendessen bei unserer Karre sei „klar"! Also Schluß!

Mittwoch, den 18. Januar. Ein Gefangener, der gestern von der jenseitigen Düne heruntergeholt wurde und sich als Bambusen der Witboois ausgibt, behauptet, daß Hendrik die Weiber und Kinder nördlich von unserem Lagerplatz nach Nunub geschafft habe und selber aus Mangel an Proviant und Munition den deutschen Kolonnen auflauern wolle, während Samuel Isaak über die englische Südgrenze gehen solle, um neue Munition einzuhandeln; jetzt seien 120 Witboois nach Schürfpenz (nordwestlich auf dem Wege nach Hoachanas) abgegangen, also gerade unseren Kolonnen entgegen. Zur Sicherheit ist die dort ortskundige 7. Kompagnie mit einem Geschütz nach Schürfpenz der erwarteten Kolonne entgegengerückt. Unsere Batterie hat so wenige Leute, daß nur 20 Mann und etwa 8 Unteroffiziere im Lager verblieben sind.

Heute abend endlich Lampenverbindung mit Major v. Lengerke; bei Witkrans, Zwartfontein, Gochas sind Lampen eingeschaltet worden.

Sonnabend, den 21. Januar. Vorgestern brachte Leutn. W. mit seiner Kolonne die ersehnte Munition für unsere Batterie und für uns alle etwas Feldpost, die nach dem langen

Darben hohe Freude erregte. Wehmütig ist's nur, daß die Grüße der Heimat so manchen, manchen nicht mehr antreffen. Ein Unteroffizier, der die Briefe und Pakete zu sondern hat, legt sie mit dem etwas rauhen Humor zur Seite: „Briefe, die sie nicht erreichten!". Für die gefallenen Offiziere angekommene Pakete werden an ihre Truppe, der Löwenanteil an deren Verwundete verteilt.

Eine Verpflegungskolonne ist indessen noch immer nicht in Sicht. Doch leidet bis jetzt keiner Not. Wir haben ja Beutevieh, Salz und Kaffee, wenn auch das Mehl fast verbraucht ist; bei unserer Karre haben wir sogar noch etwas ersparten Reis.

Beim Rückmarsche nimmt die Kolonne W. wieder eine Anzahl Verwundeter mit nach Kub.

Die 7. Kompagnie hat Schürfpenz ohne Gefecht besetzt und nur wenige Hottentotten-Spuren gefunden.

Täglich mehrmals zu den Verwundeten; die Sorge um Leutnant D. wächst.

Montag, den 23. Januar. (8 Ab. auf dem Biwaksplatze.)

Gestern 6 N. nochmals Gottesdienst vor meinem Abmarsche.

Eine größere Kolonne von 18 Wagen unter Leutnant B., die der Abteilung gestern alles Nötige zuführte, konnte endlich den großen Rest der schwerer Verwundeten mitnehmen. Ihr schließe ich mich nach Kub an.

Leutnant B. brachte uns die Nachricht, Port Arthur sei gefallen. In unsere Kriegseinöde tief im Hottentottenlande dringt natürlich nur spärliche, späte Kunde von den Vorgängen der großen Welt.

Wie lieb ist einem diese Feldgemeinde geworden! So nahe kommt man in der friedlichen Heimat wohl keiner Gemeinde. Nach der Verabschiedung vom Stabe, von jeder Kompagnie, von der Batterie, von unserer Heliographen-Abteilung waren wir schon aufgesessen und bei der anmarschierenden Kolonne, als ein Wachtmeister im Namen seiner Kameraden mit der Bitte herantrat, doch noch bei der Abteilung Meister zu verbleiben; nach unseren gemeinsamen Erlebnissen — sei ihre Meinung — müsse ich zu ihrer Truppe gehören. Der treuherzige Wunsch erfreute innigst, allein jetzt trieb die Pflicht zu den vielen Verwundeten nach Kub und sodann zu anderen Abteilungen weiter. Daß uns dennoch bleibende Zusammengehörigkeit verbindet, sagten wir uns mit Wort, Auge und Hand.

29. Der Dienst in Kub bei dem Lazarett und der Etappe.

Heute zog unsere Kolonne 5 N. zunächst nach Kalkfontein ab.

In dreieinhalb Tagen „treckten" wir über Dabib, Narib nach Kub. In Kalkfontein, dem ehemaligen Lagerplatze Meisters, lagen auf der Krankensammelstelle unter den dürftigsten Umständen zwölf Darmkranke z. T. recht ernst darnieder. Der Arzt war eifrig um ihre bessere Unterbringung bemüht, bis sie gleichfalls ins Feldlazarett geschafft werden können. Zu ihrem Besuche blieb die erwünschte Zeit, da die Kolonne absichtlich erst des Nachmittags weitermarschierte.

Für 45 wasserlose Kilometer mit schwierigen Sanddünen mußten wir die Abend- und Morgenstunden mit Einlegung kurzer Ruhepausen ausnutzen. Die Maultiere waren durch den stetigen, Mann und Tier erschöpfenden Kolonnendienst recht ermattet. Trotz der leichtbeladenen Wagen erschlafften und stürzten mehrere, als es über die tiefsandigen Dünenrücken ging. Dann besserte sich der Weg auf der weiten, übersichtlichen Steppe. In Dabib, unserer Lagerstelle vor dem Angriffe auf Naris, mutete jetzt alles so friedlich an. Hohe „Weißdornen", d. h. Akazien mit langen, weißen Stacheln, die das schmale Nebenrivier umsäumen, prangten im Schmucke ihrer gelben, kugeligen Blüten, und freudig sog man den zarten Duft ein. Jedoch das Kriegergrab unter ihrem Schatten und ein anderes, das wir unterwegs an dem einsamen Steppenpfade gefunden hatten, sowie die Farmruine und vor allem die Schmerzenkolonne unserer Verwundeten ließen auf keine Friedensträume verfallen. Am nächsten Morgen erreichten wir die Farmreste von Narib. Von welchen südwestafrikanischen Farmerschicksalen reden diese stummen Ankläger! In diesen Ruinen traf ich zu beiderseitiger lebhafter Freude den katholischen Feldgeistlichen, der von Windhuk herabkommend eben den Abteilungen am Auob zustrebte. Nach einer Stunde des Wiedersehens und der Aussprache schieden sich unsere Wege von neuem.

Am 27. Januar, am Kaisersgeburtstage, trafen wir früh 5^{30} V. auf der Etappe Kub ein. Die kleine Siedelung hatte sich vergrößert. Neben drei Lehmhäusern und einigen Notzelten

der dortigen Buren grüßten jetzt drei große Lazarettzelte, zwei Proviantzelte und das Lager der Etappe mit schwarzweißroten Wimpeln. Auf den Höhen am Fischflusse standen trotzige Steinschanzen, und zwei Feldgeschütze nebst einem Gebirgsgeschütz lugten von der Uferhöhe ins Gelände hinaus. Wir fanden die Etappe von einem Zuge der 2. Ersatzkompagnie (Oberlt. Hildebrand) und vorübergehend noch von der halben siebenten Batterie (Oberlt. v. Bredow) besetzt.

Die größte Freude war es, am Kaisersgeburtstage endlich unsere gequälten Verwundeten, deren Stöhnen uns unterwegs bei holperigem Wege oftmals beängstigt hatte, der Pflege dieses Feldlazaretts und der Behandlung dieser Ärzte übergeben zu können, die sofort mit der angestrengtesten Tätigkeit einsetzten. Chefarzt war Stabsarzt Dr. Frantz. Wir kamen gerade zurecht, um mit der hier lagernden Truppe an diesem Festtage des Vaterlandes einen Gottesdienst zu feiern (1. B. der Könige 8, 57 f.).

Der nun folgende Dienst in Kub hatte das Lazarett wie die Etappe nebst den durchmarschierenden Truppen unter möglichster Ausnutzung dieser Wochen zu versorgen.

Das Lazarett pflegte über 70 Verwundete, zu denen binnen kurzem eine steigende Anzahl anderer Kranker (meist fieberhafte Darmerkrankungen, Malaria u. a.) sich gesellte, die von jenen gesondert lagen. Die Verwundeten von Stamprietfontein, Gr. Nabas, Haruchas, Gochas, Zwartfontein fanden sich hier zusammen. Zwei Ärzte, Stabsarzt Dr. Frantz und Dr. Goldammer, bewältigten längere Zeit die ganze Behandlung, bis ein dritter, Dr. Barthels, zu ihrer Hilfe eintraf. Das Sanitätspersonal hielt mit ihnen tags wie nachts aus. Der außerordentlichen Anspannung entsprach aber der herrlichste Lohn: die stetig fortschreitende Genesung fast aller Lazarettkranken, die sich in diesen Händen wohlgeborgen wußten. Die in Kub ansässigen Buren wiesen mit Staunen auf die deutschen Ärzte, denen von so vielen Schwerverwundeten kaum einer sterbe.

Jeden Morgen, wenn operiert oder frisch verbunden wurde, kehrte für viele tagtäglich die Stunde wieder, die nicht geringere Tapferkeit erheischte, wie das schwerste Gefecht. Wie sehr hatten Leutn. D., Oberveterinär J., Sergeant Sch., Unteroffizier K., Gefr. O., Reiter St. und viele andere zu leiden.

Täglich konnte ich alle Kranken besuchen, teilweise wieder-

holt. Mir kam wieder, wie schon oftmals, die eigene ernste Lazaretterkrankung in China zu statten. Was man in solcher Hochschule gelernt hat, in der man zu schweigen und sich darüber zu besinnen hat, was einem der Herr in solchen Wochen sagen will, das gilt es hier mit dem Gepräge des Selbsterlebten in ernster Zeit an den Mann zu bringen.

Hier tat jetzt die Kiste mit guten Schriften und Büchern, die Lehrer Rave in Windhuk meiner Karre für die Truppen mitgegeben und die ich beim eiligen Vormarsch in Kub zur Verwahrung zurückgelassen hatte, die allertrefflichsten Dienste.

Unsere Gottesdienste hielten wir im Lazarett meist in Form von Bibelstunden. Ein großes Zelt füllte sich bis auf das letzte Plätzchen. Bettlägerige wurden auf ihren Feldbetten herzugetragen, Ärzte wie Sanitätsleute, auch Leichtkranke begnügten sich mit einem Stehplatze.

Für die Etappe und für zeitweise hier lagernde Truppen wurden des Sonntags Gottesdienste und in der Woche Biwaksabende gehalten, an denen ich meist aus den jüngsten Gefechten berichtete, was für Soldaten und Christen dienlich schien. Beim brennenden Holzstoße saßen wir dann im Kreise, sangen und erzählten. Leider wollte es auch hier nicht gelingen, den durchkommenden Kolonnen zu dienen; sie hatten nie Zeit, sondern mußten stets nach kurzen Raststunden weiter. Die armen, geplagten Kolonnen!

Das Lagerleben brachte manche anregende Abwechselung. Bekannte Truppenteile sah man nach inhaltsreichen Monaten, einzelne Bekannte seit Monaten oder Jahren wieder. Die halbe siebente Batterie, die hier den Befehl zum weiteren Vormarsch abwartete, kannte ich aus dem Nordfeldzuge und ließ mir von ihrer Durststrapaze über Ganas hinaus erzählen, bei der sie, wie manche vor Gr. Nabas, Tierblut zur Löschung des folternden Durstes getrunken hatten. Über die schlimmsten Hungertage hatten erbeutete Milchkühe hinweggeholfen, aber — wie der grimme Ernst so oft seine lächerliche Seite hat — keiner der Kanoniere verstand zu melken. Da hat ihr Leutnant, Freiherr v. Pl. täglich die Beuteküher gemelkt, bis es seine Leute gelernt hatten. Es lohnte sich doch, daß er es auf dem Gute seines Vaters gelernt hatte; im Kriege ist nur der verlassen, der sich nicht zu helfen weiß. Es war lehrreich, die vertraulichen Mitteilungen des Arztes über jene Durstmärsche und daneben die

Berichte der Mannschaften und Unteroffiziere zu hören; von den früheren Offizieren war keiner mehr gesund bei der Batterie. Auch die erste Komp. 2. Rgts. kam durch Kub; wir hatten uns seit dem Beginn des Septembers nicht gesehen. Die Kompagnie hatte nur noch einen der alten Offiziere, aber aus der Truppe grüßte manches bekannte Gesicht. Später traf die Maschinengewehr-Abteilung unter Hauptmann Dürr zu mehrtägigem Aufenthalte ein.

Am häufigsten kamen und gingen Kolonnen. Das eine Mal treffen langsame, schwerbeladene Ochsenwagen ein, jeder Wagen in der Regel von zehn Ochsenpaaren in bedächtigem Schritt gezogen, ein anderes Mal schnellere Maultierkolonnen mit ihren kleineren, widerstandskräftigen, praktischen Wagen, zuweilen auch richtige Eselwagen, zwanzig und mehr Grautierchen vor einem mächtigen Gefährt. Das Eintreffen durchziehender Truppen oder solcher Kolonnen war meistens die Abwechselung, das „Ereignis" der gleichförmigen Tage. Recht unerfreulich konnte dagegen die Beobachtung einzelner Fahrzeuge sein, die vor oder hinter der Truppe einherzogen und zum Notbehelf allerlei Treibern und Ochsenknechten aus der Kapkolonie hatten anvertraut werden müssen. Wenn diese Leute in Hörweite ausspannten und lagerten, mußte man zuweilen mit Entsetzen und Betrübnis ihre Verkommenheit anstaunen, in der sie holländisch, deutsch, englisch durcheinander fluchten, sich in rohester Weise bedrohten und den Eindruck eines zu allem fähigen Gesindels erweckten, das manchmal von der größeren Ruhe und Anständigkeit der sie begleitenden Kaffern beschämt wurde. Wagte sich solche Verwilderung freilich zu nahe bei einer Truppe hervor, so stifteten einige Soldaten mit gebieterischer Entschlossenheit die nötige Ruhe. Wer solche Verwahrlosung ansah, konnte an Bret Harts kalifornische Goldgräber und seine Schilderungen des „Brüllerlagers" erinnert werden. Es wird eine der schwersten Missionsaufgaben sein, solche verkafferten Weißen, diesen Abschaum der Kultur, aus ihrer Verrohung emporzuheben. Allein Christi Nachfolger müssen den Schlüssel finden, der selbst die Gewissen der Leute des „Brüllerlagers" wieder aufschließt. Aus der Kolonie werden sie wohl bei der ersten Möglichkeit abgeschoben werden.

Jeden Abend gewährte unser Etappenlager ein patriarchalisch anheimelndes Bild. Dann wurden große Herden Kleinvieh aus den umliegenden Weideflächen durch die Buren heimgetrieben.

Schlanke, flachsköpfige Burenkinder tummelten sich dienstbeflissen zwischen den meckernden Massen.

Zu den in Kub angesiedelten oder dorthin geflüchteten Buren standen wir in freundnachbarlichem Verhältnis. Hier wohnten z. B. die Buren, die dem Obersten Deimling im Gefecht von Naris und bei dem Vorstoße bis Kalkfontein als Führer gedient hatten. Auch der bei der Patrouille v. d. Marwitz durch beide Oberschenkel geschossene Bur Mostert kam einem vergnügt als geheilter Mann entgegen. Seine hochgewachsene Frau hatte den Jammer noch nicht verwunden, der sie mit ihrer Kinderschar beim Wiedersehen des schwerverwundeten Ernährers durchschauert hatte und sprach mit lebhafter Gebärde von ihrem Schreck; ihr Mann erbot sich jedoch sofort zu neuen Kriegsdiensten. Stolz zeigten die Burenfamilien ihre Kinder und ließen sie auf unsere Aufforderung ihre holländischen Burenweisen, auch deutsche Lieder singen. Bezeichnend für ihre Sinnesart und ihren Interessenkreis war das Lob, mit dem der genesene Patrouillenreiter seine Zufriedenheit mit seinem zehnjährigen Jungen aussprach: He scitt banja moi (er schießt sehr gut). Die Buren hatten sich nach Kub unter den Schutz der deutschen Truppe geflüchtet; denn die Masse ihrer Herden konnte noch immer einen versprengten aber wieder gesammelten Witbooi-Trupp, dem das eigene Vieh genommen war, zu erneutem Anschlage locken. Ein Bur betrieb am linken Ufer des Fischflusses eine größere Gärtnerei, die unter saurer Arbeit durch Pumpwerke bewässert wurde. Ihr Ertrag überraschte durch seine Fülle und Güte. Die Truppe konnte hier am afrikanischen Fischflusse frisches Gemüse kaufen! Mais wuchs dort in kräftigen Stauden; Melonen, Kürbisse, Bohnen, Zwiebeln, Kartoffeln gediehen üppig.

Hier in Kub lernten wir die südwestafrikanische Regenzeit kennen. Im Norden setzt sie etwa 1—2 Monate früher ein, hier begann sie in diesem Jahre in den letzten Januartagen und hielt drei Wochen an. Mit seltenen Ausnahmen flossen täglich stundenlange Regengüsse nieder. Der Fischfluß „kam ab", wie man in Afrika sagt; er schwoll zu breitem, tiefem Strome an, der seine gelblichen Fluten mit starkem Gefälle zu Tal trieb. Das Rauschen des heranstürzenden Stromes wurde schon eine Weile vor dem Erscheinen seiner Wassermassen gehört. Jedes Durchkommen durch den jetzt tiefen, reißenden Strom war tagelang unmöglich.

Nun setzte auch der Frühling mit Macht ein. Der Abhang, auf dem unsere Zelte vorsorglich errichtet waren und an dem die Regenstürze in schnell eingetieften Rinnen und Furchen abflossen, verwandelte alsbald seine steinige Fläche in einen Weideplatz mit frischestem Grün. Die weißdornigen Akazien, die den Fluß wie ein Parkstreifen umsäumen, blühten und dufteten in ihrem hellgelben Schmuck. Kleine Sträucher mit grauen, filzigen Blättern öffneten ihre langgestielten weißen Blüten, die in Form und Farbe den Narzissen ähneln. Diese „Narzissensträucher", wie wir sie benannten, schmückten in massenhaften Beständen die täglich frischer ergrünende Steppe. Zwischen den Grasflächen breiteten saftige Knollengewächse ihre langen Blattbänder zur kunstvollsten Rosette über den Boden, mit den benachbarten Lilien und mancherlei Vogelmilcharten an Schönheit wetteifernd. An unseren Reitpfaden wucherten Fingerkräuter, die mit dem warmen Gelb ihrer Blütenkronen ganze Flächen bedeckten. Wie lachende Kindergesichter, die den Morgen grüßen, standen sie am Wege, sämtliche Köpfchen der Sonne zugewandt.

Mit den begehrlichen Augen langer Entbehrung schaute man erfreut über dieses Frühlingsweben hin, obwohl es weit hinter dem gewohnten heimischen Frühling zurücksteht. Jetzt konnte man auch den Kranken ein paar blühende Zweige in ihr Zelt bringen.

So waren vierzehn Tage verstrichen. Mit der nächsten Truppe wollte ich, dem verabredeten Plane zufolge, zur Abteilung v. Lengerke an den Auob zurück. Ein kleines, doch zwingendes Hindernis verzögerte die Ausführung mehrmals, bis sich eine neue Kriegslage und damit eine neue Pflicht meines Amtes ergab. Ungerne sah ich die erste Komp. 2. Rgts. durch Kub ziehen, ohne die Gelegenheit zum Anschluß benutzen zu können, ebenso die Halbbatterie v. Bredow nach Rietmond abrücken.

Bei den täglichen, stundenlangen Regengüssen konnte ich mit meinen Begleitern nicht ohne Zelt oder zusammenknöpfbare Zeltbahnen oder irgend einen anderen Regenschutz abmarschieren. Jede durchkommende Truppe oder die Etappe besaß aber kaum selber genügenden Vorrat. Der Rittmeister einer Kolonne versuchte bereitwilligst, mir mit einem der Schutzlaken auszuhelfen, wie sie die Maultierkolonnen für ihre Wagen benutzen, aber alle waren zu klein und zu zerschliffen. Wir begehrten nichts als eine Wagenplane, die über die Karre ge-

worfen und an beiden Seiten am Boden befestigt sofort ein ausreichendes Regendach bietet. Eine solche hatten wir beim Abmarsch aus Okahandja und Windhuk nicht vergessen, aber bei Gr. Nabas war unsere grüne Plane, die wir dem Krankenwagen einer Kompagnie übergeben hatten, samt diesem zu weit hinter der Truppe zurückbleibenden Fahrzeug den Hottentotten in die Hände gefallen. Sollte ein so geringes Hindernis der Truppe den Dienst meines Amtes entziehen? Von Windhuk war freilich auf meinen telegraphischen Antrag schon Ersatz unterwegs, aber die Zeit bis zum Eintreffen der überbringenden Kolonne durfte nicht mehr verloren gehen. Da half eine telegraphische Bitte an das Hauptquartier; das Proviantamt zu Kub ward angewiesen, den sonstigen Bestimmungen zuwider das Nötige abzugeben. Nunmehr konnten wir mit der Maschinengewehr-Abteilung, die durch Kub kam, abmarschieren. Da diese nach Keetmannshoop beordert wurde, um beim Kampfe gegen Morenga mitzuwirken, führte dieser Marsch noch tiefer in den Süden und in neue Gefechte. Am 23. Februar rückten wir ab. Dem Lazarette, das ich ungerne verließ, hatte ich vier Wochen lang dienen können.

Mit den Feiern des heiligen Mahls schloß dieser Dienst bei den Verwundeten wie bei der Etappe.

50. Einige Tagebuchblätter aus diesen Wochen.

Sonntag, den 29. Januar. Da die Etappe am 27. Januar Gottesdienst hatte, folgte heute nur eine Bibelstunde im Lazarett. Der Raum des größten Zeltes reichte kaum aus.

Jetzt kommen die Bücherschätze aus Windhuk zur besten Verwendung, ebenso die erste Sendung meiner Weihnachtspakete, die mir gerade zur allerpassendsten Zeit beim Eintreffen vor Kub eingehändigt wurden. Auch Schriften aus den heimatlichen Liebesgaben dringen jetzt bis hierher.

Täglich herzbewegliche Besuche im Lazarett, zumal im Zelt der Schwerkranken.

31. Januar. Die Kranken von Kalkfontein sind zur Hälfte hier eingetroffen, alle darmkrank. Gottlob, daß sie hier besser gepflegt und vor den täglichen Regengüssen geschützt sind.

1. Februar. Vor dem stundenlangen, heftigen Regen schützt uns ein Zelt, das mein „Stab" am Hügelhange unter einem „Rosinenbaum" aufgeschlagen hat. Die Pfosten lieferte der Waldstreifen am Fischflusse, das große, grüne Zelttuch ist, jedoch nur für die Dauer des hiesigen Aufenthalts vom Proviantamte entliehen. Die Wassergüsse, die unsern Uferhügel hinabfließen, werden durch kleine Abzugsgräben am Zelte vorübergeleitet. Dennoch erfordern durchsickernde Bächlein im Zeltinnern von Zeit zu Zeit eine ableitende Regulierung.

Das Zelt ist durch ein ausgespanntes Sackleinen in zwei Räume abgeteilt. Geschoßkörbe und Feldkoffer dienen zum Sitzen. Ein winziger Klappstuhl mit einem Sitz aus Lederstreifen, der in Rietmond erbeutet ist, bildet den Ehrensessel für vorsprechende Besucher. Das Tischchen ist aus Proviantkisten gezimmert. Um auf dem feuchten Erdboden nicht Gliederweh und Gicht zu bekommen, breiten wir die Decken oder den Schlafsack über ein niedriges, aus Baumästen zusammengeschlagenes Gestell. Eine so bequeme „Herberge" haben wir lange, lange nicht mehr gesehen.

Ostasiaten oder Bekannte aus deutschen Garnisonen oder Kriegsgefährten aus dem Herero-Orlog oder aus den Hottentottenkämpfen sprechen öfter vor.

Die Halbbatterie in der Nachbarschaft überraschte mich bald nach meiner Ankunft durch frische Fische und Krebse; sie hatte im Flusse gefischt und wollte freundlichen Gruß senden.

2. Februar. Heute kein Regen, daher 7 N. Biwaksabend am Lagerfeuer.

Sonntag, den 5. Februar. 8 V. Gottesdienst, zu dem auch die Buren mit Frauen und Kindern erschienen; die Männer, die weiter herumgekommen sind, als die Frauen, verstehen auch das Deutsche besser, als diese.

5 N. Bibelstunde im Lazarett.

Kolonnen und Patrouillen kommen sehr häufig durch Kub. Heute erfahren wir, daß Hottentottenbanden Maltahöhe bedrohen.

Diese Zeit in Kub muß fleißig zu Briefen ausgekauft werden, vor allem an die Angehörigen der Kranken oder der Gefallenen.

8. Februar. Des Nachmittags anhaltender, heftiger Regen. Dabei vergehen ganze Stunden des ohnehin kurzen Tages. Ich lese in solchen und wenigen anderen Freistunden den Bericht

Kestells, des Buren-Feldpredigers, über den südafrikanischen Krieg mit selbstverständlich erhöhtem Interesse.

9. Februar. Im Lazarett leidet der arme D. unter starken Schmerzen. Täglich suche ich ihn wiederholt auf, aber er möchte einen jedesmal stundenlang festhalten. In seltsamen Sprüngen gehen seine Gedanken bald auf christlichen Zuspruch, bald auf Unterhaltung oder haften bei seinen Schmerzen, denen seine Spannkraft erliegt. J., der gleichfalls schwerkrank ist, wechselt zwischen froher, heiterer Zuversicht und tiefer Niedergeschlagenheit. St. K. O. Sch. u. a. harren still von einem Tag zum andern. Im Zelte der vielen leichter Verwundeten weht andere, doch im Grunde gleichfalls ernste Stimmung; wir halten täglich treue Kameradschaft und suchen den Segen dieser Wochen festzuhalten.

10. Februar. Heute zur 1. Komp. 2. Rgts. und zum Bataillonsstabe Manger geritten, die eine knappe Stunde von hier lagern. Ein neuer Bataillonskommandeur, ein neuer Hauptmann, meist neue Offiziere — wie schnell wechselt man im Kriege! Wie schnell „reiten die Toten" — hinüber! Δῖνος βασιλεύει (der Wirbelsturm regiert), wie der Bauer Strepsiades in Aristophanes' Wolken meint. Oder ich will lieber und besser mit dem 90. Psalm schreiben: „Es fähret schnell dahin, als flögen wir davon". Die Kompagnie hat jedoch noch einen guten Teil des alten Stammes.

7 30 Ab. Biwaksabend in Kub.

11. Februar. Die leidige Verproviantierung zeigt wieder ihre bald chronischen Schwierigkeiten. Wir bleiben jede Woche mehrere Tage ohne Proviantlieferung, richten uns aber sparsam darauf ein. Die Windhuker Kolonnen sind eben überlastet.

Die 1. Komp. 2. Rgts. und die Halbbatterie warten mit ihrem Vormarsche nur auf diese Verpflegung.

Sonntag, den 12. Februar. 8 V. Gottesdienst (2. Mose 17, 10—15, Der betende Moses). Die Buren stellten sich wieder als Teilnehmer hinter die Truppe; doch halten sie noch außerdem in einem ihrer Farmhäuser ihren holländischen Gottesdienst. Beim zufälligen Vorübergehen wurde ich Zeuge, wie Männer, Frauen und Kinder knieend dem Gebete eines Buren folgten — ein Anblick, der wahrlich nicht nach leerer Form aussah.

5 N. Bibelstunde im Lazarett.

16. Februar. 10 V. Begräbnis des Gefr. Orphel, der sich in den Auobgefechten hervorgetan hat. In den letzten Tagen verschlimmerte sich sein Zustand durch Eiterung der Gelenke; die Eingriffe des Arztes konnten sein Ende nicht mehr verhindern.

Unser Soldatenkirchhof trägt hier jetzt acht Gräber, für deren Erhaltung die Etappe sorgt:

Oberleutnant W. Haack (2. Batt., gefallen 22. Nov. 1904); Unteroffizier Ständer (2. Komp. 1. Rgts.); Reiter Häber (2. Komp. 1. Rgts.); Reiter Lill (2. Komp. 1. Rgts.); Kanonier Alfr. Müller (2. Batt.); Kanonier P. Wittig (2. Batt.); Reiter Lauer (2. Komp. 1. Rgts.); Gefr. Orphel (2. Komp. 1. Rgts.).

(Bald darauf sind neben ihnen begraben: Oberveterinär Jantze (8. Batt.); Leutnant Donner (4. Komp. 2. Rgts.).)

Sonntag, den 19. Februar. In diesen Tagen viele Briefe erledigt, auch an die Angehörigen der Kranken und Gebliebenen.

4 30 N. Bibelstunde im Lazarett (Luc. 17, 11—19): „Einer aber unter ihnen, da er sah, daß er gesund worden war, kehrte um und pries Gott mit lauter Stimme" usw.

6 30 N. Gottesdienst für die Truppe (1. Cor. 9, 24 bis 27). Anwesend 2. Ersatz-Komp. und die eingetroffene Maschinengewehr-Abteilung, außerdem alle Burenfamilien.

Ein fünfzehnjähriger Bur, ein langer, kräftiger Junge, bat wiederholt, ich möchte ihn als „Bambusen", d. h. als soldatischen Diener mitnehmen. Ihn zog wohl die Aussicht, viel vom „Orlog" zu sehen und ein Gewehr zu bekommen. Die Mutter eilte ihm jedoch mit flehenden Mienen nach; ihren ältesten Sohn hätten ihr bereits die Hottentotten beim Losbruch des Aufstandes tot „scitten", und es bekümmere sie tief, nicht einmal zu wissen, ob er ein Begräbnis gefunden habe. Ihr Gatte — unser Begleiter bei Naris — bat mit ihr, beim Vormarsche in den Süden nach dem Verbleib des toten Sohnes zu forschen, besonders gefangene Hottentotten nach ihm auszuforschen. Ich versprach das Mögliche, und angesichts des 11. Kap. des Johannes, das wir in ihrer holländischen „Bijbel" aufschlugen, nahmen wir dann herzlichen Abschied. Den Eltern ist später die erbetene Nachricht zugegangen.

22. Februar. Gestern 5 30 N. Abendmahlsfeier im

Lazarett; heute 8 30 V. eine zweite für die neuen Kämpfen entgegensehende Truppe (2. Ersatz-Komp. und Masch.-Gew.-Abt.). Die Beteiligung war beidemal sehr groß.

31. Von Kub nach Gibeon.

Die sechs Maschinengewehre unter Hauptmann Dürr erhielten in Kub mit Abänderung früherer Weisung den Befehl, nach Keetmannshoop zu eilen. Sie sollten also offenbar bei dem nunmehr gegen Morenga vorbereiteten Angriffe mitwirken, während die Truppen Meisters weiterhin das Witbooi-Gebiet und den Auob besetzt hielten und säuberten.

Der Oberst hatte sich dem südlichsten Kampfplatze, dem Aufstandsherde Morengas und der diesem zugeströmten Bondelzwarts-Hottentotten zugewandt und alle irgendwie verfügbaren Truppen an sich gezogen. Auch Major v. Lengerke, zu dem ich ursprünglich zurückstrebte, war nach dem untersten Süden in Marsch gesetzt.

Vorwärts denn mit Gott in den dritten Abschnitt dieses Krieges, in die gefürchteten Karrasberge, das Hochgebirge Morengas, hinein!

Der Hauptmann wählte den Weg Kub-Gibeon-Gründorn-Tses-Blau-Keetmannshoop, eine Strecke von 310 km, die wir in 9½ Marschtagen bezwangen. Die mit leistungskräftigen Maultieren bespannten Gewehre marschierten nur im Schritt, hielten aber dabei ein freies, vorwärtsbringendes Tempo. Eine schnellere Gangart unterblieb, um die Truppe in ungeschwächter Gefechtsfähigkeit an den Feind zu führen.

Am 23. Februar rückten wir des Nachmittags von Kub ab. Von den Verwundeten, zumal den wenigen besorglich Kranken mußte geschieden sein. Leider blieb wiederum einer meiner Begleiter im Lazarett zurück, diesmal der zuverlässige Bursche, der sich in den letzten Tagen vor dem Abmarsche mit hohem Fieber legte. Der Hauptmann stellte hilfreich einen Ersatzmann, wenngleich nur für die Zeit des gemeinsamen Marsches, einen langen Gardisten vom Augusta-Regiment.

Nach dem Gardemaß scheint diese Truppe überhaupt fast durchgängig ausgesucht zu sein. Am Waterberg ist sie scharf im Feuer gewesen, und gerade vor den Maschinengewehren, den „Babababab", wie sie die Eingeborenen nach dem knatternden

Gerassel benannten, hatten die Herero heilsamen Schrecken gelernt. Gegen diese ihnen so gefährliche Waffe hatten die Schwarzen, durch das dichte Buschwerk unterstützt, große Scharen vorgeführt, die aber jedesmal von dem streuenden Massenfeuer mit starken Verlusten zurückgejagt wurden. Ein Sergeant, der noch als Gewehrführer bei der Abteilung ritt, hatte hierbei im heftigsten Feuer mit tapferer Ruhe ein Ersatzrohr an Stelle des im Kampfe beschädigten eingeführt und die Vordrängenden alsbald unter wirksamstes Feuer genommen. Doch seit jenem Kampfe war über ein halbes Jahr verstrichen, und der Hauptmann klagte, nur noch einen Bruchteil seiner alten, vollständig ausgebildeten Leute zu haben. Aber die Tüchtigkeit und Kriegserziehung des alten Stammes hatte natürlich auf die Neueingestellten eingewirkt, und die ruhige Sicherheit, die in der Truppe herrschte, mußte jedermann erfreuen.

Gerne ritt ich neben diesem oder jenem Gewehr und ließ mir von den Erlebnissen der Truppe erzählen. Der Wachtmeister Schl. hatte denselben Weg, den wir in aller Gemächlichkeit dahinzogen, im Januar 1904 mit Hauptmann Franke zum Süden hinab und sofort wieder nach Windhuk zurück in jenen denkwürdigen Sturmmärschen zurückgelegt.

Langsam aber stetig kamen wir vorwärts. Am Packriem-Rivier vorüber, dessen Geklüft als bedrohliche Zuflucht der Aufständischen bekannt war, erreichten wir nach langen Marschstunden „Pforte". Oben auf einem der Berge, die deutlich ein weites Tor, eben diese „Pforte" offen lassen, lag ein Heliographenposten auf luftiger Höhe. Er war kürzlich angegriffen worden, aber ohne Erfolg. Leicht ist's gewiß nicht, den kahlen Gipfel im Feuer der Verteidiger zu erklimmen, aber welche Wachsamkeit und welches Maß körperlicher wie geistiger Spannkraft verlangt jeder Tag dieses gefährdeten Dienstes! Auch in Geitsabis, dem bisherigen Sitze des Unterkapitäns Samuel Isaak, durch das wir einige Stunden später marschierten, war der kleine Telegraphenposten überfallen worden, hatte sich aber gleichfalls gehalten; zwei Reiter waren dabei schwer verwundet. In einem niedrigen Steinhause hatten sie sich eingerichtet und verschanzt. Von einer Schlucht, die das sonst ebene Gelände hart an der Farm durchfurcht, war der Angriff erfolgt und seine Wiederholung zu gewärtigen.

Diese Gegend erweckt sonst einen erfreulichen, auffallend

fruchtbaren Eindruck. Vortreffliches Weideland überall und genügendes Wasser. Der Unterkapitän wird sich auch keine schlechte Farmstelle erkoren haben.

In Sechs-Kamelbaum hatte sich zu Beginn der Witbooi-Erhebung ein gefährliches Patrouillengefecht abgespielt. Hier fanden wir an ergiebigen Wasserplätzen die Trümmer einer ausgedehnteren Farmsiedelung. Andries Dewet, der mit dem bekannten Burengeneral nur namensverwandt ist, hat an diesem Platze gefarmt. Noch den Ruinen und den verkohlten Resten des Hausgeräts und eines Verkaufsraumes sah man die behagliche Wohlhabenheit an, die in dieser Farm gewaltet hatte.

Das Gelände, das wir seit dem Abmarsch von Kub durchzogen, trug sein Frühlingskleid, dessen Fülle und Schönheit überraschte. Die alten Afrikaner haben ihren Lobpreis der neuergrünten, überall blühenden Steppe also nicht übertrieben.

Südlich von Sechs-Kamelbaum verschlechterte sich der bis dahin bequeme „Pad". Ausgefahrene oder steinige Stellen erschwerten das Fortkommen. Mehrere Halte wurden nötig. Schon senkte sich der Abend hernieder, als wir nahe vor einem bergigen Felsentor, das in eine Hochfläche emporführt, zur Nachtruhe übergingen. Die Vorsicht gebot, zum Marsche durch dies unbekannte, zackige Berggelände das Tageslicht abzuwarten. Als am nächsten Morgen 4 V. der Weitermarsch folgte, fanden wir einen sich steil hinaufwindenden Weg, aber darnach eine stundenlange Hochebene mit weiter Fernsicht. Je näher an Gibeon, desto besser wurde die Marschstraße. An der Wegscheide stand sogar ein Wegweiser — der erste regelrechte seit langen Monaten —, der die Richtung nach Gibeon, Windhuk, Maltahöhe usw. angab. Nach Gibeon blieben nur noch 6 km!

Durch den strömenden Fischfluß, den die Maschinengewehre und unsere beiden Karren vorsichtig, doch ohne Unfall durchschritten, sodann durch einen Park weißdorniger Akazien zog unsere Truppe in Gibeon ein. Es war Sonntagsmorgen, doch das erste Bedürfnis war — Ruhe!

Gibeon schmiegt sich in kreisrunder Anlage in ein Talbecken, ist von mäßigen Höhen umrahmt und von dem starken Steinbau der Feste beherrscht, die mit ihren Zinnen einer heimischen Ritterburg ähnlich in die Lande schaut. Der bescheidene Kreis von Wohnhäusern und von einigen Läden, die in der deutschen Kolonie seltsamerweise stores genannt werden,

umschließt ein Brunnenhaus mit reichlichem Wasser. Die Pontocks der Witboois, die vordem auf dem Höhenkranze sich anschlossen, waren abgebrannt, um das Schußfeld freizuhalten. Aus derselben Erwägung ist die aus Felsen erbaute Kirche und das ihr benachbarte Haus Hendrik Witboois gesprengt worden. Die Kirche hätte sonst von den Aufständischen als starke Gegenfeste benutzt werden können. Unmittelbar neben der Trümmerstätte findet sich der „Blaugrund" von Gibeon, der den Diamantstätten Südafrikas gleichen soll.

Das Haus des Bezirksamtmanns stand etwas abseits bei einem anmutigen Akazienpark.

Trotz dieses Baumwuchses und trotz der hohen Oleanderbüsche, die über die Mauer des Truppengartens in roter Blütenfülle grüßten, muß sich der meist sandige Boden nur mäßig zum Gartenbau, desto besser als Weideland eignen.

Am Sonntag und Montag durften wir in Gibeon rasten. Im Dienstgebäude des mit so schändlicher Undankbarkeit ermordeten Hauptmanns v. Burgsdorff erhielten die Offiziere Quartier. Man trat in hohe, luftige Räume, mit Fliesen ausgelegte Zimmer und hatte ein wirkliches Bett, Tisch und Stuhl — eine seltsam anmutende Verwöhnung in unserem zigeunerhaften Pad-Leben. Aber anderthalb Ruhetage in diesem Capua vermochten die Feldtüchtigkeit wohl nicht zu gefährden.

Die Ruhezeit gestattete, sich um das Lazarett zu kümmern, in dem eine Anzahl Leichtkranker und ein Schwerverwundeter gepflegt wurden, ferner für äußerliche Dinge, wie Ausbesserung der Dienstkarre, Beschlag der Pferde und Maultiere in der Gibeoner Schmiede zu sorgen, einiges für den Weitermarsch einzukaufen, den neuen Bezirksamtmann und mehrere Bewohner Gibeons kennen zu lernen und auch mit den beiden rheinischen Missionarsfamilien Spellmeyer und Berger Gemeinschaft zu pflegen, sowie von den Erlebnissen und Ansichten dieser Hottentotten-Missionare zu hören. Aus Gibeons bedrohten Tagen beim Beginn der Morde und der Feindseligkeiten erfuhr man von verschiedenen, sich ergänzenden Seiten Näheres. Überraschen mußte die Wahrnehmung, daß die im Bezirke zahlreich angesiedelte Burenbevölkerung im allgemeinen weniger gut beleumdet war, als die sonstigen Erfahrungen erwarten ließen; sie habe, hieß es, in der Gefahr ihre Hilfe mehrfach verzögert oder versagt und sei großenteils nur auf Sicherung der eigenen Per-

son und des persönlichen Besitzes bedacht gewesen. Ein selbständiges Urteil ließ sich hierüber natürlich in der kurzen Zeit nicht gewinnen.

Beide Missionare hatten sich zum Lazarettdienste, zu Krankenwachen u. a. erboten und suchten auch den länger in Gibeon weilenden Truppen zu dienen.

Hendrik Witbooi hielten sie für einen schon seit Jahren ihrer Gemeinde durchaus Entfremdeten. Die übergünstige Meinung des so tragisch erschossenen Bezirksamtmanns v. Burgsdorff über den Kapitän hatte kaum einer geteilt.

Burgsdorff war als tapferer, entschlossener Beamter und Offizier, vom Unterkapitän Hendriks, von Samuel Isaak begleitet, nach Rietmond geritten, wo er hinterrücks niedergeschossen war, obwohl die Witboois ihn als ihren treuesten, fürsorglichsten Beschützer und Freund kennen mußten. Die Hauptschuld an seinem Ende maß man dem arglistigen, verschlagenen Unterkapitän zu.

Als die ersten Gerüchte über Burgsdorffs Tod nach Gibeon drangen, waren beide Missionare auf Erkundung geritten, Spellmeyer als „Lehrer" der Witboois mit einem breiten weißen Hutbande, wie ihn die Witboois (zu deutsch weiße Jungen) als Abzeichen tragen, Berger, der „Lehrer" der Gochas-Hottentotten, der gerade zu einer Besprechung in Gibeon weilte, mit dem gelben Hutbande des Gochas-Stammes. Vier Reitstunden von Gibeon treffen sie Frauen auf einem Wagen, die sie zur Umkehr bewegen wollen; sowohl Burgsdorff wie der Missionstechniker Holzapfel seien zu Rietmond getötet. Hinter den Frauen dringen bewaffnete Witboois heran, die von den Missionaren in unbefangenem Tone gegrüßt werden. Doch hören die beiden bereits, wie man ihrem eingeborenen Diener zuredet, er solle sich von den Weißen scheiden. Schon will man die Missionare festhalten — sie müßten bis zum Eintreffen des Kapitäns bleiben — als diese rechtzeitig auf ihren Pferden davonjagen.

Eine schwere Leidenszeit hatte die Frau des Missionars Berger überstanden. Sie war in Gochas auf ihrer Station geblieben und bedurfte der Ruhe, weil sie eines Kindleins genesen sollte. Da kommt die Frau des Polizisten, eines tüchtigen, alten Schutztrupplers, und teilt ihr schonend mit, sie möge nicht erschrecken, ihr Mann, der Polizist, sei hinterrücks erschossen. Das war das erste Sturmzeichen der Gefahr. Die Missionarsfrau

läßt den Kirchenältesten, einen Hottentotten, zu sich bitten, der nach langem Zögern erscheint und seine Unkenntnis der Mordspläne beteuert. Nun schleppt sich die Frau, auf einen Stab gestützt, zum noch heidnischen Kapitän. Dieser sagt ihr vorwurfsvoll, die Missionare seien jetzt halb Lehrer und halb Soldaten; warum ihr Mann nicht komme, sie von Gochas zu holen. Die Frau entgegnet, ihr Mann habe vielleicht kein Pferd, und zu Fuß könne kein Weißer den weiten Weg ohne Führer zurücklegen; ihr Mann werde nicht herankommen können. Sie bat schließlich, in Gochas bleiben und ihr Kindchen erwarten zu dürfen. Nach einigen Tagen befiehlt ihr jedoch der Kapitän, sie müsse fort, die Witwe des Polizisten und noch ein deutsches Fräulein könnten sie begleiten, sie möge einpacken, was sie für sich und ihre Kinder benötige; er werde ihr eine Bedeckung von 20 Mann mitgeben, doch müsse sie diese beköstigen. Die Bedeckung, erwiderte die tapfere Frau, lehne sie ab, sie fürchte sich nicht; „Kost" möchte sie zwanzig Männern zur Not geben können, aber nicht die Getränke, die sie begehren würden. Der Kapitän, bat sie, möge ihr nur für ihre Kinder und die Frauen ihre Milchkühe lassen, was dieser jedoch abschlug.

Die Frau mußte samt ihren Begleiterinnen und den Kindern auf einem Ochsenwagen abfahren und gab unterwegs einem Kinde das Leben. Ein längerer Halt ward von den Leitern des Wagens verwehrt, die Frau sogar zum Verlassen des Fahrzeuges gezwungen. In einer verlassenen Hütte, die sich fand, suchte sie Schutz. Nun schickten die Hottentotten die eine Begleiterin den vierstündigen Weg nach Gibeon voraus, der Missionar möge seine Frau abholen.

Freiwillige erbieten sich, den Missionar zu begleiten. Da sie die hinterlistige Art der Hottentotten kennen, reiten sie geteilt und vorsichtig näher. Wirklich werden sie mit Gewehrschüssen empfangen, doch gelingt's ihnen, die Angreifer aus dem Felde zu schlagen. Dann können sie die Frauen, die auch noch Zeuginnen dieses Kampfes sein mußten, nach Gibeon in Sicherheit bringen. Das sind kriegerische Erlebnisse einer Missionarsfamilie beim Witbooi-Aufstande! Wie mancher Farmer oder dessen Hinterbliebene können natürlich Gegenstücke oder gar noch Ärgeres berichten!

32. Von Gibeon nach Keetmannshoop.

Am 28. Februar brachen wir früh wieder auf. Wir sahen nun das Stau-Becken, in dem bei Gibeon das Wasser der Regenzeit festgehalten wird. Hätte die Kolonie nur erst viele solcher künstlichen Teiche, um die „abkommenden" Flüsse nicht ungenutzt entschwinden zu lassen!

Eine ebene Hochfläche weitete und breitete sich tagelang vor unseren Blicken. Wenn wir doch im Herero-Gebiet solche übersichtlichen Flächen gehabt hätten!

Der weitere Marsch führte durch manche öde Strecke, in der lediglich „viel Raum für eine schöne Gegend war", dann wieder durch gute Weide mit „Pferdebüschen" und frischem Gras, an mehreren Farmtrümmern, doch auch an einer bewirtschafteten Farm vorüber, die von einem Hamburger in Betrieb erhalten wurde (bei Tses). Der Viehbestand bewies, wie vorzüglich Weide und Klima den Tieren hier behagt. Halbverwilderte Pferde und Maultiere, die wir an einer naheliegenden Wasserstelle trafen, bestätigten diese Wahrnehmung; es waren Prachttiere an Kraft und Gewandtheit.

Zwischen Gibeon und Gründorn begannen die Tafelberge, die uns östlich in durchsichtiger Ferne tagelang zur Seite blieben. Ihre Kammlinien schneiden meist schnurgerade ab. Einzelne fallen außerdem so glatt und steil ab, daß sie wie gewaltige Festungsbauten von Menschenhand erscheinen.

Im Westen ragt nördlich von Berseba ein einziger, mächtiger Bergrücken aus einer Ebene auf, die flach und glatt wie die stille Meeresfläche sich ausdehnt. Es ist der große Brukkaros. Er strebt steil zur Riesenhöhe auf und endigt in langer tafelförmiger Abplattung, die nur durch zwei Einsenkungen unterbrochen wird. Tagelang sahen wir auf dem Marsche diesen Bergriesen zu unserer Seite; er macht, wie die Künstler sagen, eine vortreffliche „Silhouette". Dort oben versorgen einige Heliographen auf einsamer Adlerhöhe ihre Lampen.

Am Abend des fünften Marschtages kam der Abteilung schon eine Offizierspatrouille entgegen, die zu noch größerer Beschleunigung des Marsches antrieb.

In anstrengenden Eilmärschen erreichten wir am 5. März Keetmannshoop. Der Vormarsch gegen die Karrasberge ward

von den dort versammelten Truppen schon am Nachmittage desselben Tages angetreten, die Maschinengewehre durften am nächsten Morgen folgen. Bei Warmbakies war der Vereinigungspunkt der Westabteilung. Die erhofften Ruhetage mußten wir uns freilich, wie sonst zuweilen die Verpflegung „dazudenken".

Zur Erläuterung einige Einzelheiten aus dem Tagebuche!

2. März Nauchabgaus.

Gestern marschierte die Maschinengewehr-Abteilung 5 [30] N. weiter. Mehrere schwierige Durchgänge durch Nebenflüsse des Fischflusses. Erst zerbrach die Deichsel eines Munitionswagens, nachher kippte eine Karre bei einem steilen Ufer um. Mit längeren Ruhepausen bis 11 Ab. Sternklare Nacht, scharfer Wind. Heute 5 V. weiter bis zu dieser Wasserstelle, die nach der Karte Nauchabgaus heißt.

Der Anblick des steilen Brukkaros, der sich ganz vereinzelt aus der Ebene emporreckt, zieht täglich von neuem an.

Während der heißen Ruhestunden nimmt man gerne ein Buch vor, den Geist zu erfrischen. Unsere wenigen Bücher gehen von Hand zu Hand.

Am Nachmittage von 5 [30] N. bis 10 Ab. unser zweiter Tagestreck bis Tses. Bis für Tiere und darnach für Menschen gesorgt ist und wir uns müde auf unser Lager strecken können, wird's reichlich 11 Ab. Eine Tasse Tee nebst Brot und Konservenwurst ist unser schmackhafter Nachtimbiß.

Unterwegs begegneten wir der Signalabteilung des Leutn. v. Plehwe. Er will, da zwei Mann bei uns erkrankt sind und der zur Abteilung kommandierte Arzt nicht hat rechtzeitig eintreffen können, die Bitte um Entgegensendung eines Arztes weitergeben.

4. März. Blau.

Gestern halber Ruhetag auf der Farm Tses, die ihre Viehwirtschaft fortführt. Ein jüngerer Mann vertritt den abwesenden Farmer. Eines Lungenleidens wegen ist er hierher gegangen und befindet sich hier wohl. Es ist wohl die Nähe vom deutschfreundlichen Berseba, die den Fortbetrieb der Farm gestattet. Der Kapitän von Berseba hält aus Klugheit mit seinem Stamme zur deutschen Seite.

Südlich von Tses sandige Dünen — ein schweres Marschieren; 5 [30] N.—10 [30] N. getreckt. Öder Biwaksplatz, auf

dem die Truppe, wie immer, ihre Gewehre und Fahrzeuge zu einem Kreise auffahren läßt.

Heute 5 V. Abmarsch; unterwegs vortreffliche Weide; 3 N. weiter bis Blau. Gegen Abend, als abgekocht war, kamen einige Reiter. Es war der Oberarzt von Kleist's Gebirgsbatterie und Leutnant Th., der vom Obersten den Befehl zu beschleunigtem Vormarsche brachte.

Also heute drittes Anspannen und ein dritter Treck von 7 30 Ab. bis 11 30 Ab.

5. März Keetmannshoop.

5 V. Aufbruch. Bei gutem Weg wird ein Trab eingelegt. In Kabus (Gawus) kurzer Halt; hier eine Regierungsfarm und in Friedenszeiten der Viehposten für die Keetmannshooper Kompagnie. Ein Feldwebel labt uns mit Kaffee, Milch, Brot und frischer Butter!! Unerhörte Genüsse!

Um 8 25 V. ritt ich mit meinem Unteroffizier, der früher eine Zeitlang in Keetmannshoop gestanden hat und daher ortskundig war, voraus. Die Zeit war kostbar; wir mußten die Ausbesserung der Karre vorbereiten, Proviant und Hafer empfangen u. dgl. Um 10 20 V. nach schärferem Ritt in Keetmannshoop.

Oberst Deimling lachte mir bei der Meldung freundlich entgegen: „Sie treffen's immer gut; es geht gerade wieder los; heute nachmittag rückt die Truppe vor. Einen Feldgottesdienst habe ich schon für morgen abend im Warmbakies angesetzt".

Der Unteroffizier hat sofort den Umtausch unserer zu häufig nachbesserungsbedürftigen Karre veranlaßt und alle sonstigen Vorbereitungen getroffen. Also marschbereit! Ausruhen müssen Menschen und Tiere später. Das Lazarett ziemlich belegt; mehrere Auobkämpfer dort, auch drei Offiziere. Gefährlich krank gottlob niemand.

Hier in Keetmannshoop etwas Post vorgefunden, auch eine hochwillkommene Büchersendung von Felix Dahn, die alsbald an die Truppe ging.

Im einfachen Kasino auf der Feste wie auf der Etappe wieder Bekannte vom „Hans Wörmann", von der „Batavia", von der heimischen Wasserkante, aus Peking usw.

Wie York am Morgen der Schlacht von Möckern, sind Führer und Truppe auf das Wort gestimmt:

„Sprich Ja zu meinen Taten,
Hilf selbst das Beste raten,
Den Anfang, Mitt' und Ende,
Herr Gott, zum Besten wende."

33. Der Hauptschlag gegen die Karrasberge.

Von Keetmannshoop sieht man südlich einen sperrigen Kranz einzelner Bergkegel aus der Ebene aufragen. Statt der glattgestrichenen Tafelberge, die von Gibeon abwärts den Marsch begleiten, sind nunmehr scharf zugespitzte Kegel die charakteristische Bergform. Das sind die „Kopjes" Südafrikas.

Diese Einzelkegel überragt weiter südlich ein Bergstock mit gewaltigen, schroffen Spitzen und zackigen Graten. In der ungemein klaren Luft erscheint diese Gebirgsmasse täuschend nahe, obwohl man drei starke Tagesmärsche bis zu ihrem Fuße braucht. Das sind die Karrasberge, der Räuberhorst Morengas, die Zuflucht der aufständischen Bondelzwarts. Von der unzugänglichen Wildheit dieses Hochgebirgsstockes liefen die schlimmsten Schilderungen der wenigen um, die ein- oder einigemal in die wilde Wirrnis vorgedrungen waren. Genaue Kenner des Gebirges gab es unter den Weißen kaum, und die Truppe war froh, einige halbwegs ortskundige Führer aufzuspüren, die wenigstens einen Teil der Berge, Schluchten und Flußläufe gesehen hatten. An Ausdehnung gleichen die Karrasberge etwa dem Harz, erheben sich jedoch bedeutend höher, mindestens bis zu 2000 m.

Unsere Feldkarte ließ uns hier bei dem Hochgebirge völlig im Stich, doch hatte die Truppenleitung eine ziemlich genaue Aufnahme des im Anfange der Unruhen gefallenen Leutnants v. Stempel beschaffen können und vervielfältigt.

Als die einzigen Zugänge in diese Gebirgswildnis mußte eine größere Truppe die zur Zeit trockenen Flußbetten benutzen, die ungefähr nach den vier Himmelsrichtungen durch die Wassermassen der Regenzeit eingeschliffen sind. Von vier Seiten hatte Oberst Deimling daher seine Kräfte angesetzt, um den Gegner in dessen Hauptstellung, der langen Nurudasschlucht, zu fassen.

Die Nordabteilung unter Hauptmann Kirchner sollte durch das Geitsaub-Rivier vordringen. Sie war die schwächste und hatte nur 65 Gewehre, 2 Geschütze und einen Zug (2) Maschinen-

gewehre, den Oberleutnant v. Grote ihr noch rechtzeitig zugeführt hatte.

Die Ostabteilung unter Major v. Lengerke sollte im Back-Rivier vorrücken und den Osten des Bergstockes absperren. Sie bestand aus der 11. Komp. 2. Rgts. (Oberlt. Anders), zwei Geschützen und einem Maschinengewehr älterer Konstruktion.

Die Südabteilung unter Hauptmann v. Koppy vereinigte die 9. (Hptm. v. Koppy) und 12. Komp. 2. Rgts. (Hptm. v. Erckert), einen Zug der 3. Ersatzkomp. (Leutn. v. Beaulieu) und 2 Geschütze (Oberlt. v. Rosenthal). Hauptmann v. Koppy sollte von Süden angreifen.

Die Westabteilung des Majors v. Kamptz, bei der sich Oberst Deimling befand, hatte über „Wasserfall", Kraikluft gegen die Nurudasschlucht vorzudringen. Sie umfaßte die Ersatzkomp. 3a (Hptm. Arnold), Ersatzkomp. 4a (Hptm. d'Arrest), eine neugebildete Komp. des Oberlt. v. Stocky, die Gebirgsbatterie v. Kleist (4 Geschütze) und zwei Züge Maschinengewehre (4 Gewehre) unter Hauptmann Dürr.

Der Kommandeur der Südtruppen sah den Zeitpunkt des seit Wochen sorgfältig vorbereiteten Angriffs gekommen. Noch saß Morenga in der Nurudasschlucht, und ihn beschloß er zu schlagen, ehe sich die feindlichen Streitkräfte in kleine Banden zerstreuten. Eine weitere Zögerung erschien ihm bedenklich, da nach der Meldung des zur deutschen Seite stehenden Kapitäns Goliath von Berseba auch Hendrik Witbooi noch mit beträchtlichen Scharen in die Karrasberge zu flüchten vorhatte. Morengas Macht wurde allein bereits auf 600—800 Gewehre geschätzt, zu denen sie von winzigen Anfängen im Laufe von sieben Monaten angewachsen war. Der Gegner sollte angegriffen werden, solange er noch alle Mannen zusammenhielt und bevor Hendrik zu ihm stieß. Der Oberst entschied sich zu unverzüglichem Losschlagen. *Τοῦ γὰρ πολέμου οἱ καιροὶ οὐ μενετοί* *) sagte schon Perikles in ernster Kriegszeit zu seinen Athenern.

Schon zu lange hatte Morenga — er selber schreibt und nennt sich Marinka — seine verwegenen Räubereien verüben dürfen. Kein Farmer von Warmbad bis Keetmanshoop war monatelang vor seinen Überfällen sicher. Eine Anzahl deutscher Soldaten und Offiziere hatte ihr Leben im ungleichen Kampfe

*) Im Kriege haben die günstigen Gelegenheiten nicht die Art, auf uns zu warten. So Thucydides aus Perikles' Rede.

mit seinen zahlreichen Banden und seinen Schlupfwinkeln gelassen. Zweimal war eine Kompagnie in schweren Kampf mit ihnen geraten, die Komp. Wehle am 5. Oktober bei „Wasserfall", die alte Keetmannshooper Feldkompagnie v. Koppy am 25. und 26. November bei Warmbad. In drei getrennten Häuflein hatte die plötzlich angefallene Kompagnie v. Koppy sich bei Warmbad der Übermacht erwehrt; zwei Züge waren schon hart bedrängt, als der mit 30 Mann und einem Geschütze herbeijagende Hauptmann Luft schaffte und den Sieg entschied.

Der Name Morenga hatte in den langen Monaten ständig anwachsende Scharen unter den Befehl dieses begabten Räuberhauptmanns gezogen. Von 30 Gewehren war er auf 600—800 erstarkt. Seine Untergebenen, die ihm ihr Glück und Leben anvertrauten, waren meist Bondelzwarts, also gelbe Hottentotten, die sich nach ihrem Volkscharakter sicherlich nur widerstrebend einem schwarzen Herero wie Morenga beugten. Aber der Erfolg schien für ihn zu sprechen; die beherrschende Persönlichkeit des kühnen, begabten Bandenführers zwang selbst die alten Kapitänsfamilien der Bondelzwarts (die Christians, Aprils und Stürmans) unter seinen Willen. Seiner wildgewachsenen Kriegskunst kam seine Ortskunde und als unvergleichlicher Bundesgenosse die Karras- und die Oranjeberge zu Hilfe, in denen er wie seine Scharen jede Schlucht und jeden Auslug kannten. Auch die nahe englische Grenze benutzte er als Kriegsmittel, indem er über sie sich häufig der Verfolgung entwand, um nach Belieben wiederzukommen.

Jakob Morenga hatte in früheren Jahren als Arbeiter in den Minen bei Port Nolloth sein ehrliches Brot verdient. Später in die deutsche Kolonie übergesiedelt und zum Feldkornet des in den Karrasbergen ansässigen Bondelzwarts-Kapitäns Hendrik April emporgestiegen, hatte er als eifrigster Rädelsführer den Aufstand geschürt. Mit 30 Bewaffneten war er in den Karrasbergen von Werft zu Werft gezogen, hatte zur Verhöhnung der Gesetze des Gouverneurs die grünen Stempelkarten vor aller Augen zerrissen, die zum Tragen eines Gewehres berechtigten, und in leidenschaftlichen Brandreden das Ende der deutschen Herrschaft ausgerufen; bald war er zu Mord und Brandschatzung fortgeschritten. Deshalb wurde auf Morengas Auslieferung ein — für südafrikanische Verhältnisse freilich sehr geringer — Preis von 1000 M. ausgesetzt. Er entfloh über die englische Grenze,

kehrte aber im Juli d. J. 1904 zurück und begann wieder seine Raubzüge gegen die Farmer in verschlimmertem Maße, darauf, durch steten Zuzug verstärkt, auch seine Feindseligkeiten gegen die an Zahl so geringe Truppe.

Der hochgewachsene Mann ist der Sohn eines Herero, während die Mutter eine Damara ist; er selber trägt in Gestalt und Gesicht die unverkennbare Art eines Herero.

Unter der weißen Bevölkerung in Keetmannshoop liefen allerlei Erzählungen um, die Morenga mit dem romantischen Schimmer eines schwarzen Rinaldini umkleideten. Züge einer großspurigen Prahlerei, einer höhnischen Großmutslaune, dann wieder Beweise drastischer Unverschämtheit wurden von Mund zu Mund getragen. Im Lande der „stories" (der unverbürgten Gerüchte) wird man gegen Kriegs- und Kolonialklatsch mißtrauisch, aber manche Geschichten sollen nachweisbar sicher sein. Aus bester Sachkenntnis wurde z. B. die Tatsächlichkeit des Briefes bestätigt, in dem sich Morenga bei einem Hauptmann, dem er einen Teil seiner Pferde weggetrieben hatte, über den schlechten Futterzustand dieser Tiere beschwert; der Hauptmann solle seine Pferde besser füttern, denn solche Klepper könne Morenga nicht gebrauchen. Aus dem eigenen Munde des betroffenen deutschen Farmers hörten wir ferner, wie Morenga seine Räuberbande zur Ausplünderung seiner Farm entsandt habe, aber dann selber im kritischen Augenblicke als Retter in der Not ins Zimmer getreten sei, als das Leben des Farmers bedroht war.

In Warmbad und Keetmannshoop sah man in Morenga einen sehr gefährlichen Nachbar, und die Bewohner äußerten ihre freudige Genugtuung darüber, daß der andauernden Gefahr und Unsicherheit ein Ende bereitet würde.

Allen Abteilungen war befohlen, ihren Vormarsch so einzurichten, daß sie am 11. März gemeinsam den Gegner angreifen könnten.

Die Abteilung v. Kamptz, mit der ich zu marschieren hatte, traf ich am 6. März bereits einen Tagesmarsch südlich von Keetmannshoop in Warmbackies, einer Farmruine am seichten, doch wasserhaltigen Löwenfluß. Am Abend hielten wir einen letzten Gottesdienst vor dem bevorstehenden Gefechte; auch der Oberst sprach noch zu der Truppe, sie zu ihrer neuen Aufgabe anzufeuern. Der größere Teil der hier Versammelten hatte seit

dem Verlassen der Heimat noch keinen Gottesdienst haben können — und für wie manchen mochte dieser der letzte auf Erden sein! Es war wieder eine der Stunden, in denen Gott selber zu reden anhebt und seine ewigen Rechte in die Gewissen prägt.

Am nächsten Morgen (7. März) erreichten wir in vier Marschstunden das wasserreiche, fruchtbare Uchanaris, wo verwüstete Farmgebäude zwischen hohen Giraffen-Akazien (Kameldornen), mehreren Palmen, Feigenbäumen, den stachlichten Stauden des Feigen-Kaktus und ein paar übriggebliebenen Weinreben von besseren Zeiten Zeugnis gaben. Gegen Abend ging's nochmals vier Stunden auf mühseligem Pfade weiter. Der Marsch des folgenden Tages führte in jenes gewundene, zerrissene Klippengelände, das bei der Truppe „Hottentottensäcke" hieß (nach Deimlings Ausdruck), die dann wieder von einer trostlosen Sandebene abgelöst wurden. Auf dieser Sandwüste, die nichts als ganz spärliches, fahles Gras hervorbrachte, schien alles Leben verschwinden zu müssen. Dennoch bot sich gerade hier ein seltsames Schauspiel. Viele Hunderttausende winziger Heuschrecken, sogenannte Fußgänger, zogen wie riesige Heerwürmer über die Fläche. Hüpfend bewegten sich ihre langen, dichten, braunen Linien fort. Aus dieser öden Ebene reckt sich dann jäh und schroff der gewaltige Gebirgsstock in die klare Luft. Für den 9. März war nur ein kurzer Frühmarsch von zwei Stunden über diese heiße Sandfläche bis zum „Wasserfall" nachgeblieben, einem durch Regenstürze tief ausgewaschenen Felskessel am Westfuße der Karrasberge. Als der Morgen die klaren Umrisse der steilen Riesenberge aus nächster Nähe enthüllte, drängte sich ihre wilde Schönheit selbst der zu ernsten Dingen vorrückenden Truppe auf. Mit aller Vorsicht wurden die Tiere an das felsige Wasserloch geführt; Posten waren auf die beherrschenden Felshöhen vorgeschickt, und eine Kompagnie stand gefechtsbereit gegen alle Überraschungen aus dem Gebirge. Darauf begann nach ganz kurzem Marsche längs des Gebirgsfußes der Aufstieg in die Vorberge. Steil und steinig klomm ein unscheinbarer Pfad bergan! Aber Geschütze, Maschinengewehre und die wenigen Karren wanden sich unverzagt hinauf. Von den erstiegenen Vorhöhen sahen wir ein langes, welliges Hochtal zwischen hohen Felswänden vor uns. Wäre es nur nicht gar zu sehr mit Steinblöcken, größeren wie kleineren, übersäet gewesen! Hier fand sich Grasweide und

Baumwuchs, dieser am kräftigsten neben den damals trockenen Wasserläufen.

Ein Fahrzeug hatte dieses steinige, unwegsame Hochtal wohl noch nie bezwungen. Bei den Maschinengewehren wird eben zum Hauptmann vorgerufen, ein Rad von Munitionswagen 2 sei zerbrochen. Der Unfall wird durch Einsetzung eines Reserverades in kürzester Frist ausgeglichen, aber der Hauptmann äußert besorgt, bald werde das letzte Reserverad verbraucht sein.

Mit Eintritt der Dunkelheit sind wir endlich in der Kraikluft, einem breiten Kessel (zu Füßen des reichlich 2000 m hohen Hill-Berges), den hohe Steilwände nach drei Seiten umstarren. Eine Kompagnie und die Gebirgsbatterie, die zur Sicherung hierher vorausgeschickt waren, harrten unser.

Alsbald die erste Hiobspost! In dem Felskamin, der einzigen, abgrundstiefen Wasserstelle, wurden nur spärliche Wasserreste angetroffen. Deswegen mußten die Fahrzeuge am nächsten Morgen bis „Wasserfall" zurück, wenige hier beim Telegraphenposten verbleibende Karren ausgenommen, deren Tiere fortan täglich stundenlang zum Wasser und wieder zurückzutreiben waren. Die armen Tiere, von denen eine Anzahl bei dem letzten Gewaltmarsch bereits „schlapp gemacht" hat!

Am 10. März gab's Ruhe bis zum Nachmittag; allerdings keine ungestörte. Denn jenseits der vor uns aufragenden Höhe fielen plötzlich Schüsse. Ein Haufe Hottentotten, der eiligst den Höhenrand der Kraikluft besetzen wollte, wurde von unseren Posten gebührend empfangen. Zwei Gebirgsgeschütze werden hinaufgeschafft, die Maschinengewehre in Stellung gebracht. Dann ist alles wieder still, und wir können ruhig abkochen, für die bevorstehende Kletterei unsere Stiefel nachsehen, wie für die kalten Höhennächte die Cord-Uniformen flicken.

Zu der beginnenden Hochtour werden nur die Tragtiere und die allernötigsten Pferde mitgenommen. Die Maschinisten müssen ihre Gewehre auf Maultiere packen und zwar die verschiedenen Teile (Reserverohre, Protze, Wasserfaß, Vorratskasten, Munition) auf mehrere Saumtiere verteilen.

Mühsam, von Block zu Block erklettert die Truppe die steile Höhe. Dann geht's über steinige Hügelwellen weiter, bis sich eine schier unabsehbare Hochfläche vor uns ausdehnt. Grünes Niederholz hie und da; wo Hochriviere das Wasser der Regenzeit aufnehmen, sieht man lange, grüne Linien. Doch duftiges

Berggras überall zwischen dem Gestein. Die Tiere strecken die Köpfe danach, wo sie nur einen Augenblick dazu erhaschen. Aber auf der Riesenfläche ist kein einziger Quadratfuß ohne Steinbrocken. Das Marschieren hier oben wird Menschen wie Tieren zur Qual! Statt benagelter Bergschuhe haben wir nur verbrauchte, noch knapp zusammenhaltende Stiefel. Manche „Feldschuhträger" haben sie schon mit Lederstreifen aus frischen Kuhhänten verschnürt! Allein auf guten Wegen zu marschieren ist ja keine Kunst. Nulla virtuti via est invia!*) Die Gebirgsgeschütze können sogar, obschon unter unablässigen rumpelnden Stößen noch gezogen werden.

Die von unseren Posten zurückgejagten Krieger Morengas haben vor uns das trockene Gras entzündet, um uns selbst durch die hoch aufzuckenden Flammen zu bedrohen und unseren Tieren die Weide zu vernichten. Oben im Hererolande waren solche Grasbrände wochenlang die fast regelmäßige Beleuchtung des Abendhimmels, nun sahen wir's nach inhaltsvollen, langen Monaten von neuem. Der Wind trieb jedoch den sich verbreiternden Feuergürtel von uns hinweg, und wir behielten nur den willkommenen Vorteil, uns zwischen den Felsblöcken unseres Nachtlagers bei dieser Illumination sicherer zurechtzufinden, ohne Arme und Beine gar zu sehr zu gefährden. Recht mühevoll war's trotzdem, die Tiere zwischen den Steinen und auf einem Felsboden festzuhalten, der keinen Pikettpfahl einließ. Seine Lagerstätte ebnete sich jeder nach Möglichkeit. Waren die Glieder auf einer Seite zu sehr gedrückt, so konnte man ja die Lage wechseln.

Jeder freute sich des Weitermarsches am dämmernden Morgen. Der Grasbrand war erloschen, die letzten Qualmschwaden verwehten von den schwelenden Flächen.

Nach einigen Stunden führte der Marsch in eine kesselähnliche Schlucht, die in natürlichen Felspfannen klares, kühles Wasser darbot. Es war Garis, wo unter behutsamer Sicherung getränkt wurde. Dann gelangten wir in mäßiger Steigung wieder auf eine breite, weite Hochfläche, die sich als ein einziges, lückenloses Steinfeld mit einigen Strichen grünen Niederholzes und mit graugrünen Grasbüscheln überall zwischen den Blöcken oder dem kleinen Geröll erwies. Ein Saumpfad war kaum noch auf-

*) Für den Tapfern ist kein Weg unwegsam.

zufinden. Unsere Gebirgsgeschütze rumpelten jedoch unverdrossen fort. Mehrfach ein kurzer Halt, dann wieder vorwärts. Wie weit die Nurudasschlucht noch ist, wissen auch die mitgenommenen Ortskundigen nicht genau. Ihre Angaben schwanken um viele Stunden.

Der qualvolle Marsch hatte bereits acht Stunden gedauert, als eine tiefe, klippige Seitenschlucht von Nurudas erreicht ward. Eine Seitenpatrouille meldete, daß diese Schlucht und naheliegende Klippen besetzt seien. Das Gefecht begann. Zwei Kompagnien, zwei Geschütze wandten sich gegen das heftig ihnen entgegenprasselnde Feuer. Ein Reiter fiel, ein Leutnant und ein Wachtmeister wurden verwundet. Der Führer ließ seine übrigen Truppen, von einer langen Mulde gedeckt, nach links eine Umgehung ausführen und zwang dadurch den Feind zum Rückzug. Es konnte aber nicht ratsam sein, ihm in die Nurudasschlucht zu folgen, deren erstaunliche Ausdehnung und Zerklüftung schon deutlich hervortrat. Wir rückten näher zum Höhenrande und längs diesem weiter. Wieder über Steinflächen und Geröll! Eine Seitenschlucht, deren Umgehung zu viele Zeit geraubt hätte, wird durchklettert. Nach kurzer Zeit noch eine zweite, eine dritte! Sah man von oben auf den steilen Abstieg und das Geklüft der Felsblöcke, so schien es unmöglich, mit den bepackten Tragtieren hinab- und ebenso mühsam wieder emporzuklimmen. Aber vorwärts, zu zweifelnden Erwägungen bleibt keine Zeit. Wohl war's ein beängstigender Anblick, wenn die gelbe Heeresschlange von Schlucht zu Schlucht kopfüber in die Tiefe tauchte und sich in steilem Emporklimmen wieder hinaufwand, aber Wille und Pflichtgefühl siegten. Schlimmere Märsche hat schwerlich ein Heer selbst bei den berühmtesten Märschen über die Alpenpässe bestanden.

Um 4 ^{30} N. war eine günstige Stelle des Höhenrandes erreicht, die einen weiten Umblick über die Höhe und vorzüglichen Einblick in die lange Hauptschlucht freigab. Etwa 250 m tief windet und dehnt sich diese mit mannigfachen Krümmungen und vielen Seitentälern stundenlang hin, überall mit Felsblöcken übersäet und an vielen Stellen mit mannshohen Klippenreihen durchzogen. Von der Schluchtsohle blinkten einige Wasserpfannen wie dunkle Augen herauf.

In dieser Höhenstellung sollten wir ein Lager beziehen. Die ersten Vorbereitungen zur Ruhe wurden schon getroffen, als

über den jenseitigen Höhenrand flüchtende Scharen von Menschen und Vieh erkannt wurden. Die kleinen Geschütze der Gebirgsbatterie trugen noch gerade weit genug, um die Fliehenden unter Feuer zu nehmen.

Bald darauf sah man bereits auf halber Höhe der gegenüberliegenden Hänge einen Heliographenspiegel blitzen. Es war Hauptmann v. Koppys Lampe, die den glücklichen Erfolg des Tages meldete. Am gestrigen Abend hatte Koppys Abteilung die Wasserstelle Garup gegen den Kapitän Morris genommen und am 11. vom frühen Morgen bis 4 N. gegen Morenga selbst und seine Hauptmacht am Südeingange von Nurudas gefochten. Um den Besitz des beherrschenden Felsentores und die Wasserstelle am Eingange der Schlucht war heiß gestritten; um die Mittagszeit war die Wasserstelle gestürmt worden und der in die Klippen der östlichen Berghänge zurückfliehende Feind um 4 N. völlig geworfen. Die Verluste der Hottentotten bezifferten sich hoch; sie hatten über 30 Tote, dazu 120 Gefangene (Weiber, Kinder und eine Anzahl Männer) in deutschen Händen lassen müssen und, was für Eingeborene besonders empfindlich ist, einen großen Teil ihres Viehs verloren (etwa 500 Stück Großvieh, 5000 Stück Kleinvieh, 50 z. T. gesattelte Pferde). Der Truppe, der Morenga bei Warmbad so heiß zugesetzt, die monatelang gegen ihn auf dem Kriegspfade gelegen hatte, war unter tapferster Mitwirkung neuer Kameraden, wie der zwölften Kompagnie (v. Erckert), der Hauptanteil des Erfolges zugefallen. Die Reiter freuten sich, auch ihre bei Warmbad verlorene Kompagniekarre, wie die Warmbader Postkarre unter ihrer Beute wiederzusehen.

Der Sieg kostete der Abt. v. Koppy 9 Verwundete, der Abt. v. Kamptz 1 Toten, 3 Verwundete — eine überraschend geringe Zahl.

Frohen Mutes legten wir die müden Glieder zur Ruhe.

Am nächsten Tage beschlich die Führer und bald die ganze Truppe eine neue Sorge, die von Stunde zu Stunde schwerer drückte.

Eine Meldung der Abteilung Kirchner wurde vergeblich herbeigesehnt; wie mochte es der nicht starken Truppe ergehen? Vielleicht, suchte man sich zu trösten, hatte sich die Lampenverbindung in diesem Hochgebirge noch nicht herbeiführen lassen.

Die Signalverbindung von Nurudas hatte Leutnant Für-

bringer bereits am Tage nach dem Gefechte durch Lampeneinschaltung bis Keetmannshoop und Warmbad hergestellt.

Am 13. März, einem Sonntage, besuchte der Oberst mit seinem Stabe die Abteilung v. Koppy; der Feldprediger schloß sich an, um einen Feldgottesdienst abzuhalten und die z. T. Schwerverwundeten aufzusuchen. Da hinter den Klippen hervor noch vereinzelte Schüsse gefallen waren, ging von der Besatzung der Schluchtsohle eine stärkere Bedeckung mit. Der Abstieg über die Steinblöcke in die 250 m tiefe Talsohle war beschwerlich. Wir dachten unserer Wasserholer, die täglich mit Wassersäcken hinabzogen und der Tiere, die diesen halsbrecherischen Weg zur Tränke hatten. Es ging recht steil abwärts; trotz der felsigen Hindernisse ist hier wirklich „Nurubas", d. h. — wie es Missionar Fenchel uns übersetzte, — ein „Ort zum Hinabrutschen".

In der Talsohle marschierte man bequemer, immerhin noch anstrengend genug.

Die Schlucht ist gegen drei Stunden lang. Sie hat völlig das Gepräge eines wild zerklüfteten Hochgebirgstales. Ihre Seitenschluchten sind ebenso zerrissen und tragen die gleichen klippigen Naturschanzen. Welche Blutarbeit hätte es gekostet, diese Schlucht den vereinigten Aufständischen zu entwinden, wenn Morenga und Hendrik ihre geplante Vereinigung vollzogen hätten!!

Wir waren über die Wassermenge in der Talsohle und den üppigen Graswuchs an den Felshängen verwundert. Auch Akazien niederen Wuchses gediehen in vielen kleinen Gruppen. Hier konnten sich allerdings ganze Massen von Menschen und Vieh geraume Zeit halten. Nur vor der Menge der hohen Kandelaber-Kakteen (Euphorbia venenata) müssen wir auf der Hut sein. Das meter- bis mannshohe Dickicht dieser stachlichten Büsche, an denen sich Mensch wie Pferd leicht ritzt, ist bedrohlich. Aus dem weißen Saft, der bei jedem Schnitt oder Riß überreich hervorquillt, bereiten die Buschmänner ihr Pfeilgift.

Auf Spuren der Morenga-Leute stießen wir bald. Dort abgebrannte, wie erhaltene Pontocks, dann Sättel, Werkzeuge; hier liegt ein großer Damara, dem ein Oberschenkelschuß die große Schlagader geöffnet hat; ein zerbrochener Gewehrschaft neben ihm. Zumal in den östlichen Klippen finden sich allerlei Patronen, Kugelzangen, Pulverhörner verstreut neben toten Hottentotten oder Schwarzen, die der fliehende Feind nicht mehr hatte bergen können.

Etwa 250—300 Pontocks waren noch in der Schlucht, eine Anzahl, die auf 1000—1500 Köpfe ihrer bisherigen Bewohner schließen läßt.

In Koppys Lager stand die siegreiche Truppe im offenen Viereck bereit. Die etwa 120 Gefangenen kauerten nur wenige Meter entfernt in langer Reihe am Boden und sahen mit verwunderten, fragenden Augen darein.

Der Oberst begrüßte die aufgestellte Truppe mit anfeuernder Anerkennung; dann folgte unser Gottesdienst angesichts des Gefechtsfeldes, der Gefangenen und angesichts unserer Verwundeten, die in den zunächststehenden Pontocks untergebracht jedes Wort hören konnten.

Bekannte traf man auch hier mit freudiger Bewegung, Offiziere wie Unteroffiziere und Reiter. In deutschen Garnisonen oder im fernen Ostasien war man zusammengewesen und traf sich hier in der verrufensten Schlucht der wilden Karrasberge wieder.

Von den Verwundeten waren vier härter getroffen, einer so schwer, daß wir beim Sprechen und Beten der Ewigkeit bewußt ins Angesicht schauten.

Im Nachbarpontock waren zwei gebettet, die mir ein gutgebundenes Buch zeigten, das in Morengas Pontock gefunden sei. Es war ein Buch Otto Funckes. Morenga oder seine Leute hatten es wahrscheinlich aus einer geplünderten Farm mitgenommen. Nun bot es in dieser fernen Gebirgswildnis unseren Verwundeten beides: anregende Unterhaltung und Anstoß zu den stillen Gottesdiensten, die sie brauchten und begehrten.

Bei der Truppe beherrschte natürlich der Kampf vom 11. März Interesse und Gespräch. In schlichter Kameradschaftlichkeit wurden die Erlebnisse der beiden sich hier begrüßenden Abteilungen ausgetauscht.

Nun erfuhr man die dramatisch bewegte Einleitung des Gefechtes um das südliche Felsentor der langen Schlucht. Am Morgen des 11. März war die Abteilung nach dem glücklichen Vorgefecht bei Garup auf dem Eilmarsche nach Nurudas. Hauptmann v. Koppy, Leutnant v. Gersdorff und Unteroffizier Schütze — ein tüchtiger, alter Schutztruppler, der seinem Hauptmann am 25. Nov. bei Warmbad das Leben gerettet hatte — ritten ungefähr 1 km vor der Abteilung. Da gewahren sie große Staubwolken. Das muß schon die Abteilung Kirchner sein, vermuten

sie und scherzen: „Das klappt ja wie im Manöver, daß beide Abteilungen auf die Minute zusammentreffen". Koppy beobachtet mit seinem Glase und wird mißtrauisch, es könnten Hottentotten sein. Der Leutnant erwidert: „Die reiten ja so geordnet; es muß eine deutsche Abteilung sein". Als er zur sicheren Erkundung entgegenreitet, löst sich ebenso von den Anmarschierenden ein Einzelreiter ab, wohl der Führer, der gleichfalls Gewißheit über die Ankömmlinge sucht. Er trägt einen Truppenhut und blauen Rock mit weißer Armbinde. Beide sind nur noch einige hundert Meter entfernt, als sie gleichzeitig ihr Pferd zügeln und in schnellster Gangart zurücksausen. Der deutsche Leutnant und — Morenga hatten sich erkannt.

Von beiden Seiten begann nun ein Wettrennen nach dem Felsentor und der von Morenga vorbereiteten, noch durch Schanzen verbesserten Stellung. Morenga gelang es nicht mehr, sich in der geplanten Weise in die ungemein starke Felsenstellung einzubauen und ebensowenig, die Frauen und die Viehherden rechtzeitig zu bergen.

Die Artillerie unter Oberleutnant v. Rosenthal hatte das Vordringen der Infanteriezüge durch wirksamstes Feuer ermöglicht.

Sergeant Birkholz war als erster in die feindliche Stellung vorgedrungen.

Zu dem schnellen Erfolg am 10. März hatten auch die kriegsfreiwilligen Buren geschickt und tapfer beigetragen, was man rühmend anerkannte.

Die Stunden des Beisammenseins enteilten schnell. Am Nachmittage langte der Oberst mit seiner Begleitung nach mühsamem Rückmarsch wieder im Höhenlager der Westabteilung an.

Die Meldung von Hauptmann Kirchner stand noch immer aus. Gegen Abend traf die Nachricht von Kirchners schwerem Gefechte bei Kosis über Wasserfall-Kraikluft bei uns ein; bei unserem Vormarsch war der Feldtelegraph bis zum Fuße und weiter zur halben Höhe des Gebirgsstocks fortgeführt worden.

Wir erfuhren, daß Hauptmann Kirchner selber gefallen sei, ebenso Leutnant Fürbringer, der Vetter unseres Heliographisten, außer ihnen 9 Mann; ferner waren 28 verwundet, unter ihnen 15 schwer. Die Munition der Geschütze war in den ersten, schweren Kampfstunden völlig verfeuert. Um Wasser zu finden und die Verwundeten zu sichern, war die geschwächte Abteilung

zur nahen Wasserstelle zurückmarschiert und lag dort in verschanzter Stellung.

Diese Kunde mischte bitteren Schmerz in die Freude über den gemeinsamen, bedeutenden Erfolg. Indes, hatten wir hoffen können, einen so starken, beweglichen, ortskundigen Gegner mit den bisherigen Verlusten von 1 Toten und 12 Verwundeten aus solcher Stellung hinauszuschlagen? Der treuen Toten aber mußten wir immerfort gedenken.

Hauptmann v. Erckert wurde mit seiner zwölften Kompagnie und zwei Geschützen nach Kosis entsandt. Bis zu seinem Eintreffen und dem Einlaufen seiner Meldung verblieben sämtliche Truppen auf ihrer steinigen Hochwacht.

Die Tage waren recht warm, obwohl die Höhenluft erfrischend einwirkte, dagegen die Nächte um so kälter. Die niedrigen Schutzwände, die wir uns aus Steinplatten schichteten, schützten wenigstens etwas gegen den rauhen Nachtwind.

Allein die Verpflegung wurde karg. Von der Kraikluft war nur der unentbehrlichste Proviant für 5 Tage mitgeführt worden. Besaßen wir auch Beutevieh in dankenswerter Menge, so war doch die unerläßlichste Zukost, wie Kaffee, Salz und die höchst wünschenswerte Zugabe von Mehl äußerst knapp geworden. Hier sahen wir den Bastards und Buren die Bereitung des „Hottentottenbeefs" ab. Handbreite Fleischstreifen von mäßiger Dicke bedeckte man mit ganz heißer Asche, die hernach abgestäubt wurde. Wir hatten so ein saftiges Bratenstück ohne Gerätschaften hergestellt, und zur Not mußten anklebende Aschenreste das fehlende Salz ersetzen.

Unsere Pferde und Maultiere hatten's besser. Trotz der klippigen Tränkpfade erholten sie sich sichtlich bei dem guten Wasser und der kräftigen Weide. Aber woher sollten wir alle Hufeisen ersetzen, die sie in diesem „steinernen Meer" einbüßten?

Es blieb indessen nichts anderes übrig als auszuharren!

Diese Tage des Wartens wollten wir durch einige Biwaksabende der Truppe erleichtern, aber es mangelte die rechte Stimmung, solange Erckerts Meldung über die nunmehr von Oberlt. v. Grote geführte Abteilung bei Kosis ausstand.

Ernste Pflicht rief jedoch zur Truppe Koppys, zu den Verwundeten, die dorthin zusammengetragen waren und zu einem seinen Wunden Erlegenen. Am 16. März bereiteten wir dem

Reiter Jäckel (12. Komp. 2. Rgts.) unter einer hohen Tamarinde sein schlichtes Ehrengrab.

Am späten Nachmittage des 16. März traf Erckerts Meldung ein. Ein berittener Eingeborener brachte nach afrikanischer Botenart den an einem Stocke befestigten Brief in Koppys Lager, von wo sie eiligst an den Obersten weitergeblitzt wurde. Die Nachricht lautete günstig, die Verbindung war hergestellt.

Noch am selben Abend kamen die Befehle für die Besetzung der Karrasberge und den Abmarsch der dort entbehrlichen Truppenteile heraus.

Am Südende von Nurudas verbleibt die Kompagnie des Hauptmanns d'Arrest, verstärkt durch 2 Maschinengewehre und 2 Geschütze.

Den Nordeingang bewacht auf beherrschender Höhe der Zug des Leutnants v. Westernhagen (50 Gewehre, 1 Geschütz).

Am Ausgange des Backriviers bleibt die 11. Komp. 2. Rgts. (Oberlt. Anders) mit 2 Geschützen, bei Stinkdorn am Eingange ins Gainabrivier Komp. v. Erckert mit 2 Geschützen.

Bei Kalkfontein soll Hauptmann v. Koppy mit 2 Geschützen eine Bereitstellung nach allen Seiten, auch nach den kleinen Karrasbergen beziehen.

Wasserfall besetzt die halbe Komp. 4a (Hauptmann Arnold) nebst 2 Maschinengewehren.

Nach Koes und Hasuur rückt die 3. Ersatzkomp. mit 2 Geschützen.

Den kleineren Teil des Beuteviehs übernimmt Hauptmann v. Koppy, der größere Teil soll nach Keetmannshoop von einigen Buren und von Gefangenen abgetrieben werden. Diesen Abtrieb sollen die zurückmarschierenden Truppen (eine Kompagnie, Gebirgsgeschütze, Maschinengewehre) decken.

Am 17. März gab der Oberst vor seinem Abmarsch der Westabteilung die letzten Weisungen. Noch einmal standen die im Gebirge verbleibenden wie die abrückenden Truppenteile um den Führer versammelt. Er setzte die Lage, die erreichte Absicht und die weitere Aufgabe auseinander und schloß mit dem Treuruf, der gewiß noch in den Karrasbergen zum ersten Male erschalle, an den obersten Kriegsherrn in der Heimat. Die Besatzungen, mahnte er, sollten das Errungene festhalten und durch weitere Vorstöße die Säuberung der Berge fortsetzen.

Der gegen Morenga (oder richtiger Marinka) geführte

Schlag hatte seine Streitmacht, sein Ansehen und die Verpflegungsmöglichkeit seiner Scharen hart getroffen. Bei Nurudas, auch bei Kosis waren seine Verluste schwer.

Doch ward man in der sich nun trennenden Truppe dem begabten, verwegenen Feinde gerecht und erkannte die kühne Entschlußkraft und den tapferen Schneid seiner Führung an.

Aus dem Befunde des tatsächlichen Verlaufes wie aus den damit stimmenden Aussagen der Gefangenen ergab sich sein Kriegsplan klar genug.

Von den Hochgipfeln des Gebirges hatten seine Späher den Anmarsch und die Stärke der deutschen Abteilungen festgestellt, was als sicher vorauszusehen war. Zumal vom Gipfel des Hillberges hat man, wie schon Hauptmann v. Burgsdorff festgestellt hatte, einen freien Weitblick bis Keetmannshoop. Gegen unsern konzentrischen Anmarsch wollte sich der Gegner durch schnellste Ausnützung der inneren Linie wehren.

Morenga wandte sich zuerst gegen die kleinste Abteilung Kirchner, die er gegen seine starke Klippenstellung bei Kosis auflaufen ließ und empfindlich schwächte.

Von dort eilte er, nur eine kleine Schar bei Kosis zurücklassend, an die südliche, starke Felsenpforte der Schlucht gegen die Abteilung v. Koppy, die sein Unterkapitän Morris bei Garup mit 100 Gewehren einige Tage lang hatte aufhalten sollen. Durch das schnelle Vordringen der Deutschen war aber seine Absicht durchkreuzt, diese Truppe gleichfalls auf die schwer bezwingbare Schluchtpforte anrennen zu lassen.

Morenga hatte gerechnet, auch diese Abteilung schwer zu schwächen, um sich der zuletzt abmarschierten Westtruppe unter Major v. Kamptz vorzulegen. Der Kapitän Stürmann sollte dieser in dem Kessel der Kraikluft inzwischen den Vormarsch wehren.

Dieser Plan bewies die kriegsfreudige, umsichtige Tatkraft Morengas, war aber nun durch das unaufhaltsame Zusammenwirken der angesetzten deutschen Abteilungen zu schanden geworden.

Der Rückmarsch, den zunächst der Regimentsstab, zwei Züge Maschinengewehre und eine Kompagnie begannen, führte über das uns noch unvergessene Steinfeld zurück. Noch einmal durchschnitten wir unser Gefechtsfeld vom 11. März und hielten am Grabe unseres hier bestatteten Toten (Reiter Stern) eine

kurze Feier. Ihm war die große Schlagader am Oberschenkel durchschossen, und er hatte vergeblich sein Verbandpäckchen in die Wunde gesteckt, um die Blutung zu stillen. Nach der eiligen Feier mußten wir weiter! „Kann dir die Hand nicht geben, bleib du im ew'gen Leben, mein guter Kamerad" — ist ja die ernste Kriegsregel.

Der Tag war heiß, die steinübersäete Hochfläche überaus ermüdend, das Schuhzeug noch schlechter geworden. Die armen „Feldschuhträger", die fortwährend mit neuen Riemen oder Fetzen von Kuhhäuten sich ihre Stiefeltrümmer zu befestigen mühten!

In der Garis-Schlucht tränken und trinken wir. Dann klettern wir wieder hinauf und gehen oder hüpfen von Stein zu Stein. Ein Gewitter hat sich zusammengezogen; der Hillberg ist schwarz in Wolken gehüllt. Wir nähern uns schon der abschüssigen Kraikluft, als das Unwetter sich am Abend gewaltig entlädt. Das Hochgebirge antwortet auf den Donner mit dumpfdröhnendem Widerhall. Die Blitze leuchten wie riesige Feuerschlangen in zuckenden Kreisen durch die Finsternis. Die geblendeten Augen finden kaum noch zwischen den Steinblöcken vorwärts. Der Sturmwind hindert jeden Zuruf in der Marschkolonne. Dann prasselt ein Regensturz hernieder, der in wenigen Minuten alle Cord-Uniformen durchnäßt. Wie vollgesogene Schwämme kleben sie kalt und schwer auf den müden Gliedern. Doch durch die Haut wird selbst dieser Wassersturz ja nicht hindurchdringen; also getrost! Wenn der eiskalte Sturm nur aufhören wollte!

Unserer Tiere wegen unterließen wir den nächtlichen Abstieg in der Finsternis und biwakierten auf den nassen Blöcken der Höhe.

Das Grollen des Unwetters erstarb, aber gar rauh und frostig durchschauerte uns die Nacht.

Nach langen Versuchen qualmten kleine Feuer auf; der Hauptmann der Maschinengewehre hatte schon einen Preis für das erste Entfachen ausgesetzt. Wieviel war jetzt ein Becher warmen Kaffees wert! Das mit uns marschierende Feldlazarett des Oberarztes Dr. Blumers half nach Kräften mit wärmenden Decken aus.

Am nächsten Morgen stiegen wir in die Kraikluft, um nach längerer Pause weiter zum „Wasserfall" zu ziehen. Die warme

Tagessonne trocknete nun in einigen Marschstunden unsere Uniformen.

Bei Wasserfall, am Gebirgsfuße grüßten eine Wagenburg und ein Zeltlager mit wehenden deutschen Fähnchen. Im dortigen Lazarettzelte lagen einige Schwererkranke, zu deren Besuch die längere Marschpause ausgenutzt wurde.

Ein Zug Maschinengewehre unter Leutnant Degenkolb blieb hier zurück, um den Abtrieb des aus den Bergen folgenden Beuteviehs bis Uchanaris sichern zu helfen und sodann nach Wasserfall umzukehren. Von Uchanaris wird Leutnant Müller mit Gewehr 5 die sichernde Truppe verstärken; Gewehr 6 begleitet den Obersten.

In drei Tagen rüstigen Marsches erreichten wir Keetmannshoop. Unterwegs erfuhren wir die Meldung des Feldtelegraphen vom zweimaligen Angriff der Hottentotten bei der Schlucht Garis im Gebirge und bei Uchanaris, um die ihnen unersetzlichen Viehherden zurückzugewinnen. Beide Male waren sie blutig abgewiesen, bei Garis Morenga selber durch einen Granatsplitter ernstlich verwundet worden. Doch auch wir hatten wieder 10 Tote zu beklagen.

Nahe vor Keetmannshoop trafen wir die Verwundeten der Abteilung Kirchner auf der Fahrt ins Lazarett. Ein bewegtes Wiedersehen!

Von den gegen die Karrasberge ausgerückten Truppen waren 22 gefallen, über 50 verwundet, darunter 2 Offiziere tot, 3 verwundet.

Am 21. März — am Geburtstage des Obersten Deimling — kehrten wir nach Keetmannshoop zurück. Der Ort hatte geflaggt, die Bewohner sahen sich vom Druck langer Monate befreit. Auch die Truppe fühlte sich durch Siegesfreude gehoben. Als entgegenreitende Offiziere uns gar die Ankunft von Feldpost und mancherlei Liebesgaben ankündigten, erhellte sich auch die müdeste Miene. Einige turnten vor Vergnügen auf ihren Pferden.

Uns summte das Dichterwort durchs Gemüt:

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.

34. Anderthalb Ruhewochen in Keetmannshoop.

22. März Keetmannshoop — am Geburtstage unseres alten Kaisers! Nach vier Monaten wieder in einem kühlen, wohnlichen Zimmer und einem bequemen Bett! Es war mir, als dürfte ich die erste Nacht nur vor der Türschwelle biwakieren! Im Kasino der Feste haben wir sogar einen weißgedeckten Tisch!

Im Hause des Missionars Fenchel, das ein täglicher Sammelpunkt der Offiziere ist, habe ich vortreffliches Quartier und die herzlichste Aufnahme. Das ganze, gediegen und ansehnlich gebaute Missionsgehöft mit seinem Garten heimelt wie ein deutsches Pastorat an. Die festgefügte Kirche mit weithin sichtbarem Turme steht wenige Schritte davon nahe der Feste.

Der in runder Anlage um die feste Kaserne gebaute Ort hat stattliche Häuser, Regierungsgebäude wie Kaufmannswohnungen und gewährt mit seinen hohen Baumgruppen einen freundlichen Eindruck.

Heute Nachmittag ist Postschluß; also eiligst einige Grüße aufs Papier geworfen! Feldtelegramm 07 (Befinden fortgesetzt gut; Gruß), damit es nicht zu kriegerisch klingt! Auch Feldtelegramme besorgt, die mir Verwundete in Nurudas mitgegeben haben.

24. März. Im Lazarett eine Reihe Verwundeter und Typhuskranker. Chefarzt ist Stabsarzt Dr. Hummel.

Gestern reiche Feldpost, Briefe bis zum 20. Januar.

Heute vormittag trafen die Komp. v. Stocky und ein Zug der Gebirgsbatterie mit dem Beutevieh in Keetmannshoop ein. Ein Teil der Beute ist der Besatzung der Berge verblieben, hierher kamen noch 250 Stück Großvieh und 4—5000 Ziegen (Bockies). Die Gefangenen, die es hatten treiben müssen, boten ein jämmerliches Bild. Die friedlich gebliebenen Werften der hiesigen Eingeborenen sahen mit weit geöffneten Augen auf diesen Zug, wie sie fußwund und lahm, kleine Traglasten Brennholz auf dem Rücken, hinter und neben dem Beutevieh herschlichen. Ein seltsamer Anblick, als auf den Fahrzeugen stiefellose Krieger und fußmüde Bockies gemütlich zusammenlagen.

Der Bezirksamtmann Schmidt gab zu Ehren des Obersten einen festlichen Abend, bei dem er den Dank und die Verehrung der Einwohnerschaft, wie ihr schmerzliches Bedauern zu lebhaftem

Ausdruck brachte, den siegreichen Führer nunmehr scheiden zu sehen. Der Arzt verlangt jedoch, daß der Oberst sein Schultergelenk in gründliche Behandlung gibt, das er sich bei einem Sturze auf klippigen Boden verletzt hat. Das Leiden ist so verschleppt und verschlimmert, daß schon seit Wochen drei Mann zufassen müssen, um den Oberst aufs Pferd hinauf und vom Pferde herab zu heben. Trotzdem hat er seinen Körper noch zum Zuge in die Karrasberge gezwungen.

Bei diesem festlichen Anlaß mußten wir in stillen Gesprächen des Bruders unseres Gastgebers gedenken, des Leutnants Schmidt, der mit Leutnant v. Heydebreck bei Warmbad gegen Morenga den frühen Heldentod gefunden hatte.

Sonntag, den 26. März. Im Lazarett schwere Fälle; zumal Reiter W. mit seinem Brustschuß.

9 30 V. Gottesdienst in der Kirche. Missionar Fenchel hielt die Liturgie, ich die Predigt. In das geräumige Gotteshaus waren auch eine Reihe eingeborener Christen gekommen, Herero, Namau (d. h. Hottentotten), Bastards — es gab ein buntes Bild der Rassen und der Trachten.

Des Nachmittags hielt der Missionar Bibelstunde in der Kirche für seine Eingeborenengemeinde, deren Fernhaltung vom Aufstande ihm mit zu danken ist. Die Verständigung ist nicht leicht. Die früher hierher verpflanzte Hererowerft hat zwar ihre Stammessprache verlernt, — nur eine alte Frau spricht noch die Hererosprache (das Otjiherero), sonst haben alle die Namasprache angenommen — aber die neben den Werften der Herero und der Hottentotten angesiedelten Bastards sprechen kapholländisch. Obwohl der erfahrene Missionar selber die Namasprache spricht, redete er doch, um allgemein verständlich zu werden, holländisch und ließ Satz für Satz von dem Kirchenältesten in die schnalzende Hottentottenrede übersetzen. Der Dolmetscher schnalzte mit Lebhaftigkeit und ernster Würde; er erweckte einen günstigen Eindruck.

Des Abends ein freudig begrüßter Regen.

28. März. Der Oberst veranstaltete eine Abschiedsfeier in seinem Quartier, bei der er die Kriegslage in kurzen, scharfen Umrissen zeichnete und seine Hoffnungen für die Schutztruppe wie für die Kolonie aussprach. Zum Schluß dankte er mit warmen Worten der ihm ans Herz gewachsenen Truppe, den beiden Offizieren seines Stabes (Oberlt. Kirsten und Oberlt.

Pfeffer), und zwei Herren aus Keetmannshoop, die ihn erfolgreich mit ihrer Landeskunde beraten hätten: dem vertretenden Bezirksamtmann Zolldirektor Schmidt und dem Missionar Fenchel.

(Zusatz: Bei den späteren Verhandlungen mit Morenga hat sich auch der katholische Pater Malinowsky durch seine mutigen Vermittlungen im Lager der Aufständischen um die Truppe verdient gemacht; nach ihm hat der evangelische Missionar Wandres aus Windhuk, der vorher in Warmbad wirkte und eine geachtete Vertrauensstellung bei den Bondelzwarts besaß, die gefährliche Aufgabe übernommen.)

29. März. Die Regengüsse fallen jetzt so häufig, daß des Obersten Abmarsch sich verzögert. Der wegekundige Fenchel befürchtet, der Durchmarsch durch den Fischfluß könnte unmöglich werden. In Afrika brechen die Überraschungen nicht ab; hier heißt es stets: festina lente (Eile mit Weile)!

Im Lazarett geht es Leutn. F. besser, auch ein wenig dem Reiter W. mit dem Brustschuß. Mancherlei Lektüre verteilt.

Taufe bei dem Farmer M. v. B., unserem Führer in den Karrasbergen. Die erste friedliche Amtshandlung seit langer Zeit!

30. März. Der „abgekommene" Fischfluß verzögert den schon angesetzten Abmarsch.

Mit dem Missionar und einigen Bekannten durch die 3 Werften seiner Eingeborenen. Am reinlichsten sind die Mattenhütten der Herero, unsauber dagegen die der Bastards und der Hottentotten. Den traurigsten Eindruck machte mir ein weißhaariger Engländer, der völlig verkaffert mit den Eingeborenen in ihrem Pontock lebte.

Eine geistige Auffrischung ist's, jetzt wieder in ziemlicher Ruhe ein gutes Buch lesen zu können.

31. März. In Keetmannshoop besteht eine deutsche Schule mit einem Lehrer und außer ihr die Schule der rheinischen Mission für eingeborene Kinder. Mit dem katholischen Kollegen, den ich bei der Rückkehr aus den Karrasbergen bei „Wasserfall" wiedergetroffen habe, besuchte ich diese Schule, in der Missionar Fenchel und seine Tochter unterrichten.

Die Unterrichtssprache ist das Deutsche, das die Kinder gut verstehen und geläufig, obschon hie und da mit etwas fremdlautender Aussprache sprechen. In biblischer Geschichte, im Lesen, in Erdkunde und im Gesang wurden größere, wie kleine Schüler

vorgeführt. Zwei Kinder lasen ein deutsches Lesestück sogar mit erstaunlich gutem Ausdruck und Verständnis.

Die Hererokinder zeigen sich merklich schwerfälliger, als die flinken kleinen Hottentotten.

Als der Missionar nach einer Landkarte in der Erdkunde prüfte, wußten die Kinder sicher zu antworten. Auch versagten sie nicht, als ich selber zu fragen begann. Wenn sie groß seien und einmal den deutschen Kaiser sehen wollten, fragte ich, wohin sie dann reisen müßten. — O, nach Berlin!

J.: Aber wie mußt du denn nach Berlin reisen?

K.: Mit dem Ochsenwagen durch den Fischfluß nach Lüderitzbucht.

J.: Wie dann weiter?

K.: Mit einem Schiff über das große Wasser.

(Die Kinder nannten die Küsten und Länder Afrikas und Europas, an denen der Dampfer vorüberfährt.)

J.: Bis zu welcher Stadt soll dann euer Schiff fahren?

K.: Bis Hamburg.

J.: Ihr könnt noch nach einer anderen Hafenstadt fahren.

K.: Nach Bremen.

J.: Wie kommst du aber von Hamburg oder Bremen nach Berlin?

(Schweigen.)

J.: Geht's da auch mit dem Ochsenwagen weiter?

(Kurzes Schweigen, bis der Missionar eingriff, er habe ihnen doch von den Wagen erzählt, die ohne Ochsengespanne liefen.)

K.: (nun freudig): Mit der Eisenbahn.

Wir verließen diese Missionsschule mit freudiger Anerkennung ihrer Leistungen.

1. April. Morgen Abmarsch. Heute noch lange im Lazarett. Vorbereitungen zum achttägigen Ritt.

35. Bedrohter Eilmarsch nach Lüderitzbucht.

Den 2. April trat der Oberst mit seinem Stabe den Marsch nach der Küste an; der Feldprediger schloß sich an, um in Lüderitzbucht Etappe und Lazarett zu bedienen. Insgesamt 15 Gewehre stark ritten wir ab.

In Keetmannshoop war die Truppe beim Scheiden ihres verehrten Führers angetreten; Geschütze standen zum Ehrengruß bereit. Der Ort hatte geflaggt, selbst die Vertreter der Eingeborenen harrten an der Kirche, ihren „gaiaub“ (Führer) nochmals zu grüßen.

Nach kurzem, markigem Abschiedsgruß ritt der Oberst unter dem Ehrengeleit mehrerer Offiziere und der Behörden ab. Alle sahen mit Bedauern, aber voller Dank den Führer scheiden, der das sichere Vertrauen, die treue Anhänglichkeit und die Herzen der gesamten Südtruppe gewonnen hatte.

Unsere Marschstraße war der „Bai-Weg“, die lange Zufuhrstraße über Naiams, Brackwater, Kubub nach der Lüderitzbucht.

Je weiter wir westlich nach der Küste gelangten, desto unfruchtbarer ward das Land. Doch trafen wir an den ersten Marschtagen noch auf mehrere Farmer mit gutem Viehstand. Westlich von Kubub beginnt bald ein ödes Felsgelände, auf das der tagelange, sandige Dünengürtel folgt. Der südliche Zugang zur Kolonie ist ja der traurigste Landstrich Südwestafrikas.

Der erste Marschtag führte durch den schon wieder fallenden Fischfluß, der sich mit knapper Not durchreiten ließ. Die Pferde mußten bei der Furt bis über die Brust ins Wasser. Das Flußbett war holperig und breit. Wir waren froh, als auch die Maultierkarren halb schwimmend hinüberkamen.

Die Station Naiams sollte noch zum Abend erreicht werden. In drückender Gewitterluft ritten oder führten wir. Solche lähmende Schwüle, wie sie zumal in der Einsenkung zwischen langen, nahen Hügelketten auf Mann und Roß drückte, hatte keiner von uns bislang in Afrika erfahren. Die Luft, die kein Windhauch bewegte, war offenbar in besonderer elektrischer Spannung. Da zeigte sich ein wirklich märchenhaftes Naturspiel. Eine Menge kleiner Leuchtkäfer zog ringsum, soweit wir blicken konnten, Tausende kurz aufglühender Fädchen und Flämmchen durch die Dunkelheit.

Als wir in Naiams am Spätabend einzogen, hatten wir ungefähr die ersten 70 km zurückgelegt. Die Anfangsleistung war gut.

Die Station liegt taktisch ungünstig in einem Kessel.

Am folgenden Tage führte ein anfangs bequemer, später steiniger Weg über eine Hochfläche, der es an niedrigen Akazien

nicht mangelte. Nur begannen die meterhohen „Milchbüsche" (eine Euphorbie mit weißem, giftigem Safte) schon hier ganze Strecken zu überziehen.

Der Verkehr auf dem „Baiwege" war, durch die verhältnismäßig kühlere Jahreszeit begünstigt, recht lebhaft. Eine lange Reihe Ochsenwagen, jeder mit 12 Jochen bespannt, schleppten hochbeladen die Lebensmittel für Truppe und Bevölkerung nach Keetmannshoop.

Am vierten Tage trafen wir, von „Durchschlag", d. h. von Regenpfützen und durchweichten Wegstrecken aufgehalten, in Kuibis ein. Auch diese Station liegt wenig günstig in der Nähe überhöhender Berge; sie war mit 3 Unteroffizieren und 7 Mann besetzt, die zugleich den Heliographen auf ihrem dreiviertel Stunden entfernten Signalberge zu bedienen hatten. Man freute sich, auch unter dieser kleinen Zahl alten Kriegsgefährten zu begegnen. Eine kleine Hottentottenwerft hauste friedlich eine Viertelstunde unterhalb der Station an der guten Wasserstelle.

Der Ruhetag, den uns der Oberst nach den starken Märschen dieser Tage gönnen wollte, wurde jäh durch eine heliographische Alarm-Meldung aus Keetmannshoop unterbrochen. Major Gräser, der das Kommando der Südtruppen übernommen hatte, teilte dem Obersten sowie sämtlichen Etappen eine Nachricht des deutschfreundlichen Kapitäns Goliath aus Berseba mit, daß der Bethanier-Kapitän Cornelius mit 200 Kriegern gegen den Baiweg aufgebrochen sei. Er wolle so war nach Berseba verlautet, seine in die Gefangenschaft abgeführte Frau befreien und werde bei Naiams oder bei den Tsirub-Bergen sich auf die Lauer legen. Da Goliaths Meldungen meist sicheren Grund hatten, war alle Achtsamkeit geboten. Daß Cornelius seine Frau wiederholen wolle, konnte allerdings nur Vorwand sein, da diese inzwischen an der sicheren Küste abgeliefert sein mußte, jedoch ein Anschlag auf die Kolonnen des Baiweges und in diesen Tagen vor allem auf den Regimentsstab war dem uns vom Norden her wohlbekannten Kapitän durchaus zuzutrauen. Als er im Hererolande beim Wagentroß des 2. Feldregiments Dienste tat, bat er zwar öfter um etwas „Suppie", d. h. um eine Flasche Rum, und wäre es auch nur um die Marke „Niggertod" gewesen — wie die Soldaten diese Zugabe zu ihrem Tee benannten — aber er hatte gelegentlich außerordentlichen Schneid bei schweren, schnellen Ritten bewiesen.

Der Oberst beschloß auf die Alarm-Meldung, unsern Marsch nach der Küste zu beschleunigen und, sobald es anging, Patrouillen zur Verstärkung unserer 15 Gewehre heranzuziehen. In drei Tagesmärschen konnten wir an der Küste sein.

An demselben Tage (5. April) ritten wir noch bis zur Schakalskuppe, wo an einer freieren Stelle biwakiert wurde, die Aussicht und gutes Schußfeld gewährte. Kein Feuer war gestattet; die Posten lauschten mit gesteigerter Aufmerksamkeit. Zu noch größerer Sicherheit war außerdem eine Offizierwache befohlen. Die Stunden schlichen langsam durch die sternflimmernde Nacht. Man fror empfindlich, zumal wer — wie der Erzähler — die dritte Nummer (von 1—3 Uhr) gezogen hatte.

Als wir bei Tagesgrauen abritten, war schon die erste Verstärkung zur Stelle. Leutnant Götz v. Olenhusen wartete mit 9 Reitern, erhöhte die Gefechtsstärke also um 10 Gewehre. Allein, was würden 25 Gewehre gegen 200 Hottentotten in einem von uns nie gesehenen Gelände vermögen?

Stundenlang ritten wir durch klippiges Bergland weiter, dann traten die Berge zurück, bis am Ausgang einer langen Ebene die Station Kubub sichtbar ward. Bald sichteten wir auch Wagen und weidendes Vieh.

Der Etappenkommandant (Oberlt. Wagenführ) verfügte über 110 Gewehre, mußte jedoch von diesen fortgesetzt stärkere Patrouillen in der weiten Umgegend erkunden lassen. Bei unserem Einrücken kehrten eben 30 Mann unter Oberlt. Gündell — einem Bekannten aus der Pekinger Zeit — von den Tigerbergen zurück; bis zu den Farmen des Cornelius hatten sie ihre Streife ausgedehnt.

In Kubub gab's einen halben Ruhetag. Bekannte fanden sich sofort, auch bei der Etappentruppe.

Der Aufenthalt gestattete wenigstens einen Besuch der beiden Lazaretträume (unter Dr. Haase) und ein Zusammensein mit der Etappenbesatzung im größten Truppenzelt; wir begannen mit kameradschaftlicher Begrüßung und gingen zu einer feldmäßigen Bibelstunde über.

Nur flüchtig konnten wir uns in dem taktisch sicher und landschaftlich anziehend gelegenen Kubub umsehen. Die kleine Siedelung Kubub liegt in geringer Entfernung von der Station, dazu eine gute Brunnenanlage im nahen Talgrunde.

Von Kubub ritt eine Bedeckung von 25 Mann bis zur

Wüstengrenze am Ledderkopf mit, wohin der Etappenkommandeur Major Buchholz zur weiteren Bedeckung einige zwanzig Reiter unter Leutnant Berlin — dem alten Ostasiaten — entsandt hatte. Mit den zur Stunde hier vereinigten etwa 65 Gewehren ließ sich gegen Cornelius schon besser ein Gefecht liefern.

Auf dem Marsche nach Ledderkopf begegnete uns eine Kamelkarawane mit Proviant, Hafer und Heu. Es war einer der ersten Kameltransporte, deren Ergebnisse noch geprüft werden sollten. Je drei Tiere schreiten zusammengekoppelt hintereinander, jedes mit etwa 4 Ztr. bepackt. An der Küste getränkt marschieren sie bis Kubub ohne Wasser. Die Leiter der Tiere hocken oben auf ihren sägebockähnlichen Sitzen und schaukeln vorwärts. Gegen die Sonnenstrahlen halten sie große Schirme in den Händen, was die drollige Seltsamkeit des Anblicks noch erhöht. Die chinesischen Kamelzüge gingen in anderer Anordnung und Bepackung. Unsere Pferde scheuten natürlich ob der ungewohnten Begegnung.

Neben der kleinen Telegraphenstation Ledderkopf ward gerastet. An der Schnittlinie zwischen Gebirgsausläufern und der weiten Küstenwüste lehnen sich ein paar Holzhütten an einen felsigen Berg. Das nötigste Wasser für die Telegraphisten und Durchmarschierende muß weither beschafft werden. In dieser einsamen Wüstenöde tun deutsche Soldaten viele Monate hindurch ruhig und treu ihre gefahrvolle Pflicht.

Unsere erste Bedeckung wandte nach Kubub zurück, mit der neueingetroffenen zogen wir weiter. Die Reiter, wie ihre Pferde hatten sofort nach der Ausschiffung diese lange Wüstenpatrouille reiten müssen und legten nun ohne längeren Aufenthalt ihre ganze Strecke von neuem zurück. Ihre ersten Eindrücke von Afrika werden wenig einladende gewesen sein.

Gewiß hat selbst die Sandwüste ihren Reiz und ihre starre Schönheit. Die hohen Tigerberge, an denen wir südlich vorüberzogen, hoben sich im schönsten Tiefblau ab; zu ihren Füßen weitete sich das fahle Wüstenmeer wie eine erstarrte Meeresdünung. Einzelne Bergkegel, die sich noch in die Umklammerung der Sanddünen vorwagen, erscheinen wie von Vulkanen aufgetürmte Inseln im Sandmeer.

Gleich den Wogen des Meeres heben und dehnen sich die sandigen Wellenberge in unabsehbare Weiten.

So oft die Sonne ihren Morgengruß entbietet, leuchtet

selbst die Wüste in ungeahntem Duft der Farbe und der Stimmung. Die ägyptische Sphinx und die Memnonssage würden auch in dieses Wüstenbild völlig hineinpassen.

Nach achtstündigem Marsche — teils reitend, teils führend — gelangten wir nach Ukama, der bisher einzigen bekannten Wasserstelle inmitten dieser todesstarren Wüste. Eine breite Reihe flacher und leicht verwehbarer Wagenspuren führte ans Ziel. Bei Sandstürmen oder in der Dunkelheit muß man hier jedoch noch mehr denn sonst vor dem Abirren auf der Hut sein. In der Nacht wurden deshalb Leuchtkugeln von der kleinen Station abgeschossen, um Irrenden die Richtung wiederzugeben. Diese Signale sind um so notwendiger, da kurz vor Ukama sich Sandpfade in nördlicher Richtung abzweigen. Auch wir mußten in der Nacht wie am Morgen durch solche Leuchtsignale unsere Karren wieder heranziehen, die zurückgeblieben und im Finstern auf die Spuren nach Tsauchaib abgebogen waren.

Da die Karre fehlte und aus Versehen an diesem Tage auch die Sattel-Packtasche mit Proviant vergessen war, mußte sich der hungrige Magen die „Kost dazudenken", oder — wie man bei der Schutztruppe auch sagt — sich damit den Hunger vertreiben, daß man sich den Mund wischte. Zum Troste gab es reichliches, kühles Wasser, das trotz seines brackigen Geschmackes fürstlich mundete.

Beim Lagern galt es hier, sich vor den zahlreichen „Sand pannen" zu hüten, d. h. großen, schmutzigen Zecken, die gerne Blut saugen und deren Biß starke Schwellungen verursacht.

Am nächsten Morgen übersah das Auge, was im Dunkeln nur die Nase wahrgenommen hatte: die Sandhügel in der Nähe waren mit Ochsenleichen in schauriger Fülle übersäet, so daß selbst die sonst schnell auftrocknende afrikanische Sonne die eklen Gerüche nicht zu ersticken vermochte. Etwa fünfhundert verendete Tiere wurden in der nahen Umgebung Ukamas gezählt; die armen Tiere waren sämtlich den Durstqualen und der Erschöpfung zum Opfer gefallen, und es fehlten die Brennstoffe, diese Aasmassen zu vernichten.

Die noch übrige, wasser- und schattenlose Strecke von Ukama bis Lüderitzbucht wollten wir in einem Tage bezwingen. Von 6 V. bis 2 N. ritten oder führten wir mit kurzen eingelegten Pausen. Zwei kriegsfreiwillige Buren aus Gibeon führten uns die kürzeste Richtung, dieselben jungen Männer, die sich bei

mancher gefahrvollen Patrouille und in den mehreren Gefechten vorzüglich bewährt hatten.

Einige Trupps deutscher Soldaten begegnen uns. Sie sind eben im Südhafen ausgeschifft und lernen von Südwestafrika zuerst den allerschlimmsten Zipfel kennen. Auch Kolonnen kommen und gehen.

Schon zu früher Stunde setzt die Hitze ein. Auch die Nacht bringt nur geringe Kühlung, da die Wüste wie ein Ofen die eingesogene Glut ausstrahlt. Dazu kein Meter Schatten, soweit man späht. Diese Hitze dörrt den Körper und die Gedanken. „Tausendundeine Nacht", diese lebensprühenden Märchen der Wüste, sind gewißlich nicht im Sonnenbrand, sondern in der Erquickung der Oasen ersonnen worden.

Bei jedem kurzen Halt wird selbst der schmale Schattenstreifen unserer Pferde aufgesucht. Hier kann man die Anekdote des griechischen Redners von dem Rechtsstreit um eines Esels Schatten verstehen. Hier f ü h l t man förmlich körperlich den biblischen Vergleich: Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten!

Traurig dringt je und dann das klägliche Durstgebrüll eines schlaff zurückgebliebenen Zugochsen an das Ohr der Wüstenreiter. Längst weisen uns die Aase verendeter Tiere wie Wegzeichen des Todes die Richtung. Sind die brüllenden Tiere zum Mitnehmen durch die Kolonnen zu schlaff, so harrt ihrer ein qualvoller Tod. Wir geben deshalb den gänzlich erschlafften, soweit sie in erreichbarer Nähe sind, den Gnadenschuß. Es ist das ängstliche Harren der Kreatur (Römerbr. 8, 19—21), das hier mit grausiger Anschaulichkeit klagend und anklagend ins Herz schneidet.

Die Wüste ist in dieser Strecke fast pflanzenlos. Sehr, sehr vereinzelt stehen niedrige Stauden nach Art der Milchbüsche und in größerer Zahl lediglich die „Buschmannskerzen", d. h. stachlichte, am Boden sich hinwindende Kaktusgewächse, deren dürre Teile zum Brennen benutzbar sind. Aber selbst diese kümmerlichen Parias des Pflanzenreichs tragen noch schöne, mattrote Blüten.

Eine unabsehbare Hügelkette! Das Dünengebirge dehnt sich einförmig nach allen Seiten! Zuweilen tritt der felsige Untergrund, meist Gneis oder Granit, zu Tage.

Zum Glück streicht nur ein leiser Windhauch über den Flug-

sand. Wie gefährlich müssen hier die gefürchteten Sandstürme fegen!

Dort hinter der „Brülldüne" liegt der „Grasabladeplatz" mit ein paar Bretterhütten und einer Telegraphenstation. Ob das deutsche Vaterland sich wohl eine Vorstellung davon bildet, in welcher Öde seine Söhne ihre Kriegertreue beweisen, die einen im wilden Hochgebirge, andere im „Sandfeld" oder hier an der „Brülldüne"?

Dieser Name erklärt sich an Ort und Stelle leicht. Die Stirnseite der Düne ist zu einer länglichen Hohlfläche wie ein mächtiger Schall- oder Brennspiegel gewölbt, und wenn der Wind pfeifend oder klagend an dieser flachen Hohlseite hinstreicht, erzeugt er ein sirenenhaftes Geräusch.

Hier sind wir inmitten der höchsten und der gefährlichsten Dünen. Der Sand stiebt unaufhörlich über die Kuppen und Grate hinweg wie am äußersten Dünenstrand der heimischen Nordsee, und leicht sind die Pfadspuren verweht. Wer von diesen wandernden Sandbergen Umschau halten will, kann leicht in ein sandiges Grab versinken. Diese Wüste ist „groß und grausam", wie die Bibel sagt.

Wir gedenken der deutschen Männer, die hier im wandernden Dünengrabe ruhen. Diese ganze Wüste ist ja ein „Weg des Todes, den wir schreiten". Aber wir halten uns an das tapfere Christenwort:

„Und ob im Sand die Spur verweht
Geliebter Menschen traute Nähe"

— die Wüste muß ihre Toten ebenso wiedergeben, wie das Meer!

Am Grasabladeplatz empfingen der Etappenkommandant von Lüderitzbucht, Hauptmann Remmert und der Adjutant des Etappenkommandeurs den mit Spannung erwarteten Oberst.

Um 4 N. ritten wir ab. Die frische Seeluft ließ sich spüren und belebte Roß wie Reiter. Nach dreistündigem, schärferem Ritt zogen wir an langen Tierkraalen, an den Truppenzelten vorüber in Lüderitzbucht ein. Nach ³/₄ Jahren sah man wieder das freie, gewaltige Meer und atmete nach den letzten Glutmärschen froh seinen salzigen Hauch! Bis hierher hatte der Herr geholfen!

36. Mancherlei Dienst in Lüderitzbucht.

Sonntag, den 9. April. Gestern gegen die Abenddämmerung traf der Oberst mit seinem Stabe und dem als Bedeckung ihm bis Lebderkopf entgegengeschickten Zuge ein.

Heute morgen hielten wir Feldgottesdienst (Regimentsstab, Etappe, Eisenbahnbaukomp., Pferdedepot, Lazarett). Mit einer anschließenden Ansprache sagte der Oberst auch dieser Truppe Lebewohl.

In der Feldgemeinde sah ich außer bekannten Offizieren eine auffallend große Zahl bekannter Unteroffiziere wieder. Auch ohne ihre Feldzugsmünzen auf der Brust erkannte man sie sofort an ihren grüßenden Blicken. Wir freuten uns dann des Wiedersehens. Erst in Berlin zusammen, dann in Tientsin, nun am Lüderitzhafen! „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!"

Gegen die tadellosen Uniformen in Lüderitzbucht mochte unser feldmäßiges Aussehen scharf abstechen. Da unsere Karren noch nicht heran waren, trugen wir nur abgenutzte Khakiröcke und dazu invalide Stiefel, denen ungezählte Dornbüsche ihre Schrammen eingeritzt und deren Zusammenhalt die Karrasberge nicht verbessert hatten. Unsere Hüte hatten den Krieg gegen die Herero, gegen Hendrik Witbooi und nun noch gegen Morenga mitgemacht. Was beim Padleben die selbstverständliche Regel war, fiel hier und dazu beim Gottesdienste auf. Denn nach unserer Feier traten verschiedene Nothelfer mit hilfsbereiten Fragen an mich heran: „Wollen Sie ein Paar neue Reitstiefel haben" — „Soll ich Ihnen einen neuen Rock geben?" „Sie müssen einen neuen Hut haben". u. s. f.

Doch jetzt, wo der Hafen und die schnelle Verbindung mit der nördlichen Bahnlinie erreicht war, konnte ich mir bald selber helfen und in Kürze an meine in Okahandja wohlverwahrte Ausrüstung herankommen.

Einige versicherten auch lebhaft, gerade so hätte der äußerliche Zuschnitt der Feier sein müssen. „Wie der Oberst und Sie beim Gottesdienst aussahen, machte schon allein den allertiefsten Eindruck vom Feldleben."

Jedenfalls hatte das „padmäßige" Aussehen die innere Feier unserer Seele nicht bedrückt, die nach allen bisherigen

Kämpfen und Märschen das ausströmen ließ, was wir in der Schule dieses Krieges und vor dem Angesicht unseres Gottes gelernt hatten.

10. April. Als Begleiter des Obersten habe ich im Hause der deutschen Kolonialgesellschaft ein vorzügliches Quartier erhalten. Es ist das Haus, dessen zerlegbare Teile seiner Zeit der wagemutige Lüderitz hierher mitgebracht hat. Der Vertreter der Firma, Herr B. erweist uns viele Freundlichkeit. Welche Wohltat, „in die Menschlichkeit heimzukehren" und wieder das völkerverbindende Meer rauschen zu hören. Die Tage sind angenehm, die Abende für „alte Afrikaner" schon reichlich kühl.

Also dies ist Angra Pequena, die Bucht, von der wir in der Mitte der achtziger Jahre (84 oder 85) auf Deutschlands hohen Schulen in kolonialfröhlicher Unschuld scherzend sangen: „Angra Pequena, mein Reichtum, mein Gut"! Wenn der Sangwart mit den Gefährten von damals diese 120 km Wüste hätte durchqueren sollen!

Den Hafen der Lüderitzbucht erklären unsere Schiffskapitäne einstimmig für den besten der langen Westküste. Die vorgelagerten Inseln bilden sogar mehrere vortreffliche Hafenbecken, aber ihre wirkliche Ausnutzung für die Kolonie kann natürlich erst angestrebt werden, wenn der breite Wüstengürtel durch eine Eisenbahn überwunden ist. Darüber herrscht hier an Ort und Stelle fraglose Übereinstimmung, und unsere Eisenbahnoffiziere wie ein zur Zeit anwesender Regierungsbaumeister schlagen die Hindernisse dieses Bahnbaues nicht hoch an.

Im Lazarett (dessen Chefarzt wiederum ein Ostasiate ist, Stabsarzt Dr. Braasch), liegen 56 Kranke, meist Typhuskranke. Sehr günstig ist es auf der Haifischinsel angelegt. Eine Brücke verbindet die nahe Felsinsel mit dem Festlande; die einzelnen Baracken stehen in weitem Abstande voneinander.

Auf der seewärts gelegenen und völlig durch felsige Höhenzüge abgeschiedenen Inselspitze sind die Lager der Gefangenen. Die Frau des Kapitäns Cornelius, von der auf unserem Eilmarsche so viel die Rede war, saß hier in Sicherheit und wusch wie Gudrun am Meeresstrande die Wäsche der Gewalthaber. Dies ist aber der einzige Vergleichungspunkt zwischen der germanischen Heldenmaid und der plumpen, kleinen Hottentottin. Die Behandlung der Gefangenen, die ich vielfach beobachtete, — der Männer wie der Frauen — war fest, aber ohne unnötige Härte.

Der durch Lüderitzbucht reisende rheinische Missionar, der weißhaarige Hegner, hat hier seine gefangenen Pfleglinge aufgesucht.

Eine Freude sind die hier häufig an mich gelangenden Sendungen von Zeitungen und Schriften für die Etappentruppe wie fürs Lazarett.

Heute gaben wir unsere 8 Maultiere in guter Verfassung an das hiesige Pferdedepot ab; die Pferde behalten wir noch. Beim Abmarsch von Okahandja erhielten wir vor 5 Monaten 6 Maultiere, und 8 liefern wir zurück; zwei sind Beutetiere aus den Januartagen am Auob. Der Unteroffizier A. wie der Gefreite F. wissen ja als langjährige Afrikaner die Tierpflege den Hilfsmitteln des Landes anzupassen.

Kleinere Gefechte wurden dieser Tage gemeldet, zusammenhängende Unternehmungen größerer Truppenverbände sind, wie ich höre, in der nächsten Zeit nicht zu erwarten. Doch von Patrouillenverlusten hören wir immer wieder und stets mit neuem Zorn und grimmer Trauer. So ist vor wenigen Tagen Leutnant Bannermann mit mehreren Telegraphisten in der Gegend von Bethanien gefallen.

14. April. Hier warten einige Missionsreisende auf den nächsten Dampfer zur Heimkehr: der ergraute Missionar Hegner mit seiner in Afrika erblindeten Frau und die Witwe des zu Rietmond ermordeten Missionstechnikers Holzapfel. Die gegen den toten Holzapfel erhobene Verdächtigung, er habe von der Kanzel dem Witbooistamme die Entwaffnung angedroht — was an sich schon kaum glaublich klingt — zerrinnt in nichts. Die einzige Zeugin jener Tage, die Witwe, bezeugt im Gegenteil, wie ihr Mann im Nebenzimmer mit Hendrik Witbooi verhandelt und ihm jenen Argwohn auszureden gesucht habe. Holzapfel hielt dem mißtrauischen Alten die Grundlosigkeit seiner Befürchtungen vor; er sei doch treu auf deutscher Seite geblieben, Gouverneur Leutwein ihm gewogen, Hauptmann v. Burgsdorff sein Freund usw.!

Des Nachmittags flotter Ritt mit Hauptm. R. und Oberlt. K., um die Lage und Eigenart der Hafenbucht zu übersehen. An den langen Viehkraalen vorbei in eine Seitenschlucht mit gutem Galoppfelde, dann über die zerklüfteten Höhen. Die guten Pferde liefen und kletterten, daß es ein Vergnügen war. Wir gewannen guten Überblick über die Bergzüge und Dünenketten landeinwärts, wie über die Meeresbucht mit der sie gliedernden Insel-

reihe (Haifisch-Insel mit Lazarett, Pinguin-Insel, von der die Pinguine sich jedoch auf weiter seewärts gelegene Eilande zurückgezogen haben).

Unten am Strande besuchten wir den Kirchhof an der ursprünglichen Landungsstelle des Bremer Kaufmanns Lüderitz. Einige Matrosen und Soldaten, sowie ein paar Buren liegen hier am Fuße nackter Felsberge auf öder Sandfläche bestattet. Der Wind sucht die Gräber zu verwehen, als ob er das Psalmwort über Hafen und Küste tragen möchte: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr" (Ps. 103, 15 u. 16). Aber dieser Psalm hat ja seine herrliche Fortsetzung, und das Menschenleben auch! Auf diesen „Friedhof der Heimatlosen" paßt Kögels ergreifende Dichtung wahrlich nicht minder, als auf den Dünenkirchhof von Sylt *).

Auf diesem Begräbnisplatze steht der Denkstein für Lüderitz, den Pionier der deutschen Kolonien. Reichlich mannshoch ist eine viereckige Säule aufgemauert, deren Inschrift die Ausdehnung des ehemaligen Lüderitzlandes anzeigt. Das ursprüngliche Denkzeichen — irre ich nicht, aus Holz — ist in ein heimisches Museum gewandert, doch leider seine Aufschrift, die den Tag von Lüderitz' Landung meldete, nicht erneuert worden. Auf der Rückseite des jetzigen zweiten Malzeichens steht dafür der belanglose Tag dieser Denkmalserneuerung.

Lüderitz' eigenes Grab ist die See geworden, die das Gestade seiner mutigen Hoffnungen umrauscht. Bei unsicherem Wetter hat er tatentrotzig, wie seine Natur war, eine Bootsfahrt gewagt, von der niemand wiedergekehrt ist.

Sonntag, den 16. April. Heute ist schon Palmsonntag!

---

*) Die bekannten Verse Kögels, die von der rumänischen Königin auf den Kirchhofsstein am Meeresstrande gesetzt sind:

„Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose;
Es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose."

Man hat Mühe, bei solchem Kriegsleben das Kirchenjahr mitzuleben.

10 30 V. Gottesdienst auf S. M. S. Habicht, der im Hafen liegt. (Matth. 28, 20.)

3 N. Bibelstunde im Lazarett in der Baracke der Leichtkranken. (Ev. Joh. 17, 1—5.)

3 45 N. Andacht in der Baracke der Schwerkranken. (Ev. Joh. 14, 27.)

5 N. Feldgottesdienst für die Etappentruppen. (Ev. Joh. 18, 33—38.)

Der treue Herr lege seinen Knechten seine Worte in den Mund! Wer kann die Verantwortung so vielen Redens tragen, wenn Er nicht zu reden beginnt? Er gebe, wenn wir seine Herolde sind, dem Worte einen Sieg nach dem andern.

Montag, den 17. April. Die Absicht, mit dem Kanonenboot Habicht nach Swakopmund und schon für die Ostertage zu den Nordtruppen zurückzufahren, gab ich auf Wunsch des Etappenkommandeurs auf, der meinen Dienst für die Feiertage hier festhalten will. Mit dem Kommandanten (Korvetten-Kapitän Kühne, der nach der schweren Verwundung von Lans das Kommando des Iltis führte) war die Mitfahrt schon vereinbart. Der „Habicht" war beim Herero-Aufstande einer der ersten Nothelfer; von der damaligen Besatzung ist jedoch kein Mann mehr an Bord. Heute wollen wir einen Schiffsabend halten, bei dem ich von unseren Kriegserlebnissen das Passendste und das Packendste zu erzählen vorhabe.

4 N. Begräbnis des Reiters Schäfer von der 2. Feldtelegr.-Abt. (Typhus). Von der Haifisch-Insel zog uns eine Wörmann-Pinasse in zwei Booten nach unserem „Friedhof der Heimatlosen", an den im Hafen ankernden Dampfern vorüber, die dem toten deutschen Krieger mit ihren Flaggen den ehrenden Trauergruß boten.

7 N. Schiffsabend auf S. M. S. Habicht. Welche Freude, ein blankes, deutsches Schiff unter den Füßen zu haben, wenn's gleich nur dies kleine, alte Kanonenboot ist.

Im Kameradenkreise gab's viel zu hören und zu berichten.

19. April. Feldpost! Schon Briefe vom 3. März, aber sämtliche Briefe vom 20. Januar bis 28. Februar fehlen noch.

Wie soll die Feldpost mich freilich bei meinem Wanderleben erreichen?!

Einige Liebesgaben für meinen Stab (Fruchtsaft, Zigarren, Backobst u. a.), vortrefflich!

Täglich ernste Stunden im Lazarett! Schwere Typhusfälle! Welches stille, unscheinbare Heldentum beweisen neben den Ärzten ihre Sanitätsleute, Krankenwärter — und die Schwester vom roten Kreuz, die treu und bescheiden ihrer lebensgefährlichen Pflicht waltet!

Zusatz: Sie ist später der Ansteckung des Typhus erlegen — getreu bis zum Tode.

21. April, Karfreitag.

9 30 V. Feldgottesdienst (Evang. Joh. 19, 4—6) mit Beichte und heiligem Abendmahl (etwa 120 Teilnehmer mit Offizieren und einigen Gliedern der Zivil-Bevölkerung).

4 N. Gottesdienst in der Baracke für Leichtkranke.

4 45 N. Andacht in der Baracke für Schwerkranke.

Am Karfreitag vermißt man wehmütig den weihevollen Raum der Kirche. Ostern wollen wir gerne im Freien halten, am liebsten an den Gräbern unserer Kameraden — aber Karfreitag!

23. April, Ostersonntag.

Die Auferstehungsbotschaft in diesem Steppenkriege! 11 V. Gottesdienst im Lazarett (Ev. Joh. 20, 11—17).

5 N. Feldgottesdienst für die Truppe (Ev. Joh. 20, 19 bis 28).

24. April, Ostermontag.

11. V. Abendmahlsfeier im Lazarett.

5 N. Kameradschaftliche Vereinigung im Zelte der Eisenbahnbaukompagnie, um in Lied und Wort auch hier Ostern zu halten. Auf Vorschlag der Truppe begannen wir mit einigen Liedern von A. v. Liliencron, die der Schutztruppe gewidmet und innig nachempfunden sind.

29. April. Wir warten auf einen Dampfer nach Swakopmund.

Die ruhige Zeit wird zum Lesen eines guten Buches wie zum Schreiben ausgekauft.

Seit einigen Tagen häufige Nebel, bei denen man nach der gewohnten Sonne friert.

Täglich ins Lazarett; der Typhus will noch nicht aufhören.

Nun muß auch Gefr. P. ins Lazarett, der neue von Oberst Deimling mir vererbte Bursche! Der Arzt befürchtet Typhus. Seine Schußwunde ist glücklich heil, nun wieder lange Lazarettwochen!

Sonntag, den 30. April. Die dienstlichen Anforderungen für die Etappe wie für die Eisenbahn-Pioniere drängen so, daß kein Sonntag gefeiert werden kann. Dafür morgen abend, wenn der Tagesdienst geleistet ist, ein Biwaksabend.

Heute 11 V. im Lazarett Bibelstunde. Eine Reihe Schwerkranker.

Des Nachmittags fuhr unser Hafendampfer zur Halifax-Insel. An der Haifisch-Insel, der Pinguin-Insel hinfahrend sahen wir die Diaz-Ecke mit ihrem Leuchtturm und der kleinen Wohnung für den Wärter — der das ödeste Robinsonsleben führen muß — und auf felsiger, in die See vorspringender Landzunge ein einfaches Holzkreuz, dessen Vorgänger vor mehr als vier Jahrhunderten von dem portugiesischen Entdecker Diaz dort aufgerichtet worden ist. An brandender, weltverlassener Küste und im toten Geklüft das christliche Siegeszeichen!

Die Dünung ging hoch, und die Brecher spritzten ihren weißen Gischt am Gestade des Festlands empor, als wir nahe der Halifax-Insel vor Anker gingen. Diese Insel ist englisch, und der kleine englische Posten sendet ein Boot, die Besucher zu landen. Jedes anlegende Schiff ist für die einsamen Leute ein großes Ereignis; vor dem jetzigen Aufstande, erzählten sie, habe sie drei Jahre lang kein Dampfer aufgesucht. Ein Salas y Gomez für 3—4 Einsame, bei dem der dichterische Schimmer zerrinnt und die nackte, verlassene Öde im Weltmeer bleibt!

Gefüllte Guanosäcke und Scharen von Pinguinen deuten alsbald auf den einzigen Wert dieses vom Meere zerrissenen Felseilandes. Der hartgetrocknete Guano wird vom Gestein losgehackt und durch beigemischte Erde gemildert in Säcke verpackt.

Zu Tausenden leben die Pinguine in dieser Einsamkeit; sie stehen den heimischen Wildgänsen an Größe wenig nach, sind aber ganz abweichend gestaltet. Ein drolliger Anblick, wenn die plumpen, aufrecht hockenden Tiermassen ihre weißen Bäuche in watschelnde Bewegung setzen und ihre Flucht mit den flossenartigen Flügelstümpfen beschleunigen. Bei vorsichtiger Annäherung lassen sie jedoch den Menschen ruhig in ihre Mitte treten und glotzen ihn nur erstaunt an. Die Brust der Pinguine

ist weiß, doch schwarz umbändert, der Rücken dunkel und bis auf einen ganz winzigen, daunenähnlichen Flaum glatt wie ein Seehundsfell. Der dicke Kopf ist mit starkem, vorne abgerundetem Möwen-Schnabel bewehrt, den die Tiere beim ersten Mißtrauen scharf gebrauchen. Ihr Schrei hat etwas Orgelndes und besteht aus 2—3 Mißtönen. Ihre Eier werden statt mangelnder Enteneier gerne gegessen.

Sobald die schwerfälligen Tiere jedoch das Wasser erreicht haben, schwimmen und tauchen sie selbst in den Brandungswellen mit wirklich bewundernswerter Gewandtheit. Das sind also die Pinguine, von denen der Leipziger Professor Chun in seinem Buche über die deutsche Tiefseefahrt der Valdivia so viel erzählt!

Vor dem flachen Gestade, das die Pinguine bevölkern, erheben sich seewärts beträchtliche Felsberge als Bollwerke und Wellenbrecher gegen die zur Vernichtung des Eilandes herandonnernden Wogen. Welch ein Wogenprall stürmt heute aus dichtem Nebelschlunde gegen die Insel, deren Gestein ringsum schon tiefe Furchen des unablässigen Kampfes trägt! Von der Spitze der höchsten, vorgelagerten Erhebung enthüllt sich vollends ein wild-grausiges Schauspiel. Zur Rechten und Linken haushoch aufspritzender Gischt! Dort rechts wird bei jeder Welle der ganze Felsrücken überströmt, so daß ein glitzerndes Gesprühe weißer Rinnsale uns entgegenstürzt. Es zischt, brandet, schäumt, wohin man sieht. Die alten Griechen hätten die Mündung der Styx *) hierher verlegen können.

1. Mai. Noch immer hier, da kein deutscher Dampfer eingetroffen ist. Doch bin ich gerade jetzt im Lazarett recht nötig.

7 N. Biwaksabend bei der Eisenbahnbaukompagnie.

2. Mai. 4 N. Begräbnis des Einjährigen Renken und des Reiters Conrad. Welche Summe von Leid werden die kurzen Feldtelegramme in die Heimat tragen!

Es war für alle Teilnehmer ein nicht ungefährliches Begräbnis. Die See war stark bewegt, als die Pinasse von der Lazarettinsel (der Haifischinsel) abfuhr und beide Boote nach unruhiger Fahrt in die Nähe der alten Landungsstelle und des Friedhofs brachte. Durch Unachtsamkeit der Bootsbemannung wurden wir auf Felsklippen am Strande getrieben und mußten

*) Des Flusses der Unterwelt in der griechischen Göttersage.

in das glücklicherweise nicht tiefe Wasser springen, um uns und die Boote zu bergen. Künftig werden wir bei ungünstigem Wetter diesem Wasserwege den weiteren Fahrweg den Strand entlang vorziehen.

3. Mai. 3 N. heil. Abendmahl im Lazarett.

4 N. Begräbnis des Reiters Schuster (Sanitäts-Fuhrpark) und des Arbeiters Henningsen.

Im Lazarett ließ ich mir vom Gefreiten V. seine Todesfahrt in der Dünenwüste erzählen. Er berichtete mit schlichtem, wohltuendem Ernst.

Nahe bei Ukama — dieser Wasserstelle inmitten des Wüstengürtels — hatte er mit wenigen Kameraden nach weiteren Wasserstellen zu suchen. Wochenlang fesselte sie dieser ermüdende, anstrengende Dienst an ihren schweren, öden Posten. Da sahen sie zu ihrem Unglück eines Tages die Spur eines Bockes, die sie zur Aufbesserung ihrer Verpflegung unbedachterweise zu verfolgen beschlossen. Einer blieb bei der Arbeit, drei andere wollten das Wild in dem Dünengebirge erlegen. Sie finden zwar den Bock, kommen aber nicht schußrecht heran. Bei ihrer Umkehr merken sie bald, daß sie die Richtung verloren haben, versäumen auch, nach Afrikanerregel auf den eigenen Spuren den Rückweg zu suchen. Die Einförmigkeit der Dünenzüge gibt den Verirrten keinerlei Anhalt. Der Gefreite meint, er werde zurechtfinden, sobald er den Sandberg sehe, der des Abends so rötlich schimmere. Dieses Merkmal hatte er sich bei seinem längeren Aufenthalt im Dünengelände eingeprägt. Die drei suchen und suchen. Jeder neue Berg, den sie ersteigen, zeigt das nämliche Bild unaufhörlichen Sandgebirges. Der ersehnte Berg will nicht auftauchen. Ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Kompaß schleppen sie sich durch mehrere heiße, schattenlose Tage. Der Gefreite will es nun allein noch einmal versuchen, seine beiden erschöpften Gefährten sollen auf seine Rückkehr warten. Sie stellen ihre Gewehre zusammen und befestigen Taschentücher an den Läufen, um ihren Platz sichtbarer zu kennzeichnen. Als der Gefreite jedoch über einen Tag ausbleibt, raffen sich diese beiden auf, um wiederum ihn zu suchen.

So vergehen die Tage und die letzten Kräfte. Der zurückkommende Gefreite sieht schließlich etwas Graues an einer Düne liegen. Er findet eine Decke und unter ihr einen toten Kameraden. Darnach trifft er auch auf den zweiten, dem der Durst schon die

Sinne verwirrt hat. Neben diesem legt er sich nieder und schaufelt sich wie ihm eine tiefere Lagerstätte in den Sand, um ein wenig Kühlung zu schaffen. Als er sich gegen Morgen zu dem gleichen Zwecke kleine Steine in den Mund schiebt und nach seinem Nebenmanne sieht, merkt er, daß auch dieser Gefährte gestorben ist. Du mußt, sagt er sich nun, noch so lange weiter umherirren, bis dein Ende gleichfalls kommt.

Zwar findet er die frische Spur eines Pferdes, ist aber zu ermattet, um ihr lange zu folgen.

Auch die Signalschüsse, die er abfeuerte, hatten keine Hilfe herbeigerufen.

Am Morgen des sechsten Tages sieht der Erschöpfte drei Gestalten in verschwimmenden Umrissen vor sich: zwei Bastards und einen Kameraden, die nach den Verirrten ausgeschickt sind. Sie heben den letzten Überlebenden aufs Pferd, er vermag jedoch nicht mehr zu reiten. Nun tragen sie ihn die weite Strecke zurück. Nach Lüderitzbucht geschafft, erholt sich der Wackere, erkrankt aber dort an Typhus, von dem er nun langsam genest. Vor den stärkeren Sonnenstrahlen muß er sich noch schützen.

„In solchen Tagen lernt man viel“, deutete er mit sichtlichem Ernst an, und ich stimmte ihm zu; ein klein wenig von solchen Irrfahrten in Südwestafrika kannte ich ja aus eigener Erfahrung.

Lange und innig haben wir beim stillen Wandern auf unserer Lazarettinsel miteinander geredet.

4. Mai. An Bord des „Ernst Wörmann“.

Heute die erwartete Dampfergelegenheit nach Swakopmund.

In den ersten Stunden der kurzen Seefahrt zeigt uns die Küste noch Felskuppen und lange, zackige Grate, hinter denen die Dünenwelt sich verbirgt; darnach treten die gelben, toten Dünen offen bis ans Meer heran.

Die kleine Insel Ichaboe, an der wir vorübergleiten, liegt mit ihren wenigen, winzigen Häusern, als ob sie Schutz und Anschluß suche, ganz nahe an der Küste. Nur die Guano-Gewinnung hat ein paar Menschen auf dies öde Eiland in eine freiwillige Verbannung getrieben.

Wie wohlig empfindet man's, nach neun solchen Monaten wieder für kurze Stunden auf einem guten deutschen Schiffe zu sein und eine reine Kabine wie einen sauber gedeckten Tisch zu sehen.

Einer der mitfahrenden Offiziere geht schon nach Deutschland zurück; seine Parole heißt bereits Heimat!

37. Wieder zu den Nordtruppen nach Swakopmund.

Gerne hätte ich im Süden noch die Ankunft des Hauptquartiers abgewartet, dem ich seit länger als fünf Monaten nicht mehr begegnet war. Bei unserer letzten Unterredung in Windhuk hatte Exz. v. Trotha sogar seine Beteiligung an unseren Biwaks- und Lagerabenden zugesagt, und für die Feldtruppen wäre es ein auffrischender Sporn gewesen, ihrem General gerade bei solchen Veranstaltungen wieder ins Auge zu sehen. Vom Feldleben des Hererokrieges her kannten ihn die meisten der nun im Süden kämpfenden Truppen, und alle wußten, daß Exz. v. Trotha trotz aller Verantwortung und aller Arbeitsfülle, die auf ihm und seinem Stabe ruhte, jede Mühsal und jede Fährlichkeit mit ihnen geteilt hatte. Oftmals hatten wir uns untereinander an der ritterlichen Frische gestärkt, mit welcher der General in dem leicht erschlaffenden afrikanischen Feldleben gar viele Jüngere beschämte. Um so lebhafter hatte ich mich auf die persönliche Mitwirkung des Höchstkommandierenden bei unseren Biwaksabenden gefreut. Aber der Verlauf der Dinge, besonders der zwiefache Kriegsschauplatz im Norden und im Süden hatte das Hauptquartier lange Monate in Windhuk festgehalten. Als es sich dann auf dem Marsche über Gibeon nach Keetmannshoop befand, durfte ich mit der Rückkehr zu den Nordtruppen nicht länger säumen.

Die kurze Fahrt von Lüderitzbucht nach der Reede von Swakopmund rann wie ein flüchtiger, schöner Traum vorüber. Am 5. Mai lagen wir wieder vor der im Küstensande erblühenden Stadt. Noch vor der Morgenfrühe hatten uns die Kru-Jungen geweckt, als sie unter vielem Lärmen das Deck über unseren Kabinen mit Steinen zu scheuern begannen.

Die See war ziemlich ruhig, und wir konnten ohne Verzug bei mäßiger Dünung mit der Pinasse zur neuerbauten Landungsbrücke. Ein Boot mit unserem Gepäck hielten wir im Schlepptau. Wieviel leichter und sicherer vollzog sich jetzt die Landung, als vor neun Monaten! Unsere Eisenbahn-Pioniere haben diese Brücke an der ersten, ursprünglichen Landungsstelle weit in die See hinausgebaut. Die langen, mächtigen Brandungswellen können nun unter der Brücke hindurch zwischen

ihrem Pfahlwerk und ihren Verbandsteilen ohne festeren Widerstand sich fortwälzen und am Strande zertoben.

Der Hafenplatz hatte sich sichtlich vergrößert, und die Baulust hielt so rege an, daß sogar Befürchtungen vor Überspekulation laut wurden.

Aber das Küstenklima war jetzt im Mai, also im südafrikanischen Winter, auffallend rauh. Die Tage blieben nebelig und kalt! Dichte, nässende Nebelmassen hüllten die ganze Küste ein und verdeckten tagelang den Ausblick auf das Meer. Kaum sah man den Gischt der Brandung aus dem grau-trüben Nebelschlunde aufsprühen. Der kalte Meeresstrom, der sich an Südafrikas Westküste hinzieht, macht diese Wintermonate so unwirtlich, während er die lange übrige Jahreszeit hindurch eine angenehme Abkühlung bringt. Im Mai sehnte man sich fröstelnd nach dem Inneren des Landes, zumal wer lange im warmen Innenklima gelebt hatte. Es genügte indes schon eine gute Reitstunde oder eine ganz kurze Strecke Bahnfahrt, um sich wieder in Sonne und Licht zu baden.

In Swakopmund war es uns endlich möglich, uns neu einzukleiden. Ich brauchte nur nach Okahandja zu den dort lagernden Koffern zu schicken. In neuer Cord-Uniform, neuen Reitstiefeln und neuem Tropenhut kannte man sich selber kaum wieder, ja lief sogar Gefahr, obschon mittlerweile eingewöhnter „Afrikaner", für einen eben eingetroffenen Neuling gehalten zu werden — und diesem Schein setzt sich der Schutztruppler nicht gerne aus.

Wer aus dem Feldleben der Südtruppen nach dem Hafenort Swakopmund zurückkehrte, begrüßte die Wohltaten der Kultur als neugeschenkte Gaben. Hier dauerte die Postverbindung nach Deutschland nur noch vier Wochen, und von hier kamen die Feldtelegramme nicht mehr mit wochenlanger Verzögerung ans Ziel. Hier sah man täglich Bekannte und Freunde von den Nord- oder Südtruppen. Hier bot sich der Verkehr und der Gedankenaustausch mit alteingesessenen, kundigen Bewohnern und Vertretern der Kolonie. Im Offizierkasino vereinigten wir uns sogar mehrfach zu „literarischen Abenden", an denen wir Söhne des afrikanischen Steppenkrieges uns wieder am Jungbrunnen deutscher Dichtung erquickten. Noch jetzt tönt mir der Vortrag eines von seinem Gegenstande erfüllten Hauptmanns im Ohr, der z. B. aus „Wallensteins Lager" oder den „Untergang der

Germanen" von Dahn aus dem Gedächtnisse vortrug. Schillers hundertjährigen Todestag (9. Mai 1905) feierten wir, fern von der Heimat, auf diese Weise.

Aber den ganzen Tag über hielt gerade hier im Eingangshafen „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" die Truppe im Geleise täglicher Anstrengung. Die Löschung der Schiffe, der Dienst auf der Landungsbrücke, die Sicherung und Beförderung der Truppengüter gestatteten nur karge Ruhepausen.

Um so lieber und dankbarer wurden hier die Lagerabende begrüßt, die allen eine geistige und innere Erfrischung bieten sollten. Im großen Zelte der Eisenbahnbaukompagnie versammelten wir uns, so oft es irgend anging. Die Offiziere förderten diese Abende aufs eifrigste und halfen selber mit. Es war eine ermutigende Freude, zu dieser empfänglichen, lebhaft teilnehmenden Kriegerschar zu sprechen. Wenn man von den heißen Kämpfen ihrer Kameraden im Süden berichtete, so leuchteten einem ernst glühende Augen entgegen, und sobald der Schlüssel zu den Herzen gefunden war, fand auch das Innerlichste die Herzen offen.

Unsere Gottesdienste mußten wir trotz des kalten Nebelwetters im Freien halten. Der kleine Gerichtssaal, den die Missionare zu den Feiern benutzt hatten, war für uns viel zu klein, und das so erfreulich emporwachsende Swakopmund besitzt bisher nicht einmal die bescheidenste evangelische Kirche.

Ins geräumige Lazarett, dessen Chefarzt (Stabsarzt Dr. Berger) ein Bekannter von Tientsin her war, führte mein Dienst alltäglich. Die Krankenziffer war eine hohe; auch hier häuften sich schwere Typhusfälle. Den Ärzten standen außer ihrem Sanitätspersonal einige Schwestern vom roten Kreuz zur Seite, alle — Pfleger wie Pflegerinnen — mit ausdauernder Treue, wie mir die Ärzte rühmten und ich selber in der Stille zu eigener, innerer Stärkung wahrnehmen konnte.

In Swakopmund warteten meiner mehrere Büchersendungen, die mir Bekannte und Unbekannte zugeschickt hatten, und in Windhuk folgte die erwünschte Fortsetzung. Auch die Ausgabestellen der Liebesgabensammlung unterstützten jetzt meinen Dienst durch viele Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, die ich nach sorgfältiger Auswahl und Zusammenstellung verteilen konnte. Die Truppen der großen und kleinen Etappen, mehrere Lazarette, die kleinen vereinsamten Posten der Bahnstrecke, einige Farm-

besatzungen und mehrere der weit ins Innere vordringenden Kolonnen konnten bedacht werden. Solche Geistesnahrung wurde stets mit dem freudigsten Danke hingenommen; ich traf Soldaten, die von ihren Ersparnissen gute Bücher zu den teuren Kriegspreisen an den größeren Orten (z. B. in Windhuk) zu kaufen suchten.

Auch die gefangenen Herero, die hier in großer Anzahl in Gewahrsam gehalten wurden, hatten ein Recht auf ein aufmerksames, christliches Interesse. Meine Beobachtungen über ihren Zustand und ihr Ergehen sollen in einem späteren Abschnitt im Zusammenhange mit den Erkundungen in anderen Etappen folgen.

Hier seien nur noch wenige Einzelheiten zur Ergänzung angefügt:

Sonntag, den 7. Mai Swakopmund:

Erst jetzt nach länger als neun Monaten kann ich für einige Zeit der großen Eingangsetappe meinen Dienst widmen.

10 V. Feldgottesdienst nahe beim Lazarett am Strande. Kalter, dichter Nebel verdeckte das Meer, das man trotz der unmittelbaren Nähe nur hörte, aber nicht sah. Misericordias Domini ist heute: „Die Barmherzigkeitstaten des Herrn will ich preisen"! Dazu hat mich der Herr ja neun Monate hindurch vorbereitet. Dem Sonntage entsprach unser Schriftwort: Luc. 1, 46. 47; 49—53.

4 N. Bibelstunde im Lazarett (Ps. 23 und Ev. Joh. 10 zusammen).

Montag, den 8. Mai. 7 N. Lagerabend im Zelte der Eisenbahner. Ich erzählte von großen Stunden aus den Gefechten des Südens.

Im Lazarett Verwundete aus unseren Auobgefechten, sowie Kranke aus dem Nordfeldzuge getroffen. Mehrere schwere Typhusfälle.

10. Mai. Rücksprache mit den beiden Missionaren. 8[30] Begräbnis des Pioniers Krellig. Der Kirchhof liegt eine Viertelstunde landeinwärts vom Lazarett, natürlich mitten im Sande; er ist mit einer Mauer umfriedet, die Gräber gut gehalten.

11. Mai. Zweiter Lagerabend; ich sprach mit Hauptmann St. zusammen, der von den Erlebnissen seiner Batterie erzählte. Zwei große Bücherkisten aus Braunschweig erhalten. Ein Drittel

erhielt das Lazarett, ein Drittel die Eisenbahnbaukompagnie, das letzte Drittel die Kolonne v. T.

Bei der günstigen Postverbindung viele Briefe empfangen und geschrieben; auch Berichte erledigt.

Sonntag, den 14. Mai (Jubilate).

10 V. Feldgottesdienst (Ev. Joh. 16, 22).

4 N. Bibelstunde im Lazarett (Jes. 41, 10). Darnach Bücher, auch Neue Testamente verteilt.

Montag, den 15. Mai. Ritt zum Swakop=Flußbett und in die Umgegend. Zur Strandungsstelle der „Gertrud Wörmann" zu reiten, wie wir uns zu mehreren verabredet hatten, verhinderte uns der starke, alles verhüllende Nebel.

7 N. Lagerabend, bei dem Leutnant Sch. half. Wir mischten Heiteres und Ernstes, wobei wir jedoch unser ernstes Ziel nicht aus den Augen ließen. Die Offiziere erklären, diese Lagerabende fortsetzen zu wollen. Der Leutnant Sch., selber ein Süddeutscher, flocht seiner heutigen Erzählung ein scherzhaftes Stückchen aus dem Feldleben seiner Kompagnie ein. Der eingeborene „Bambuse" Paul, der jahrelang bei einem alten Hauptmann der Schutztruppe gedient hatte, begleitete später eine hauptsächlich aus Süddeutschen gebildete Kompagnie. Eines Tages klagte er jedoch: „Ich verstehe ganz gut deutsch, was aber diese Mistres*) reden, verstehe ich nicht." Wäre dieser Bambuse zuerst bei Süddeutschen gewesen und hernach plötzlich zu Ostpreußen oder Holsteinern übergesiedelt, so würde er die gleiche Verwunderung geäußert haben.

16. Mai. Ritt zum Begräbnisplatze der Eingeborenen, deren starke Sterblichkeit zu allgemeinem Kummer anhält. Es sind etwa 1250 Gefangene in Swakopmund, deren Kraal ich besucht habe, um mich von ihrer Unterbringung und Behandlung mit eigenen Augen zu überführen. Die Truppe tut, was irgend in ihren Kräften steht.

Im Lazarett traf ich heute einen kranken Ochsentreiber aus der Kapkolonie. Zu seinen Häupten prangte der weltberühmte Name Themistokles — und richtig, er stammte aus Athen! — Themistokles aus Athen unter den Ochsentreibern Südafrikas! O quae mutatio rerum!**) Dann ist der Name wirklich nur Schall und Rauch. Die Sprache des Mannes war aus

*) Der Eingeborene nennt den Soldaten mistre.

**) O welcher Wandel der Dinge!

griechischen, holländischen, englischen Fetzen zusammengeflickt, und wir mußten schließlich zur Verständigung Papier und griechische Schriftzeichen zu Hilfe nehmen. Darauf meinte er, ich verstünde besser griechisch, als er. Ob er das gar noch für ein Lob hielt? Es sind seelsorgerliche Unterredungen mit argen Hindernissen.

Übermorgen weiter nach Windhuk!

38. In Windhuk und bei den in der Nähe liegenden Truppen.

Die Bahnfahrt bis Windhuk erforderte vier Tage. Man freute sich, von der kalten Nebelküste ins sonnige Innere zurückzukehren. Uns hatte schon sehr nach der Sonne gefroren.

Erneuten Reiz erzeugte die schon bekannte, doch nun zu anderer Jahreszeit wiederholte Fahrt, zuerst durch den breiten Wüstensaum der Küste, dann quer durch den mächtigen Gebirgszug, und vom zweiten Tage an durch die mit niedrigem Buschwerk einsetzende, aber stets an Dichtigkeit und Baumhöhe zunehmende Steppe. Ein neuer Anblick waren die an der Bahnstrecke beschäftigten kriegsgefangenen Herero. Männer und Weiber arbeiteten gesondert, von wenigen Aufsehern überwacht und, wo es not tat, angespornt.

Jetzt, wo einem die Landschaftsbilder der südlichen Kolonie tief ins Gedächtnis geprägt waren, erschien die waldähnliche Steppe des nördlichen Teiles um so anziehender und fruchtbarer.

Auf dieser Fahrt sah ich endlich die ersten Strauße, von deren Vorhandensein begünstigtere Beobachter schon längst berichtet hatten. Nahe bei der Bahnstation Johann-Albrechts-Höhe stand ihrer eine stattliche Anzahl zwischen niedrigen Büschen in reichem Grase.

Die Strecke von Okahandja bis Windhuk fesselt und erfreut vor anderen. Wie fruchtbar ist die Gegend von Osona (bei Okahandja), wie dicht stehen dort förmliche Akazienwaldungen, wie üppig stehen die weiten Grasflächen! Zur Linken erheben sich ganz nahe die grünbewachsenen Ausläufer der Onjati-Berge; auch diesen Höhen mangelt die Grasweide nicht.

Auf dieser Strecke fanden wir eine kürzlich ins Land nachgesandte Truppe verteilt; den Feldvermessungstrupp, dessen Leute sich wegen ihres regen Dienstes wohl scherzweise den „Festevermessungstrupp“ benannten.

Zum Mittelpunkte der folgenden Dienstwochen war Windhuk am geeignetsten. Dort ließen sich endlich die zahlreichen Kolonnen mit meinem Dienste erreichen, die von Windhuk aus zu den verschiedenen Feldtruppen zogen und sich nur nach der Rückkehr „von't Pad" in Windhuk einige Ruhetage gönnen durften, bevor sie mit neubeladenen Wagen ihre beschwerlichen und oft recht gefährdeten Märsche erneuten. Außer der Truppe dieser Munitions- und Proviantkolonnen stand dort eine stärkere Etappenbesatzung. Ferner waren beide Windhuker Lazarette, zumal das eine für Typhuskranke, stark belegt. An Amtstätigkeit konnte es also nicht fehlen. Da der deutsche Pfarrer Windhuks, Pastor Lic Anz, auf einer Amtsreise nach Gobabis*) unterwegs war, übernahm ich für diese Zeit teilweise auch die Bedienung der Zivilgemeinde, während Pastor Anz sich treu unserer auf seiner weiten Reise angetroffenen Farmbesatzungen, Lazarette und Kompagnien angenommen hat.

In den Wochen meines Windhuker Aufenthalts habe ich meinen Dienst (abgesehen von den Lazaretten und den Gottesdiensten) in Form einer feldmäßigen, kirchlichen Evangelisation auszuüben gesucht. Wenn wir uns an den Abenden der Sonntage sowie mehrfach während der Woche in einem großen Truppenzelte oder in der geräumigen, würdig ausgeführten evangelischen Missionskirche versammelten, dann beteiligten sich auch Zivilkreise Windhuks mit wärmstem Eifer. Ich brauchte nur von den Kämpfen der Südtruppen, von unseren schwersten, aber auch größten Tagen zu erzählen, so war ich hier des lebendigsten, innersten Interesses der dichtgescharten Zuhörer sicher. Ungesucht ließen sich dabei die christlichen Tangenten zu den Herzen der Lauschenden ziehen, und diese Zeit blieb, wie ich auch außerhalb der Truppe erfahren durfte, nicht ohne den innerlichsten Erfolg. Auch rein christliche Abende, an denen wir die Lehren aus unseren Erlebnissen klar ans Licht zu stellen und, geradeswegs auf das Ziel vorrückend, mit Beispielen aus der Erfahrung die Gewissen zu gewinnen und für Gott zu erobern suchten, fanden die zahlreichste Beteiligung und eine Aufnahme, die zu freudiger Hoffnung zu ermutigen vermochte. An manche freundliche, dem innigsten Interesse entspringende Mithilfe bei diesen Abenden denke ich mit bleibendem Dank.

---

*) Ton auf drittletzter Silbe.

Von Windhuk aus ließ sich zugleich Okahandja und dessen Umkreis versorgen. Bei diesem Etappendienste lernte ich auch Groß-Barmen kennen, die alte, im Laufe der Jahre verkümmerte Station der rheinischen Mission; die Feste Groß-Barmen hütete eine kleine Besatzung, der nun endlich ein Gottesdienst und eine Abendstunde geboten werden konnten.

In Windhuk und in Okahandja besuchte ich mehrmals die Kraale der gefangenen Herero und konnte mir sowohl bei den Truppenbefehlshabern, wie bei den rheinischen Missionaren, denen die Pflege der Gefangenen unter Aufsicht des Kommandos übergeben war, die nötigen Aufschlüsse erbitten. In Okahandja fand ich überdies einen guten Bekannten aus dem Hererokriege unter den Gefangenen selbst, unsern Eingeborenen „Gottfried" vom Stabe des 2. Feldregiments, der als zuverlässiger Spurenkenner und aufmerksamer Späher stets bei unserer Spitze geritten hatte. Ein Herero von Geburt, war er unter den Hottentotten der „roten Nation" aufgewachsen und hatte beim Losschlagen Hendrik Witboois gleich der Witbooi-Abteilung entwaffnet und in Gefangenschaft abgeführt werden müssen. Günstigen Umständen verdankte er, daß er nicht mit nach Togo verschickt wurde, sondern in Okahandja bei den gefangenen Herero zurückblieb. Er war in Hoachanas vom rheinischen Missionar Judt erzogen, radebrechte auch hinlänglich deutsch, um sich zu verständigen. Gottfried hatte sich treu bewährt und sogar am Waterberg durch einen schnellen, sicheren Schuß auf einen Herero, der bereits im Anschlage gegen Oberst Deimling lag, diesem das Leben gerettet. Als ich ihn in Okahandja im sogenannten Zacharias-Kraal aufsuchte, d. h. in dem Dornverhau, in dem auch der Herero-Kapitän Zacharias aus Otjimbingwe gefangen saß, war Gottfried sichtlich erfreut, daß sich ein Bekannter von seinem alten Regimentsstabe nach ihm umsah, und er gab mir klaren, offenen Bescheid. Er versicherte sofort aus freien Stücken, er tue seine Arbeit und würde gut behandelt; kein Soldat hätte — er zeigte auf sein Handgelenk — ihn jemals unsanft angefaßt. Später ist er, da ihm auch der alte Regimentsadjutant Oberleutnant H. (der nun in Windhuk beim stellvertretenden Kommando war) das beste Zeugnis ausstellte, aus dem Kraal der Gefangenen entlassen und dem nahe bei diesem Kraal wohnenden Missionar Eich zur Beaufsichtigung überwiesen worden, in dessen Behausung, dem alten Augustineum, ich ihn noch wiedergesehen habe.

Die gleiche Anerkennung für die gerechte, wenngleich feste Behandlung der Kriegsgefangenen, wie ich sie von diesem Gefangenen selber hörte, sprach der alte Missionar Diehl aus. Die Verpflegung sei durchaus genügend, was die Missionare in Swakopmund und in Windhuk gleichermaßen versicherten.

Eine traurige Folge des Krieges war allerdings die erschreckend hohe Sterblichkeit unter den Herero. In Swakopmund starben damals jede Woche etwa 50 Köpfe dahin. Es lag nahe, dem rauhen, nebligen Winterklima der Küste die Schuld beizumessen, aber solche Vermutung schränkte man sofort ein, sobald man in Windhuk, also im sonnigen Innern, eine Sterblichkeitsziffer von fast gleicher Höhe wiederfand. In Windhuk sah man ebenfalls viele gänzlich abgemagerte, stark hustende Gestalten. Durch das monatelange Flüchten und den immer schlimmer zehrenden Mangel am Nötigsten war der Herero-Stamm derart entkräftet worden. Eine große Menge der Eingeborenen war ja in dem östlichen Sandfelde elend umgekommen; die dort hausenden Buschmänner hatten sich durchziehenden Patrouillen dazu erboten, sie an die Stellen der vielen bleichenden Opfer dieses Aufstandes und dieser unaufhörlichen Flucht zu führen.

Die Truppe sorgte für die Schwarzen nach Möglichkeit. In Swakopmund habe ich die dicht und warm aneinandergereihten Holzhütten besehen, die für die Gefangenen hergestellt waren. Der Chefarzt unseres Truppenlazarettes führte mich auch durch die für die Schwarzen gebauten Lazarettschuppen, die sich an die Hinterseite unseres eigenen Truppenlazarettes anschlossen und recht saubere, gesunde Räume enthielten. Hätten wir nur im Felde unsern Kriegern einen bescheidenen Bruchteil von diesem Swakopmunder Herero-Lazarett verschaffen können!

Zur Arbeit wurden nur die Gesunden angehalten. In Swakopmund sah ich die gefangenen Männer zum Teil in einem Sandberge, andere sowie die kräftigen Frauen mit Hafenarbeiten beschäftigt. Den Soldaten war das Betreten der Kraale streng verwehrt. Von den Aufsehern konnte man nur darüber klagen hören, daß die Schwarzen sich öfter zur Arbeit erst zwingen ließen und daß sie nur mit Widerstreben die ihnen damals meist aus Säcken gefertigte Kleidung anlegten. Doch habe ich auch anstellige, kräftige Arbeiter unter den Schwarzen beobachtet, z. B. beim Brunnengraben in Windhuk usw.

Die Stimmung der Herero mußte eine sehr gedrückte sein. Ein stumpfer Gleichmut brütete auf vielen Gesichtern. Daß sie bei gehorsamer, arbeitsamer Führung nichts von den Deutschen zu befürchten brauchten, wußten alle. Aber eine tiefe Verzagtheit muß anstatt ihrer anfänglichen Siegesträume die Überreste des Stammes beherrschen. Einen bezeichnenden Beleg hierfür erfuhr ich von Missionar Meyer, dem Windhuker Vertreter der Herero-Mission. Beim ersten Gottesdienste, den dieser nach der langen Kriegszeit wieder unter den schwarzen Gefangenen in ihrer Hererosprache hielt, konnte sich die um ihn versammelte Schar vor Bewegung kaum an dem sonst so beliebten Gesange beteiligen. Bald sang der Missionar mit zwei oder drei anderen Stimmen allein, während die Schwarzen mit ihrem Schluchzen einer den andern ansteckten. Der Missionar befragte nachher den eingeborenen Kirchenältesten, weshalb die Herero so sehr geweint, ob sie etwa an den Verlust ihrer Ochsen und Herden gedacht hätten. Die Erwiderung war, nicht deswegen, sondern weil ihre Herzen so bekümmert seien; nun werde das Wort Gottes bei ihnen desto leichteren Eingang finden.

39. Erläuterungen.

Der vorstehende, mehr umrissene, als ausgeführte Bericht mag noch einige Erläuterungen erhalten.

19. Mai. Auf der Bahn.

An die Stationen der Eisenbahn Bücher und Schriften verteilt, die begierig angenommen werden.

21. Mai. Windhuk. Heute nachmittag eingetroffen. Im Pfarrhause von Pastor Anz das trefflichste Quartier, sogar mit Schreibtisch und Büchern! Die Kultur kehrt sichtlich wieder! Auf der Wiese neben dem Pfarrhause baut sich mein „Stab" ein Zelt auf, das wir der Fürsorge des Leutnants Qu. verdanken, eines Bekannten von der Abteilung Estorff.

Des Abends Ansprache am Soldatenabend. Pastor Anz hat die höchst dankenswerte Aufgabe in Angriff genommen, unseren Kriegern im Betsaal seines Pfarrhauses ein edles, gemütliches und dabei christliches Heim zu bieten.

22. Mai. Windhuk. Heute vormittag Meldung bei Oberst Dame (stellvertretendes Kommando).

23. Das Lazarett I, nahe bei der Feste, ist voll belegt. Die Typhuskranken stammen in der Mehrzahl von den Kolonnen

mit ihrem schweren, ermattenden Dienst. Zum Lazarett gehören außer dem Backsteinbau des Hauptgebäudes noch zwei Baracken, eine sehr lange und eine kleinere. Das zweite Lazarett liegt eine kurze Strecke von diesem entfernt. Chefarzt von Windhuk ist Stabsarzt Dr. Jacobs.

27. Mai. Jeden Morgen vor der Arbeit Ritt mit Oberst Dame, der mir ein gutes Pferd leiht. Meine Tiere habe ich alle im Süden an der Küste abgeben müssen; hier sind schon neue Pferde, eine neue Karre und neue Zugtiere für mich beantragt.

Wir ritten kürzlich nach Klein-Windhuk mit seinen wasserreichen Wein- und Gemüsegärten, heute zur Regierungsfarm Gamams. Dort wohnt Veterinär-Rat R., der die wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Versuche dieser Farm leitet. Ein treffliches Laboratorium untersteht ihm. Die Umgebung hat landschaftliche Reize und zugleich landwirtschaftliche Vorzüge. In dem guten Grase bei der Farm weiden Simmenthaler Kühe in vortrefflicher Verfassung.

Im Lazarett sind neue Verwundete angekommen, unter ihnen Leutn. v. R., der ehemalige Tientsiner Artillerist.

28. Mai. Sonntag Rogate. Der Krieg ist ja eine sonderliche Gebetsschule.

8 [30] V. Feldgottesdienst beim Denkmalsplatze unter den weitschattenden Akazien, auch für die Bevölkerung Windhuks (Ev. Joh. 7, 37 f.).

Im Lazarett ernste Stunden.

5 N. Begräbnis des Reiters Müller III von der 4. Proviant-Kolonne.

7 [45] Ab. Soldatenabend in der großen evangelischen Missionskirche, zu dem ausdrücklich auch den Windhuker Bürgern und Frauen der Zutritt freistand. Der ganze Raum, alle Gänge und Ecken waren überfüllt; auch Offiziere waren gekommen. Ich erzählte von Groß-Nabas.

Eine besondere Freude war es, an diesem Abend genesene Reiter wiederzusehen, die ich zuletzt als Schwerkranke im Typhuslazarett Otjimbinde usw. gesehen hatte.

30. Mai. 6 [30] Ab. Soldatenabend (auch für die Windhuker) in einem großen, leeren Kolonnenzelte.

31. Mai. Bücher und Schriften verteilt.

Heute wieder zur Schule, die zur Zeit 65 Kinder unterrichtet. Einige Burenkinder haben seit kurzem die frühere Zahl

erhöht. Unter diesen 65 Kindern finden sich 6 katholische. In der Heimat sind über diese Bekenntnisziffern der Windhuker Schulzöglinge völlig irreführende Berichte verbreitet worden.

1. Juni. Himmelfahrtstag! 9 [30] V. Feldgottesdienst, bei dem es recht kalt war, zumal für die Frauen — und alle, die im Schatten saßen. (Col. 3, 1—2.)

Wieder Bücher und Schriften an abmarschierende Kolonnen gegeben.

2. Juni. Die im März aus Deutschland abgesandten Briefe gelangen endlich in meine Hände; sie waren mir zu den Südtruppen nachgesandt und kommen nun nach langen Irrfahrten über Keetmannshoop, Lüderitzbuch nach Swakopmund und Windhuk.

5 N. Bibelstunde im Lazarett II (in einem Krankensaal, in dem Bettlägerige und Leichtkranke vereinigt wurden).

3. Juni. 7 V. Ritt, wie täglich, diesmal nach Rehoboth zu. Des Morgens finden wir Eis von der Dicke eines Fingers.

3 N. Fahrt nach Okahandja. Dort ist jetzt Hauptmann Barack Etappenkommandant, der gegen den Herero Andreas jüngst lange Verfolgungsstreifen unternommen hat. Er erzählt von einem charakteristischen Briefe, den der zu Okahandja in Gefangenschaft gehaltene Kapitän Zacharias an die noch umherflüchtenden Aufständischen gerichtet hat: Weshalb sie noch flüchtig wie ein Kudu (die große Antilope) umherirrten? Die Deutschen würden doch nicht ruhen, bis sie den Orlog beendigt hätten; die Häuptlinge brauchten in Okahandja nicht zu arbeiten und erhielten gute „Kost".

4. Juni. Okahandja. (Sonntag Exaudi). 10 V. Feldgottesdienst in der Feste (Jac. 1, 22).

4 N. zum starkbelegten Lazarette, in dem sich jedoch kaum Schwerkranke befinden. Chefarzt ist nun Stabsarzt Dr. Eggel.

Der brustkranke Sohn des Missionars, der aus Deutschland schwerleidend zu seinen alten Eltern zurückgekommen ist, erholt sich in diesem Klima in erfreulichster Weise; der im Oktober noch bedenklich Darniederliegende ist so gekräftigt, daß man ihn zuerst kaum wiedererkennt. Der Arzt will sogar, daß er schon eine Tätigkeit beginnt.

5. Juni. Okahandja. Im Lazarett und hernach mit Missionar Diehl, der dolmetschen und führen sollte, zu den etwa 1250 Kriegsgefangenen (Frauen und Kinder eingerechnet). Bei

Diehl ließ ich mich über die Fabeln der Herero belehren, von denen ich einige Proben kennen lernte. Die Fabeln der Hottentotten stehen unvergleichlich höher. Die hervorstechenden Züge der Herero-Fabeln sind Geisterspuk, Unzucht, Freude an Ochsen und Viehherden, aber zwischen der Spreu und dem Schmutz auch wieder rührende Beweise elterlicher oder geschwisterlicher Liebe. In dem Werke Brinckers über die Herero-Sprache (herausgegeben von Büttner) sind einige Fabeln in Otjiherero wiedergegeben und übersetzt.

6. Juni. Okahandja. Auf dem Kirchhofe hinter der Missionskirche viele neue Soldatengräber; die weißen Soldatenkreuze stehen in ernster Trauerparade.

4 30 N. Bibelstunde im Lazarett. Hier suchte mich Sergeant Z. auf, der bei unserer Heimfahrt von China auf unserem „Totenschiffe" zu den Schwerkranken gezählt hatte. Freudiges Wiedersehen!

7. Juni. Windhuk. Bei der heutigen Rückfahrt von Okahandja nach Windhuk traf ich Bergrat Dufft, der vom Losbruch des Aufstandes die genaueste Kunde gab. Ihn selber hatte in Okahandja der schwarze Kirchenälteste wenige Minuten vor den ersten Schüssen mehrmals gewarnt, doch ja nicht weiter zu den sogenannten Samuelklippen vorzugehen. So war der Bergrat gerettet worden.

8. Juni. Windhuk. 7 V. Ritt bis in die Vorberge des Onjati-Gebirgsstocks. Da Windhuk selber schon 1650 Meter über dem Meere liegt, müssen die noch beträchtlich aus der Hochebene aufragenden Gebirgszüge eine bedeutende Höhe erreichen. Wir fanden die Schluchten wie die Höhenzüge mit Gräsern und allerlei niedrigen Baumarten reich bestanden und sahen auf einen vielgegliederten Gebirgsstock, bei dem sich Kuppe über Kuppe erhebt, Querriegel an Querriegel reiht. Die Aussicht von den Höhen war klar, weit und von überraschender Mannigfaltigkeit. Wie leicht haben es die ortskundigen Eingeborenen, sich hier zu verstecken — und wie schwer unsere Patrouillen oder unsere verfolgende Truppe!

Im Lazarett I Bücher, Zeitschriften, christliche Blätter und Zeugnisse verteilt.

9. Juni. Mehrfach in dieser Zeit zu unseren bestraften Soldaten. Es sind ihrer gottlob ganz wenige. Das Etappenleben ist hierbei weit gefährlicher, als das Feldleben der kämpfen-

den und „auf Pad" befindlichen Truppe, bei der schwerlich etwas Strafbares vorkommt.

Im Kraal der Kriegsgefangenen lagen heute — auch hier in Windhuk — 8 Leichen (Männer, Frauen, Kinder) über der Erde. Das Husten im Kraal war zum Jammern — und hier leben die Gefangenen doch in ihrem gewohnten Binnenklima.

11. Juni, Windhuk. Pfingsten!

Erst ein stiller Gottesdienst für mich, dann die Feier am herkömmlichen Platze beim Denkmal (10 V. über 1. Kor. 9, 16). Am Pfingstfeste war es Pflicht, gerade in diesem Kolonialkriege die christliche Missionspflicht über allen Streit und alle Bitterkeit der Parteien hinauszuheben. Unsere Feldgemeinde hatte nicht zu untersuchen, ob jeder einzelne Missionar den Gefahren und Anforderungen der kritischen Zeit sich vollauf gewachsen gezeigt habe. Unsere Aufgabe war auch kein Schiedsgericht über die Berechtigung der umlaufenden Anklagen. Aber für das Recht und die Pflicht der Mission selber mußten wir uns auch als kämpfende Pfingstgemeinde von dem Herrn der Kirche das Gewissen schärfen lassen, der nun einmal den Seinen den Befehl hinterlassen hat: „Gehet hin und lehret alle Völker!" Natürlich durfte bei diesem Gottesdienste über der äußeren die allerinnerste Mission an uns selber nicht versäumt werden.

7[30] Ab. Soldatenabend in der von Soldaten und Windhukern überfüllten Missionskirche.

Eine Gemeindekirche besitzt die Hauptstadt Windhuk trotz allen Wachstums bis auf den heutigen Tag nicht! Leider!

12. Juni, Pfingstmontag, Okahandja.

6 V. Abfahrt von Windhuk; 5 N. Gottesdienst in Okahandja im Hofe der Feste (Apostelgesch. 10, 34 ff., als wichtiges Kolonialkapitel und als rechtes Soldatenkapitel).

13. Juni, Okahandja. Besprechung mit Missionar Eich, dem bisherigen Waterberger Missionar, der jetzt das Augustineum (ein Missionsgebäude zur Erziehung und Heranbildung eingeborener Missionsgehilfen, früher in Otjimbingwe, nun in Okahandja) bezogen hat. Er hat ein Häufchen Bastardkinder in sein Haus aufgenommen, bei deren Pflege und Erziehung seine Familie hilft. Es ist dies eine sehr mühsame Missionsarbeit, aber für die Kolonie eine der allerwichtigsten.

Nehmen wir uns dieser Mischlinge von Weißen und Farbigen nicht an, so entwickeln sie sich leicht zu den bedenklichsten „katilinarischen Existenzen“ und zu verbitterten Schürern der äthiopischen Bewegung.

Im Kraal der Gefangenen ließ ich mir den Kapitän Zacharias Zeraua aus Otjimbingwe zeigen, dessen Sohn ich als Kettengefangenen in Windhuk kenne. Der Sohn ist der Anstiftung des Aufstandes in Otjimbingwe und der dortigen Morde verdächtig oder ziemlich überführt. Der Vater lebte mit Frau und Töchtern nebst seinen Großleuten einen bequemen Tag in Okahandja. Als Abzeichen seiner Würde prangte ein Ochsengehörn über dem Lehmhause, in dem er untergebracht ist. Also das Stammeswappen Wilhelm Tells als Wahrzeichen eines schwarzen Häuptlings — der kleine Schritt zum Lächerlichen!

In demselben Kraal saß „Gottfried“, unser Vorreiter vom Stabe des 2. Feldregiments, der auf mein Ansuchen von der Arbeit herbeigeholt wurde.

6 N. Lagerabend in der Missionskirche, die bisher zu Lazarettzwecken benutzt worden ist.

14. Juni, Windhuk. 7[20] V. Rückfahrt aus Okahandja. Heute erhielt ich endlich 6 Weihnachtspakete, die im Oktober vorigen Jahres abgesandt waren, aber weite Irrfahrten hinter mir her gemacht hatten. Der Inhalt war für uns bescheidene Schutztruppler zum Teil noch verwendbar.

Mit jeder Feldpost kommen schon seit einiger Zeit mehrere Bündel Zeitungen für die Truppen in meine Hände; die Nachrichten aus der Heimat werden aufs genaueste gelesen und wandern von Hand zu Hand.

Der Humor treibt seltsame Blüten. In Windhuk bestehen jetzt drei Kasinos, die sich gegenseitig als Kasino der „Klippkaffern“, der „Buschmänner“ und der „Ovambos“ unterscheiden. Ich esse bei den „Ovambos“, doch gelegentlich auch bei den „Klippkaffern“ und den „Buschmännern“.

17. Juni, Windhuk.

Da ich mir bei den vielen Biwaksmonaten im Norden, dann im Süden und besonders auf den kalten Alpenhöhen der Karrasberge einen zähen Katarrh der Nase und des einen Ohres zugezogen habe, ist meine Heimsendung genehmigt worden. Der Arzt verlangt eine spezialärztliche Behandlung in der Heimat

und wünschte meine Rückreise sogar schon im April. Doch mußte ich nochmals zu den Nordtruppen und erklärte mich bereit, bis zur Aussendung des Nachfolgers auszuharren; war ich doch bei allen Märschen und Gefechten bisher keine Viertelstunde wirklich krank.

Im Lazarett Schriften verteilt. Ein mir zugegangenes katholisches Andachtsbuch (den Goffine) übergab ich einer der hiesigen katholischen Schwestern, die in dem Windhuker Lazarett seit längerer Zeit zur Pflege bestellt sind und mit großer Treue ihres schweren Dienstes walten.

Sonntag, den 18. Juni, Windhuk.

8 30 V. Abendmahlsgottesdienst in der evangelischen Missionskirche unter sehr großer Beteiligung.

Nachher wohnte ich dem in Nama-Sprache abgehaltenen Missionsgottesdienste bei. Die Taufbewerber (eine große Anzahl Männer und Frauen) durften erst nach der Liturgie eintreten und mußten das Gotteshaus vor der Schlußliturgie verlassen. Gesungen ward in der Nama-Sprache „Liebster Jesu, wir sind hier" und „Ich will streben nach dem Leben"; zumal die letztere, lebhafte Weise entsprach offenbar der Naturart der Hottentotten.

7 30 Ab. Soldatenabend in der wieder ganz gefüllten Missionskirche. Missionar Wandres, der früher lange in Warmbad stand und jetzt in Windhuk seine Hottentottengemeinde vom Aufstande hat fernhalten helfen, sollte uns einige Hottentotten-Fabeln erzählen, die ein südafrikanisches Seitenstück zum deutschen „Reineke Fuchs" bilden. Die Soldaten lauschten mit sichtlicher Freude. Darauf sangen wir, und ich schloß mit einer längeren, meinen hiesigen Dienst abschließenden Evangelisationsansprache. Dabei zog ein aufrüttelnder, freudiger Ernst nicht allein durch mein Herz.

21. Juni, Windhuk.

Dieser Tage sind wir noch nach dem herrlich gelegenen Hochtal von Aredareigas und dem „Regenstein" geritten, dessen Lage der Blankenburger Felsenburg Regenstein an Schönheit der Berge und der Aussicht keinesfalls nachsteht. In einem wildromantischen Bergkessel liegt dort ein stiller, abgeschlossener Teich klaren, ziemlich tiefen Wassers, in dessen Nähe sich eine liebliche, farbenschöne Vogelwelt belauschen ließ. Hier hätte der Prophet Elias seine einsamen Tage wie am Bache Krith ver-

bringen können, als ihn Raben ernährten und er „des Baches trank". Aredareigas soll in der Herero-Sprache „schönes Tal" bedeuten.

In Friedenszeiten hatten hier oben die Windhuker Kompagnie wie die Batterie ihre hochgelegenen Pferdeposten, um ihre Tiere vor „der Pferdesterbe" zu behüten.

Auch zum alten Pferdeposten in den Eros-Bergen kletterten wir empor und fanden eine weidereiche, anziehende Bergwildnis.

4[15] N. Bibelstunde im Typhuslazarett.

22. Juni, Windhuk. 4 N. Bibelstunde im Lazarett II.

24. Juni, Windhuk. Nochmals zu unseren strafgefangenen Soldaten — jedesmal ein schwerer Gang, zu dem man die Rüstung von Col. 3, 12 bedarf. Es gilt, ihnen den Mut und die Hoffnung zu stärken, fortan trotz alledem mit Gott weiterzuleben und weiterzustreben.

3 N. ging mein Bahnzug. Kurzer, letzter Abschied von Freunden und Kameraden. Mein Wahrspruch ist die Lebenslosung des alten Chrysostomus: Δόξα τῷ θεῷ πάντων ἕνεκεν. (Gott sei gepriesen für alles!)

Sonntag, den 25. Juni, Okahandja.

4 N. letzter Feldgottesdienst hier auf unserem alten Rasenplatze unter den Bäumen nahe bei dem großen Termitenhügel. Wir stellten uns unter die Epistel dieses Sonntags (1. Joh. 4, 16—21): „Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm". Das sei der Abschluß.

26. Juni, Okahandja.

Jetzt heißt's zu packen, alle Kisten und Koffer durchzusehen und für die Seereise zu sichern.

Des Nachmittags ins Lazarett.

27. Juni, Groß-Barmen.

In zwei bis drei Stunden ritten wir nach Groß-Barmen hinüber. Leutnant H. hatte mich gebeten, seinen dort einsamen Zug zu versorgen.

Groß-Barmen liegt in einer breiten, von Gebirgszügen abgeschlossenen Ebene. Wie in Windhuk sprudeln hier heiße und kalte Quellen aus dem Boden, sowohl aus dem Gestein, wie aus dem wiesenähnlichen Sumpflande, auf dem eine weißliche Salzkruste weite Stellen überkleidet. Stabsarzt Dr. G. ist mit uns geritten, um die Quellen zu untersuchen. In den heißen

Monaten muß hier arge Malariagefahr brüten, solange die sehr ergiebigen Quellen nicht eingefaßt und die Wasserabflüsse nicht geregelt sind.

Die Feste Groß-Barmen besteht eigentlich nur aus einem zweigeschossigen Turmbau mit einer zweifenstrigen Oberstube, doch wird jetzt an der Vergrößerung gebaut. Hier liegt ein Leutnant mit einem Zuge.

Der Feste nahe gegenüber steht die zur Zeit verlassene Mission und die noch stattliche, obschon ihres Daches beraubte Kirche; i. J. 1871 ist sie erbaut, denn diese Jahreszahl steht noch deutlich an den Resten der Bedachung. Die Decke blieb unversehrt und daher das Innere leidlich erhalten. Altarraum und Kanzel haben gelitten, immerhin sieht das Ganze noch wie ein Kirchraum aus. Die Sprüche in Hererosprache sind an den Wänden erhalten. Dort steht Christi Missionsbefehl, dort ein an diesem Orte besonders bedeutsames Schriftwort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Nahe vor der Kirche ragt eine Gruppe hoher, alter Dattelpalmen in die Luft.

Der quellenreiche Boden entwickelt hier wie in einem nahen Gemüsegarten eine erfreuliche Fruchtbarkeit.

Die Missionarswohnung ist am meisten beschädigt, doch bietet sie noch jetzt eine Reihe trockener, kühler Räume. In diesem Hause hat die Missionarswitwe Viehe ihre kleine Hererogemeinde bedient und sich beim Beginn des Aufstandes durch beherzte Besonnenheit vor Schaden und Gefahr bewahrt. Als die Herero in ihr Haus drangen, hat sie ihnen kleine Geschenke, wie einige Stücke Plattentabak gereicht, sie aber sonst durch eine schnell begonnene, mit ernstem Gesange eingeleitete Andacht zur Ruhe gebracht.

4 [30] N. Gottesdienst unter den mächtigen Ana-Bäumen*) (über Matth. 13, 45 f: Der Soldat, der vom Feldzuge die köstlichste Perle heimbringen will).

6 [30] N. noch ein Lagerabend in der mit einigen Lichten spärlich erhellten Missionskirche.

28. Juni, Okahandja. Auf dem Rückmarsche von Groß-Barmen sahen wir in der dichten, gras- wie baumreichen Steppe, wie gut der Wildstand hier sein muß. Nicht bloß Perlhühner,

---

*) Die Königinnen unter den Akazien.

ein Klippbock und ein Schabracken-Schakal kreuzten unseren Pfad, sondern in besonders dichtbestandenem Gelände sogar eine große Kudu-Antilope. Das Tier hatte die Größe eines Pferdes und trug zwei mächtige, aufrechte Gehörnstangen. Das auflodernde Jagdgelüst mußte sich bei der gewandten Schnelligkeit der scheuen Antilope mit dem vorüberhuschenden Anblick bescheiden.

29. Juni, Okahandja.

Heute der letzte, herzbewegliche Dienst in Okahandja, der die ersten Schreckenstage des entbrennenden Aufstandes nochmals lebhaft im Gedächtnis erstehen ließ. Die in den Januartagen 1904 Gefallenen, die anfänglich zum Teil innerhalb der Feste, darnach aus zwingenden Gründen des Gemeinwohls in einiger Entfernung, aber noch immer inmitten des Ortes begraben waren, sollten nun auf Anordnung der Behörden auf dem Kirchhofe beigesetzt werden. Unter Beteiligung der ganzen Bewohnerschaft bestatteten wir die acht Gefallenen bei unseren Kameradengräbern auf dem Kirchhofe*).

Kurze Zeit nach der Feier und einem flüchtigen, traulichen Beisammensein mit Freunden und Kameraden kam der Abschied von Okahandja und seinem Kaiser-Wilhelms-Berg. Auf dem Bahnhofe freudiges Zusammentreffen mit Dr. G., der gleichfalls nach Deutschland fährt.

30. Juni, auf der Bahn bei Welwitsch.

Bei der Station Welwitsch steht in wenigen kümmerlichen Exemplaren die sonderbare Welwitschia mirabilis. Die nach dem Anschein fast vertrockneten, niedrigen Baumstümpfen ähnelnden Stämme erheben sich nur einige Handbreit über den Boden, von dem Rande der scheinbaren Schnittfläche eine Anzahl ziemlich schmaler, ebenfalls dürr aussehender Blätter entsendend.

Auf einer anderen Bahnstation sah ich die erste blühende Aloe dichotoma. Hohe, gelbe Ährenblüten waren zwischen den kleinen, grün beblätterten Verästelungen aufgesproßt.

Neben mir auf dem Rücksitze des letzten Bahnwagens sitzt der bisherige Missionar von Hoachanas, Frd. Judt, der unseren durchziehenden Truppen viel Gutes getan hat. Er fährt ebenfalls

---

*) Ihre Namen sind: Zulott, Kux, Päch, Rudolph, Gerwinsky, Schliepen, Rock, Stockamp.

nach Deutschland, um seine Missionsheimat für immer zu verlassen.

Wir schauen beide auf das vor unsern Blicken sich entfernende Gebirge und denken der nun abgeschlossenen Zeit; mein Nachbar seiner dreißig afrikanischen Missionsjahre, ich des männermordenden Krieges. Die mächtigen Bergzüge heben sich in scharfen Linien und dunkelblauen Massen vom roten Himmel ab. Der Erdteil und das Land, dem uns die Bahn entführt, versinkt in blassem Abendrot. Will uns dieses an das vergossene Blut oder an den stillen Frieden des Abends mahnen? Wir sind auf den Frieden gestimmt, und wie einst Matthias Claudius den deutschen Abendfrieden, so empfinden wir diese stimmungsvolle Umgebung als „eine stille Kammer", in der wir „des Tages Jammer" vergessen und die Gedanken nach oben senden sollen. Es ist, als wollte uns das den Blicken allmählich entschwindende Afrika als Scheidegruß den 121. Psalm in Schönheit und Frieden vor das sinnende Auge stellen.

Erst nach Mitternacht waren wir im nebeligen Swakopmund.

Am 2. Juli fährt bereits unser Dampfer, der „Kronprinz" (von der ostafrikanischen Linie).

40. Zwei Hottentottenfabeln.

Von den öfter erwähnten Fabeln seien, bevor unsere Schilderung aus der Kolonie in die Heimat zurückführt, nur zwei Proben eingeschaltet.

Diese Fabeln kennzeichnen jedenfalls die Sinnesart der Hottentotten. Es wird fraglich sein, wieweit die europäischen Tierfabeln durch die Vermittelungen des Verkehrs auf die Namastämme eingewirkt haben. Einige Fabeln vom Schakal erweisen sich als augenscheinliche Nachbildungen aus Reineke Fuchs, wenn jemand nicht gar eine gemeinsame Urquelle annehmen will. Andere Tierfabeln erwecken jedoch durchaus den Eindruck bodenwüchsiger Ursprünglichkeit.

Wenn der Hottentott am Lagerfeuer oder in seinem Pontock von den alle überlistenden Schlichen des Schakals hört oder erzählt, so sieht er ohne Zweifel in diesem Schakal sein eigenes Abbild, wie sein Vorbild.

Der Löwe und der Schakal, so erzählen z. B. die Alten den

ohrenspitzenden Jungen, gingen gemeinsam auf die Jagd, eine Antilope zu schießen. Der Löwe schoß seinen Pfeil ab und fehlte. Sofort schoß auch der Schakal und traf. Haha, jubelte er, ich habe getroffen! Da herrschte ihn der Löwe an, er selber habe den guten Schuß getan. Gewiß, erwiderte der Schakal unterwürfig, der Löwe schießt ja immer gut.

Nun lassen beide das getroffene Wild laufen, um es nach seinem Verenden auf seiner Blutspur zu finden.

Da schlug sich der Schakal die Nase blutig und lief eine weite Strecke auf den Spuren der unverletzten Antilopen, um den Löwen auf die falsche Fährte zu locken.

Während jedoch der Löwe lange die vom Schakal herrührenden Blutspuren verfolgte, war dieser abseitsgesprungen und längst bei der erlegten Antilope. Er fraß so begierig, daß nur noch seine Rute hervorsah. Mit einem Schwunge holte ihn der nachkommende Löwe heraus und bedrohte ihn wütend.

Was willst du, redete sich der Schakal heraus, ich habe nur die besten Stücke für die Löwin herausgeschnitten.

Der Löwe ließ sich begütigen, schickte den Schelm zur Löwin und schenkte ihm für die eigenen Jungen und seine Schakalin einige schlechtere Stücke.

Der Schakal jedoch bringt das Beste seiner Frau und seinen Kindern, dagegen das Schlechtere der Löwin und den jungen Löwen. Diese verhöhnt er überdies, wirft ihnen die schlechten Stücke an den Kopf und ruft: Ihr Kinder des Großpfotigen, da habt ihr etwas!

Solche Fabeln vom Löwen und Schakal oder von Pavianen, Giraffen, Zebras, Schildkröten, Schlangen, die alle vom Schakal überlistet werden, erzählen sich die Hottentotten eine lange Reihe.

Hier sei noch eine Fabel von der Giraffe und der Schildkröte wiedergegeben.

Die Giraffe drohte der kleinen Schildkröte: „Ich kann dich mit meinen Füßen zermalmen“.

Dann sagte sie: „Ich könnte dich auch verspeisen“. Die Schildkröte antwortete kleinlaut, es sei ja das Geschick der Schildkröten, verspeist zu werden.

Als sie nun von der Giraffe verschluckt werden sollte, spreizte sie sich und blieb so lange in der Giraffenkehle, bis das große Tier erstickt war. Dann kroch die befreite Schildkröte davon.

Solche Hottentottenfabeln sind meist von den rheinischen

Missionaren (z. B. Krönlein und Rath) gesammelt und von einem Kapstädter Gelehrten herausgegeben worden (Dr. Bleek, Reineke Fuchs in Afrika. Fabeln und Märchen der Eingeborenen. Weimar bei Böhlau 1870).

41. Heimfahrt.

Der einzige Zwischentag, der noch vor dem Abgang des Dampfers blieb, reichte kaum für die letzten Besorgungen und Pflichten.

Der Abschied von den Kameraden und Bekannten war genommen, z. T. noch auf der Landungsbrücke, auf der wir lange zu warten hatten. Da sich die Ankunft des „Kronprinzen" verzögerte und die See sich immer unruhiger geberdete, wurden die Reisenden zunächst an Bord der „Alexandra Wörmann" geschafft.

Noch ein herzliches Lebewohl zu meinen drei Getreuen, die mich umstanden, und die Einschiffung erfolgte.

In der Frühe des 3. Juli siedelten wir auf den „Kronprinzen" über, der über Nacht eingelaufen war. Mit dem Förderkorbe ging's in die wenig einladenden Boote, dann zog uns die Pinasse in den Nebel hinaus, aus dem bald der graue Rumpf unseres Dampfers auftauchte.

Der südwestafrikanische Feldzug muß einem starke Spuren aufgeprägt haben, denn ein bekannter Schiffsoffizier gestand mir, er sei beim ersten Wiedersehen nach diesem einen Jahr stark erschrocken. Doch das hatten wir uns gegenseitig im Felde schon öfters gesagt, und nun kam ja die Zeit der Ruhe und der stärkenden Seefahrt.

Aber wie müde war man, als nun mit der Ruhe die Ausspannung folgte.

Doch der Herr hatte Großes an uns getan, und Bibelworte wie Psalm 103 beherrschten die Stimmung. Man gedachte grüßend der Heimat, auch der oberen Schar, die den Heimkehrenden diesmal hienieden nicht mehr mit freudiger Liebe begrüßen konnte — aber ebenso oft wie zur Heimat, ja tagtäglich zog es Herz und Gedanken zu der weiter ausharrenden Schutztruppe zurück. Wie oft nannte man im Kreise der Mitfahrenden oder im Selbstgespräch der Gedanken die Namen der Gebliebenen!

Die Westküste Afrikas liegt in erstaunlichem Maße voll Wracks gestrandeter Schiffe. Sollen diese etwa eine Erinnerung an die vielen, vielen Gefährten sein, die mit vollen Masten und geschwellter Hoffnung hinauszogen und nun im afrikanischen Boden ihr frühes Grab gefunden haben? Nimmermehr! Für euch haben wir ein ganz anderes Erinnerungszeichen: das südliche Kreuz am Himmel, das über euren Gräbern, wie über unserem Schiffe Wache hält, und zu dem wir so oft in den gefährlichsten Lagen miteinander hinaufgeblickt haben!

Auch die Rückfahrt war mir auf keinem Truppenschiffe vergönnt, was für die persönliche Erholung freilich günstiger war. Auf unserem Dampfer fuhren u. a. 5 Ärzte von der Schutztruppe, ein Postbeamter, ein Missionar, einige Kaufleute, zwei deutsche Damen sowie eine Anzahl Engländer und Buren mit ihren Damen nach Europa. Die zweite Kajüte war stärker besetzt. Im Speisesaal hatten wir einen deutschen, einen englischen und einen holländischen Tisch, den letzteren für die Burenfamilien, die ohne Zweifel den ersten Schichten ihres unglücklichen Volkes angehörten. Auch das nähere Zusammenleben auf dem Schiffe zerteilte sich im allgemeinen in diese drei Gruppen, wenn man sich auch allseits höflich begegnete.

Auf der ersten Hälfte der Fahrt sahen wir nur selten ein Schiff und kein Land, höchstens noch an den ersten Tagen die afrikanische Küste.

Uns Kriegsmüden tat die kräftigende Einsamkeit des Meeres jedoch äußerst wohl.

An ruhigen, sonnigen Tagen glitt unser trefflicher Postdampfer so bequem dahin, daß wir hätten vergessen können, auf See zu sein. Das glänzende, glitzernde Meer umwallt dann das Schiff mit mäßiger Dünung. Einen langen Wogenschleier zieht es zu beiden Seiten hinter sich her. Wo der Bug als schneller Schwimmer die Wasser durchschneidet oder wo sie die Schraube am Heck aufwirbelt, sprüht weißer Gischt und wirres Gekräusel über die Oberfläche. Darunter ziehen sich grünliche oder bläuliche Strudel in die Tiefe. Dazu quellen geschmolzene Smaragde aus den aufgestörten Wassern, und der zersprühende Wasserstaub erglänzt vor der Sonne in den Farben des Regenbogens.

Das Meer ist wie ein unermeßliches Geheimnis, das uns

mit tiefliegenden Augen anschaut und uns fragt, ob wir sein Rätsel erraten können.

Bei sinkender Nacht umwogt den einsamen Deckwanderer dies Geheimnis noch eindrücklicher. An Backbordseite nichts, als nächtliche Tiefe mit dem Sternhimmel darüber. So sieht es in einem Menschenherzen aus, in dem fast alles Licht erloschen ist und nur noch die allerletzten Funken von Glaube, Hoffnung, Liebe fortglimmen. An Steuerbordseite gießt der Mond sein gedämpftes Licht über die wie dunkles Geschmeide aufschimmernde See. Eine ahnungstiefe Poesie! Aber zum vollen Leben gehört trotz alledem volles Licht.

Dann kommen bewegtere Tage, an denen die Tiefe ein wenig von ihrer Gewalt und aufwachenden Wildheit enthüllt. Wer dem scharfen Winde zum Trotz das ganze Deck umwandert und seinen Marsch Schritt für Schritt erkämpft, hat dabei Kampfgedanken, wie sie Goethes Sturmlied dem trotzenden Wanderer aus der Seele liest. Wie klein ist der Mensch gegen die heranrollende Gewalt dieser endlosen Wogen! Aber dennoch erfreuen ihn die ungezählten weißen Kämme, die fern und nah wie schwimmende Sturmvögel mit weißem Gefieder auf und nieder tauchen.

Nach zwölftägiger Reise fuhren wir auf der Höhe von Teneriffa, dessen Pik seinen Gipfel mit den breiten Schultern in den klaren Abendhimmel hineinzeichnete.

Am 16. Juli waren wir auf der Reede von Las Palmas (auf der Insel Gran Canaria). Konnten wir auch nicht an Land, um den Aufenthalt des Schiffes nicht zu verlängern, so lagen doch die sich in den Schutz der Höhen bergende Stadt und die hohen Gebirgszüge der Insel deutlich vor uns, und die Sonne tat uns an dem etwas bewölkten Tage den Gefallen, gleich einem Scheinwerfer Berg um Berg und nacheinander alle bis zu den Bergrücken hinanreichenden Siedelungen und Ortschaften abzuleuchten.

Am 21. Juli bogen wir bei der Insel Quessant bei starkem Nebel in den Kanal. Die Dampfpfeife heulte während der Morgenstunden ihre schrillen Mißtöne unaufhörlich in den Nebel, und bald tutete es von rechts, bald von links als Antwort zurück. Dann klärte sich das Wetter zu einem klaren, sonnigen Tage, der die englische Küste mit ihren Kreidefelsen von Brighton bis Dover deutlich an unserem Auge vorübergleiten ließ. Auch

Folkestone schmerzlichen Angedenkens*) sahen wir. Bei Dover setzte der Dampfer die ersten Reisenden ab.

Wir fuhren an Vlissingen vorüber die Schelde hinauf bis Antwerpen. Die sehr gewundene Fahrrinne erforderte die größte Vorsicht des Kapitäns und des Lotsen.

In Antwerpen konnten wir am 23. Juli nach dreiwöchiger Seefahrt endlich ans Land. Eine Stätte alter Geschichte und alter Kultur tat sich auf. Das ist also das Antwerpen Karls V., das Napoleon I. zum Stützpunkte seiner Pläne erkoren, in dem Meister Rubens seiner Kunst gelebt hat. Der „Steen", das altersgraue, burgartige Gebäude erinnert an Herzog Albas blutigen Namen. Uns zog es zunächst zu P. P. Rubens' großen Kreuzigungsbildern am hohen Flügelaltar der alten, siebenschiffigen Liebfrauenkirche.

Bei der Rückfahrt begrüßten wir uns mit dem ersten deutschen Kriegsschiffe, das wir wieder sahen, mit „Kaiser Wilhelm dem Großen", der zur belgischen Nationalfeier — es wurde das 75=jährige Bestehen der staatlichen Selbständigkeit gefeiert — nach Antwerpen fuhr.

An den alten Forts Lillo und Liefkenhoek vorüber, von denen Wilhelm Raabes dramatisch packende Erzählung „die schwarze Galeere" berichtet, glitten wir stromabwärts behutsam zum Kanal zurück.

Die See war so still, als ob sie schliefe, und nur ein leises Atmen bewegte kaum spürbar ihre Brust. Den Hunderttausenden kleiner Wellenringe, die auf der glatten Fläche spielten, hatte der Abendhimmel etwas von seiner Farbenpracht mitgeteilt. So farbenschön ist das Meer nur selten.

Die Naturstimmung paßte zur Heimkehr. Das Meer schien jenes Abendlied des heimfahrenden Fischers vor sich hinzuträumen:

Stille, Stille über mir,
Stille um mich her.
Nur ein Tropfen
Fällt vom matten Ruder
Leise, schläfrig
In das Meer.

*) In der Nähe von Folkestone ging der „Große Kurfürst" unter.

Alles müde,
Mann und Zeug;
Bin auch müde.
Nun so buchte, alter Nachen
Uns nur sachte
In die Ruhe ein.

In diese Ruhe und Feier aber raunte es wie das stille Mahnen des 65. Psalms: Gott, man lobt dich in der Stille zu Zion, und dir bezahlt man Gelübde; du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir.

Die Nordsee ging recht hoch, und das Schiff schaukelte kräftig, aber das änderte nichts an der Tatsache, daß wir wieder die Luft der Heimat atmeten. Bei Wangeroog sichteten wir den ersten deutschen Kirchturm, bald auch die erste grüne Spitze des deutschen Festlandes. Am 25. Juli trafen wir in Hamburg ein, von Angehörigen und Freunden begrüßt. Ein wichtiges Kapitel meines Lebens war beendet.

Vor dem Herzen aber steht leuchtend das Mahnwort (5. Mose 4, 9 u. 10): Hüte dich nur und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest der Geschichte, die deine Augen gesehen haben und sollst den Tag kundtun, da du vor dem Herrn, deinem Gott, standest.



Druck von Julius Beltz, Hoflieferant, Langensalza.

